Heft 4, Dezember 2006/86. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom
Land Baden-Württemberg, vertreten durch das
Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 7,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Titelbild: Badische Landesbibliothek, Handschrift Bruchsal 1, Bl. 1v

Inhalt

Geleitwort des neuen Präsidenten Dr. Sven von Ungern-Sternberg 148

I. Handschriftenstreit

Der Handschriftenstreit – eine unsägliche Geschichte
Versuch einer Chronologie der Ereignisse
Heinrich Hauß 149

II. 1806/2006 Erhebung Badens zum Großherzogtum

Das badische Erbe in Baden-Württemberg
Vortrag im Rahmen des Festakts zum 200-jährigen Jubiläum der Erhebung Badens zum Großherzogtum 1806
Wolfgang Jäger 169

Von der „Baustelle“ zum Musterland
Badens Weg aus Vielfalt zum Ganzen
Wolfgang Hug. 177

Eröffnung der Ausstellung „1806: Baustelle Baden“ Der Breisgau im neuen Großherzogtum
Kurt Hochstuhl 184

Vom Ende des Reichskammergerichts
R. Haehling von Lanzenauer . . . 190

III. Geschichte

Dreimal Karlsruhe
Eine Rede
Johannes Werner 194

725 Jahre Büchenau
Kurt Andermann 202

Der Feiertaghof ist der Unterhippensbachhof und das Longinuskreuz steht am Vierten Bauernhof
Bilddokumente – Fehlinterpretationen führen in die Irre
Heinz Nienhaus 210

IV. Personen

Wer war Maximilian Letsch?
Zu seinem 100. Geburtstag
Johannes Werner 216

Ein Leben … zeichnen
Zur Erinnerung an den im Oktober 2006 verstorbenen Freiburger Pädagogen und Zeichner Prof. Wilhelm Flamm
Christoph Schneider 231

Wirken in Wirren
Willy Hellpach 1877–1955
Leonhard Müller. 237

Einfach so …
Hommage an Harald Hurst
Hermann Bausinger. 246

Ludwig Hugo Franz von Jagemann
13. Juni 1805 – 11. Juli 1853
Manfred Teufel 253

V. Landesverein

Verabschiedung des Vorsitzenden Adolf Schmid am 7. Mai 2006 in Lörrach
Rede des Schriftleiters der Badischen Heimat 256

Verabschiedung von Frau Kohler und Herrn Kohler bei der Mitgliederversammlung 2006 in Lörrach
Volker Kronemayer 259

Mitgliederversammlung am 7. Mai 2006 in Lörrach
Christoph Bühler 263

Satzung des Landesvereins Badische Heimat e. V. 266

Satzungsänderung 271

Meine Jahre im Dienst der „Badischen Heimat“
Adolf Schmid 274

Vorteile für Mitglieder der Badischen Heimat 277

VI. Aktuelle Informationen

Redaktion

„Dieses Jahr“ – 1806 – „genau in den Blick zu nehmen“
Heinrich Hauß 279

Ein anderes 1806: Beginn des Drehorgelbaus im Großherzogtum Baden
Ignaz Blasius Bruder (1780–1845)
Heinrich Hauß 280

Ehemalige Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle zur stellvertretenden Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa e. V. gewählt
Heinrich Hauß 281

Landestreffen der historischen Bürgerwehren in Karlsruhe
Zum 200. Geburtstag des Großherzogtums Baden und des 75-jährigen Bestehens des Landesverbandes Baden/Südhessen
Heinrich Hauß 281

Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau (saai) präsentiert Beispiele aus seinen Sammlungen
Heinrich Hauß 282

50. Todestag von Elisabeth Walter am 4. Juni 2006
Hubert Matt-Willmatt 282

Ausstellung zum 300. Geburtstag des Fürstbischofs Franz Christoph von Hutten (1706–1770)
„Hatte das Bruchsaler Schloss zu dem gemacht, was es heute ist“
Heinrich Hauß 284

Albert Geigers „Die versunkene Stadt“ (1924) in der Kleinen Karlsruher Bibliothek des Info Verlags erstmals wiederaufgelegt
„Eine literarische Sozialgeschichte der Stadt Karlsruhe nach der Jahrhundertwende“
Heinrich Hauß 285

Der „Hebeldank“ des Jahres 2006 wurde an Johannes Wenk-Madoery verliehen
Elmar Vogt 285

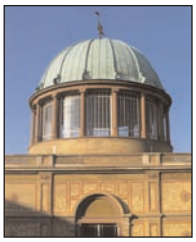
Martin Stadler wurde mit dem Literaturpreis 2006 des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet
Elmar Vogt 286

Neuer Klimaatlas für Baden-Württemberg 287

Mannheimer Schloss in neuem Glanz. 288

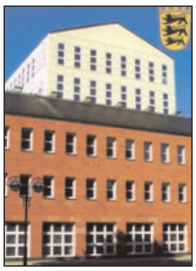
Badische Gedächtniskultur
Neues Buch über Geschichte und Persönlichkeiten vorgestellt
Denis Elbl 288

Karlsruher Universität: Eliteuniversität
Die Region kann ein neues Selbstwertgefühl entwickeln
Heinrich Hauß 288



Badische Landesbibliothek – Daten zu ihrer Geschichte
Heinrich Hauß 289

50 Jahre Badische Heimat Bruchsal
Robert Megerle 289



Orangerie der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe wiedereröffnet
Heinrich Hauß 291

Briefe an die Redaktion
Harald Siebenmorgen 292

Buchbesprechungen 294

Ausstellungen in Baden. 301

Geleitwort des neuen Präsidenten Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Liebe Mitglieder,
sehr geehrte Leserinnen und Leser,

nachdem ich mich bereits im letzten Heft 2-3/2006 mit meinem grundsätzlichen Verständnis des Amtes als Präsident der Badischen Heimat kurz vorgestellt habe, möchte ich in dieser Ausgabe einen ersten Überblick über die konkrete Arbeit des neuen Vorstands der vergangenen Monate und einen Ausblick auf das nächste Jahr geben:

Der neue, erweiterte Vorstand hat seine Arbeit aufgenommen und hat sich vorgenommen, den Mitgliedsbeitrag bis auf weiteres stabil zu halten, zur Verbesserung der finanziellen Situation des Vereins erstmals aber einen Schwerpunkt auf die Werbung neuer Mitglieder und Sponsoren zu legen. Wir können hierzu unsere bewährten Stärken ausspielen, müssen aber auch gleichzeitig auf neue Strömungen und Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld reagieren und neue Wege suchen.

Zu unseren Aktivposten gehört eindeutig die Herausgabe unserer schönen, inhaltlich instruktiven und gleichzeitig sehr ansprechend gestalteten Hefte. Das letzte Doppelheft beinhaltete ja das Badische Kalendarium, für dessen Erstellung ich unserem Schriftleiter, Herrn Heinrich Hauß und meinem Vorgänger im Amt, Herrn Adolf Schmid, herzlich danke. Die Schaffung einer „badischen Gedächtniskultur“ ist eine unserer hervorragenden und vornehmsten Aufgaben. Gleichzeitig dürfen wir uns aber auch nicht den modernen Entwicklungen verschließen, damit wir auch neue, jüngere Mitglieder gewinnen können. Wir haben deshalb seit kurzem eine Überarbeitung des Internetportals vorgenommen. Unser neues Vorstandsmitglied David Depenau, dem ich hierfür ebenfalls herzlich Dank sage, hat sich dem angenommen, und unter www.badische-heimat.de ansprechende und moderne Präsentation unseres Landesvereins im Internet eingerichtet. Durch die erstmalige Anwendung des Sponsorenprinzips war die Erstellung der neuen Internetseiten für den Verein vollständig kostenneutral.

Das Jahr 2006 war natürlich ganz entscheidend geprägt von dem Jubiläum „200 Jahre Großherzogtum Baden“. Wir haben hier durch diverse Ausstellungen und Vorträge Akzente gesetzt. Ein Großteil der Vorträge findet sich in diesem Themenheft wieder. Getrübt wurde dieses Jubiläum durch den Streit um die mittelalterlichen Handschriften der badischen Landesbibliothek. Wir haben natürlich die Aussagen, dass hier ein Verkauf erwogen wird, mit großer Sorge verfolgt. Für mich ist aber wichtig, dass jetzt der Ministerpräsident die Sache zur Chefsache gemacht hat und eine Lösung angeht, die den Verbleib des badischen Kulturerbes hier in der Raumschaft sichert. Dafür bin ich sehr dankbar.

Wir werden auch im nächsten Jahr wichtigen Jubiläen, nämlich den 60. Todestag von Hermann Eris Busse und den 50. Todestag von Wilhelm Hausenstein, die angemessene Aufmerksamkeit widmen. Und dann müssen wir natürlich schon unser eigenes 100-jähriges Jubiläum im Jahr 2009 im Auge behalten, damit wir diesen „runden Geburtstag“ gebührend begehen.

Nun wünsche ich Ihnen eine gewinnbringende und instruktive Lektüre!

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Heinrich Hauß

Der Handschriftenstreit: Eine unsägliche Geschichte

Versuch einer Chronologie der Ereignisse 21. 9. – 2. 11.2006

„Denn worin besteht die Barbarei anders als darin, dass man das Vortreffliche nicht anerkennt."

J. P. Eckermann: Gespräche mit Goethe

1. Ad usum et memoriam Lectoris

Die BADISCHE HEIMAT erscheint in einem vierteljährlichen Rhythmus, deshalb ist es der Schriftleitung erst im Heft 4/2006 möglich, zu dem zunächst von der Landesregierung geplanten Verkauf der Handschriften der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe Stellung zu nehmen. Im nachhinein schien es der Schriftleitung sinnvoll und notwendig, ad usum et memoriam Lectoris zumindest eine Chronologie der Diskussion um die Handschriftenaffäre an Hand der Presseberichte und -kommentare zu erstellen. Der Handschriftenstreit betrifft ja nicht nur die Badische Landesbibliothek, sondern auch die Stadt Karlsruhe, den Badischen Landesteil und die BADISCHE HEIMAT, sondern letztlich auch das kulturelle Erbe des ganzen Bundeslandes. Sehr schnell stellte sich heraus, dass der Streit um die Handschriften eine kulturpolitische Dimension annahm, die weit über die Grenzen des Bundeslandes hinausging.

Beim Versuch einer Chronologie des „skandalösen Plans"[1] greifen wir insbesondere auf Berichte, Kommentare und Aufsätze der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zurück, die sich in vorbildlicher und sachkundiger Weise in der Zeit vom 29. 9. bis zum 10. 10. 2006 des Handschriftenstreits angenommen hat[2]. Durch die Berichte der Zeitung hat der Streit eine nationale und internationale Dimension erreicht. Der Handschriftenstreit ist für Baden empörend in doppelter Weise: einmal versucht die Landesregierung, sich des Problems, das ein Problem des ganzen Landes ist, auf Kosten Badens zu entledigen und schließlich spielt das Haus Baden auch noch dabei – wieder zu Ungunsten Badens – mit.

Welche Konsequenzen aus dem unseligen Handschriftenstreit auch immer zu ziehen sind, wird sich noch herausstellen. Zu vermerken ist aber schon jetzt, dass Fachwelt und Presse schnell, vehement und nachhaltig reagiert haben.

Eine Chronologie der Ereignisse ist auch deshalb angemessen, weil selbst nach dem Drei-Säulen-Modell zumindest ein Teil der Handschriften immer noch vom Verkauf bedroht ist, und der Ministerpräsident bisher sich nicht festgelegt hat. Die Landesbibliothek in Karlsruhe ist in diesem Streit gewissermaßen die letzte Bastion gegen den Verkauf von Kulturgut. Wenn einmal der Kulturgutverkauf eingeführt ist, brechen alle Dämme. Wachsamkeit ist nach wie vor angesagt.

2. Festakt am 24. September in Karlsruhe und der geplante Handschriftenverkauf

Ausgerechnet im Jubiläumsjahr

Am Donnerstag, den 21. September 2006 wurde durch die Presse bekannt, dass der Ministerpräsident Günther Oettinger sich auf den Verkauf wertvoller Handschriften aus der Badischen Landesbibliothek mit dem Hause Baden geeinigt habe. Mit der geplanten Übereinkunft werde nun Rechtssicherheit erreicht.

Die Kuppel über dem Hauptlesesaal der Badischen Landesbibliothek. An den Pfeilern brachte der schottische Künstler Hamilton Finlay einen originellen Hinweis auf die heutige „Vernetzung" der Bibliotheken: In Stein gemeißelt die Telefonnummern einiger Nationalbibliotheken in römischen Zahlen, Symbolzeichen dafür, daß heute das Vermitteln der Antike und der Moderne nur noch im Verbund der Bibliotheken zu meistern ist.

Wir präsentieren hier unseren Leserinnen und Lesern eine Auswahl der Kostbarkeiten der Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe.

Kloster Reichenau, Cod. Aug. perg. 78, Bl. 2v, Initiale

Für das Schloss Salem sollen 70 Millionen erbracht werden. Mit einem Teil des Betrags will das Haus Baden für seine Aufwendungen entschädigt werden, die man für die Sanierung in der jüngsten Zeit aufgebracht hat. Der andere Teil soll in eine Stiftung fließen, aus deren Erlös der Unterhalt des Schlosse bestritten wird[3]. Für Sonntag, den 24. September hatte der Ministerpräsident zu einem „Festakt – 200 Jahre Großherzogtum Baden" in das Badische Staatstheater Karlsruhe eingeladen. „Es wird wohl ein Geheimnis bleiben, warum der geplante Verkauf der Handschriften ausgerechnet jetzt, kurz vor den Feierlichkeiten zum zweihundertsten Jubiläum des Großherzogtums, publik wurde"[4], sinnierte die BNN. „Dem Kulturland Baden droht ausgerechnet im Jubiläumsjahr wieder einmal ein herber Verlust. Dass der Deal den Badenern jetzt auch noch als begrüßenswerte Maßnahme verkauft werden soll, machte die Pille noch bitterer", kommentierte „Der Sonntag" den eigenartigen Vorgang[5]. Für die BADISCHE HEIMAT war das absichtlich-unabsichtliche Zusammentreffen der beiden Termine *beschämend,* zeugte es doch für ein geringes Verständnis sowohl der Landesregierung wie des Hauses Baden für die Bemühungen des Landesvereins um Präsenz badischer Geschichte im Bewusstsein der Bevölkerung! „Die historische Würdigung des Anlasses trat angesichts der aktuellen Diskussion ein wenig in den Hintergrund", kommentierten die BNN[6].

3. „Klammheimlich am öffentlichen Interesse vorbeigemogelt"

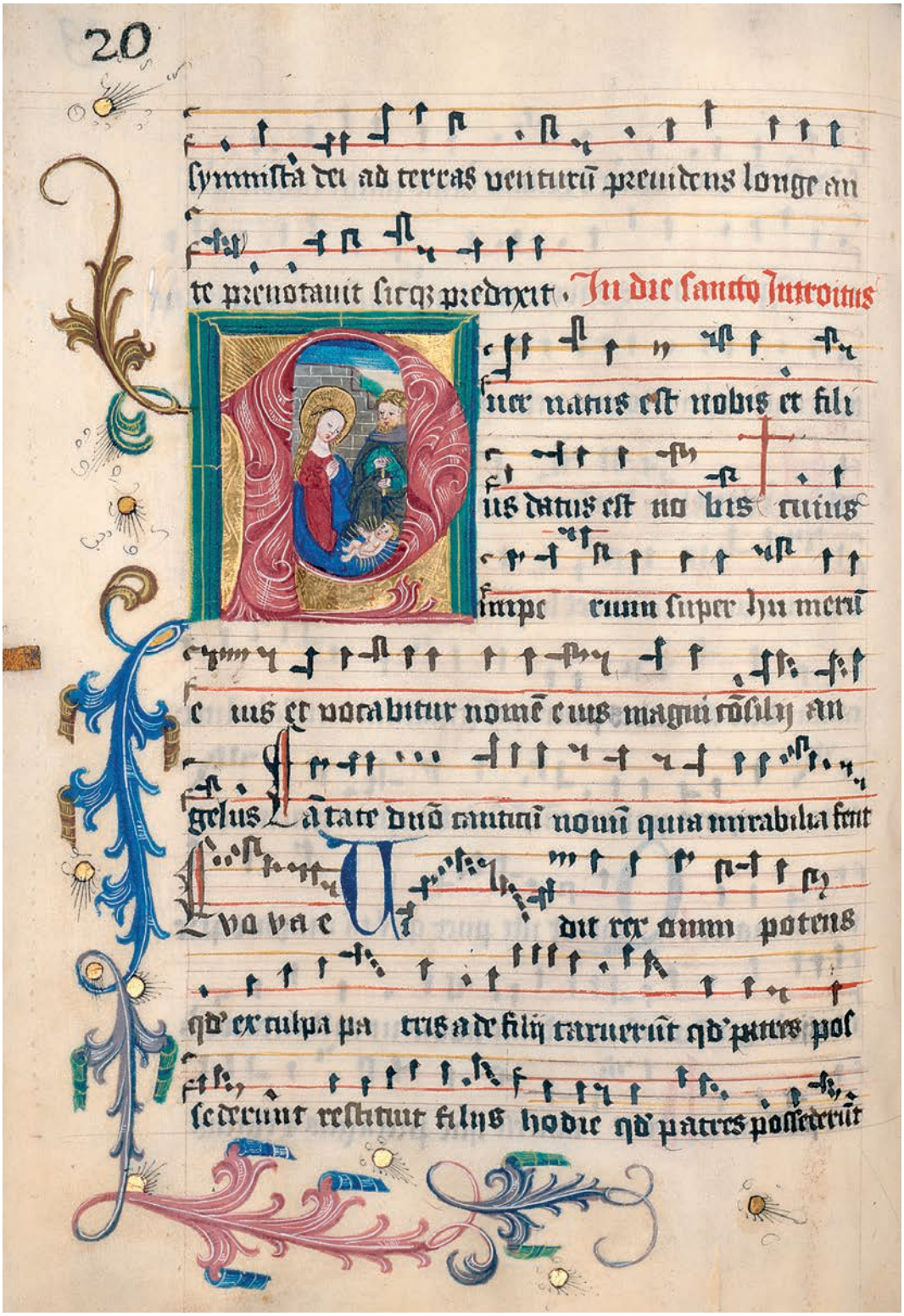
Aufsatz von Norbert H. Ott in der Süddeutschen Zeitung am 25. 9. 2006

Politik ist, wer wollte es bezweifeln, ein Handeln im öffentlichen Interesse coram publico. Sollte der Ministerpräsident gedacht haben, man könne den Deal „in diskreter Zurückgezogenheit mit dem Erbprinz von Baden" gewissermaßen als „Privatperson" aushandeln, um ihn als „abgeschlossen der Öffentlichkeit zu präsentieren"[7], musste er sich gefallen lassen, dass ihm vorgeworfen wurde, „sich klammheimlich am öffentlichen Interesse vorbeizumogeln"[8]. Angesichts der international anerkannten Bedeutung der Handschriften in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe ist es unverständlich, „wie die ungeheuerliche Wahl auf die Badische Landesbibliothek"[9] fallen konnte. Ist doch die Handschriftensammlung nicht nur „eine der großen Besitztümer des Landes Baden-Württemberg, sondern auch ein oberrheinisches Kulturerbe ersten Ranges" (H. Belting). In einem ausführlichen Aufsatz in der Süddeutschen Zeitung hat Norbert H. Ott am 25. September 2006 eine klare Stellung bezogen. Den Plan der Veräußerung der Handschriften nennt er einen „dreisten Plan" und eine „skandalöse Idee". Mit einer Art „Teppichhändlerart" werde versucht, mit diesem Deal stante pede die benötigte Summe zusammenzuraffen[10]. Zur Büchersammlung gibt er zu bedenken, dass sie ein „Gedächtnsisspeicher, ein unverzichtbarer Schatz zu je neuen und immer wieder nötigen Aktualisierung des historischen und kulturellen Bewusstseins" sei. Ott weist auch auf die Konsequenzen hin, die der Badischen Landesbibliothek bei einem Verkauf der Handschriften drohen: „Sollte das Land Baden-Württemberg sich tatsächlich zum Erfüllungsgehilfen feudaler Privatinteressen machen und sich nach Vandalenart eine ihrer bedeutendsten Handschriftensammlungen plündern, kann sich die zur Provinzklitsche verkommene Karlsruher Bibliothek eintragen lassen, in die Liste jener verschwundenen Büchersammlungen … die durch Krieg und Katastrophen vernichtet wurden".

4. Warum gerade Handschriftenverkauf?

Handschriften lassen sich nicht als Event-Zwecke ausbeuten

Die FAZ hat in der Glosse „Handschriftenäffäre" Vermutungen geäußert, warum man in Stuttgart zur Sanierung des Adelshauses gerade auf den Verkauf der Handschriften verfallen ist. „Da gibt man, so muss man in Stuttgart gedacht haben, für siebzig Millionen ein paar mehr oder weniger berühmte Handschriften her, die sowieso keiner kennt, und bekommt dafür die ganze Anlage Salem, die alle enorm gut gehen können und gegebenen-



Codex St. Peter perg. 15, Bl. 18v

falls begehen“[11]. (Dazu ist anzumerken, dass Stuttgart gerade Salem nicht als eine weiteres Schloss übernehmen will.) Ähnlich äußerten sich die Süddeutsche Zeitung: „Mittelalterliche Handschriften schlummern meist in Tresoren, werden nur selten zu Ausstellungen gezeigt und lassen sich kaum für Event-Zwecke ausbeuten“[12].

Nach der FAZ haben Erbprinz Bernhard und Ministerpräsident Oettinger nicht bedacht, „dass wertvolle Handschriften sehr beredt werden können und dass die fragilen Zeugen unserer Hochkultur Streiter an ihrer Seite haben“[13].

5. Brief amerikanischer und britischer Kunsthistoriker in der FAZ am 28. September 2006

Am 22. September schrieben amerikanische und britische Kunsthistoriker einen Brief zu „Nachrichten über den skandalösen Plan, die Handschriftenbestände zu verkaufen“. In dem Brief, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 28. September veröffentlicht wurde, wird die Bedeutung der Handschriftensammlung wie folgt charakerisiert. „Diese Handschriftensammlung repräsentiert in vielerlei Hinsicht einen unvergleichlichen Nachweis, ein Repositorium von mehr als tausend Jahren europäischen Mönchstums und europäischer Geschichte einschließlich bedeutender Monumente der Kunst, Literatur, Theologie, Mystik und Musik. Bücher, die (unter beträchtlichen Kosten des Staates) konserviert, katalogisiert und ausgestellt wurden. Es ist kaum zu glauben, dass Bücher, die den Dreißigjährigen Krieg, die napoleonischen Kriege, die Säkularisation und sogar zwei Weltkriege überstanden haben, auseinandergenommen und zu Opfern des Marktes werden – und wofür? Um die Würde einer aristokratischen Familie in finanziellen Schwierigkeiten zu erhalten, in anscheinendem Bruch mit dem demokratischen Verfahren, ganz zu schweigen vom öffentlichen Interesse“. Eine Bibliothek ist mehr als nur eine Sammlung von Büchern. Sie ist ein Repositorium der Erinnerung, oder besser gesagt, sie ist eine Ressource, die die Arbeit an Gedächtnis, Geschichte und kulturellem Selbstbewusstsein ermöglicht. Zur Bedeutung für die Geschichte des Oberrheins schreiben die Gelehrten: „Der Oberrhein war eine Wiege der Zivilisation, ein wichtiger Platz des europäischen Urbanismus, eine Arterie zwischen Nord und Süd, kurz gesagt, eine treibende Kraft der Geschichte Europas“[17]

6. Dimension und Brisanz des Themas unterschätzt

Am 26. September äußerte Oettinger, dass er mit Kritik gerechnet habe, aber „die käme nur im Kulturteil der Zeitung, nicht auf der Wirtschaftsseite“[18]. „Er bewies damit, dass er die Dimension und Brisanz des Themas unterschätzte“[19]. „Die Folgen der flott entworfenen Verkaufsstrategie“ wurden von der Landesregierung „ganz offensichtlich unterschätzt“[20].

Für den 27. September wurde von der Landesregierung eine Pressekonferenz einberufen, auf der Gerhard Stratthaus und Peter Frankenberg Auskunft geben sollten über die Eigentumsverhältnisse und den geplanten Verkauf von mittelalterlichem Schriftgut[21].

Auf der Pressekonferenz wurde auf die komplizierten Rechtsverhältnisse hingewiesen. Die „Abwägung mit einem Verlustrisiko, das sehr hoch wäre, wenn es zu einem Prozess käme oder zu einem späteren schlechteren Vergleich, hat gezeigt, dass wir dadurch einen eindeutigen Gewinn auch an Kulturgütern haben, die mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nicht uns gehören“. Was die „Entscheidung, über das, was veräußert werden kann“, wolle man zwei Richtlinien folgen. Erstens soll „Wissenschaftlichkeit und die wissenschaftliche Benutzbarkeit der Landesbibliothek nicht tangiert“ werden. Eine Kommission soll eingesetzt werden, die prüfen soll, was abgegeben werden kann. Der zweite Gesichtspunkt ist die Frage, was ist für die badische Landesgeschichte von Bedeutung? „Wir suchen also in den Beständen Werke, von denen wir der Auffassung sind, dass sie den beabsichtigten Ertrag bringen und deren Verkauf die Bibliothek in ihrer Substanz nicht gefährden wird“[22].

Die Badischen Neuesten Nachrichten nahmen in einem Leitartikel am 29. September 2006 auf die Pressekonferenz Bezug, wenn Michael

Handschrift Bruchsal 1, Bl. 28r

Hübl schrieb: „Die Regierung von Baden-Württemberg versucht den Eindruck zu erwecken, sie könne durch den Verkauf von Kulturgut, das 70 Millionen erbringen soll, dem Land fast so etwas wie ein Geschenk bereiten". „Der Clou der Argumentation" sei: „Das Land gebe mit den kostbaren Karlsruher Codices nur etwas her, was ihm ohnehin nicht gehöre". „Doch selbst wenn zweifelsfrei entschieden würde, dass die Familie von Baden Eigentümerin wertvoller Stücke sei – auch dann bleibt es ein Skandal, diesen Anspruch durch den Verkauf von Kulturgut kompensieren zu wollen"[23].

7. Die Fragwürdigkeit der sogenannten Badenklausel

Schon bei der Festrede in Karlsruhe am 24. 9. hat Ministerpräsident Oettinger im Hinblick auf den Handschriftenverkauf von einer „Badenklausel" gesprochen. Solche Schriften sollten vor der „Verschleuderung" verschont sein, die „für die badischen Landesgeschichte von Bedeutung"[24] seien. Man mag Oettingers Badenklausel als erstes Rückzugsgefecht und Zugeständnis an Baden werten, allerdings hat die Leiterin der Handschriftenabteilung der Badischen Landesbibliothek am 29. 9. 2006 in den BNN diesem Ansinnen eine Abfuhr erteilt. Selbst seine (Oettingers) Beteuerung, solche Schriften vor der Verschleuderung zu verschonen, die „für die badische Landesgeschichte von Bedeutung" seien, verursacht bei den Fachleuten Kopfschütteln. Ute Obhof, die es als Leiterin der Karlsruher Handschriftenabteilung wissen muss, macht die Banalität dieses Kriteriums an einem charakteristischen Beispiel deutlich: Ein besonderes Prachtstück der Karlsruher Sammlung gehört zu der sogenannten „Egino-Gruppe" und enthält die „Moralia in Iob" Gregors des Großen. Dass es Baden zur Zeit der Entstehung des Codex noch gar nicht gab, macht die badische Zuordnung ebenso problematisch wie die Tatsache, dass Egino zwar Alemanne, aber immerhin der Bischof von Verona war. Ute Obhoff: „Das Heilige Römische Reich hat keine Grenzen gekannt, die heutige Politiker kennen." Somit wird die Erwägung, „es gäbe Bücher, die badisch und solche die nicht badisch wären zu komplettem Unsinn, wie die Abteilungsleiterin zu Recht anmerkt."[25]

8. Reinhard Mussgnug

„Die Handschriften gehören dem Land" (FAZ 29. 9. 2006)

Von Anfang des geplanten Handschriftenverkaufs war der Rechtsstandpunkt des Hauses Baden umstritten[26]. Man hat der Regierung auch vorgeworfen, dass sie die Gutachten, auf die sich bezieht, der Öffentlichkeit nicht vornherein zugänglich gemacht hat[27]. Reinhard Mußgnugs Aufsatz in der FAZ, „Die Handschriften gehören dem Land" vom 29. 9. 2006 hat sich gegen das Vorhaben des Ministerpräsidenten gewandt, „den Verkauf mit einer Rechtsbehauptung zu verteidigen". Er kommt dem Schluss: „Verliert die regierende Dynastie ihre Herrschaft über das Land, so verliert sie daher zugleich mit ihr auch ihr Eigentum an allem, was zum Land gehört." Fazit also: „Die Sammlungen der Landesbibliothek wie der Kunsthalle in Karlsruhe und anderer Museen des Landes sind mit der Abdankung des Großherzogs automatisch auf die Republik Baden und von ihr 1952 auf Baden-Württemberg übergegangen. Es gibt daher keinen Grund, sich mit dem Markgrafen über das Eigentum an ihnen neu zu vergleichen, schon gar nicht, zu einen so horrenden Preis wie dem der Liquidierung der Karlsruher Handschriftensammlung das Land Baden-Württemberg kosten würde."[28]. Am 2. 10. 2006 argumentiert Felix Heinzer vom Unterschied des Landesherrn, Staatsoberhauptes und Privatmannes her. Der Großherzog agierte als Landesherr und Staatsoberhaupt: „Jetzt aber reklamiert sein Nachfolger, Prinz Bernhard eben die Kulturgüter (der 1806 aufgehobenen Klöster und Bibliotheksbestände) als ein Vermögen seiner Familie, tritt mithin als Privatperson auf. Die staatstragende Rolle ist in der Zwischenzeit anders besetzt – und darum ist nicht einzusehen, wie der bezüglich der Eigentumsverhältnisse ins Feld geführte Kontinuitätsanspruch denn eigentlich begründet werden soll"[29].

9. „Der Druck war erfolgreich"

Der einhellige Protest gegen den Handschriftenverkauf von Seiten amerikanischer und britischer Gelehrter, Vereinen und Verbänden der Bibliotheken und Archive[30] bis hin

Handschrift Durlach 2, Bl. 11v

zu Unterschriftensammlungen der Bürger[31] veranlassten die Landesregierung dann doch den Plan zu überdenken, dem Haus Baden bei dem Schuldenabbau durch den Verkauf von Handschriften zu helfen. „Der internationale Druck war erfolgreich. Oettinger ist auf dem Rückzug. Das ist eine gute Nachricht für das Land."[32]. „Der allzu forsche Ministerpräsident hat die Folgen seiner flott entworfenen Verkaufsstrategie ganz offensichtlich gründlich unterschätzt"[33] Der CDU nahestehende Kreise meinten, man müsse nun Oettinger, der offensichtlich schlecht beraten war, die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges ermöglichen. In diesem Sinne kommentierte die Stuttgarter Zeitung die „Kehrtwendung"[34] Oettingers ironisch: „Das war knapp. Mit einigen flinken Hacken hat es Günther Oettinger gerade noch ins Mauseloch geschafft. Draußen aber streift die Katze mit spitzen Krallen herum – jederzeit zum Sprung bereit"[35].

Am 5. 10. 2006 ließ Oettinger nach einem Krisengespräch mit Vertretern der badischen Landespolitik und badischer Kultureinrichtungen mitteilen, „über einen Verkauf von Handschriften sei noch keine Entscheidung gefallen". Nunmehr wird nach der Vorstellung des Regierungschefs die Finanzierung der in Rede stehenden 70 Millionen Euro bezifferten Summe nach einem „Drei-Säulen-Modell" angestrebt[36].

10. Drei-Säulen-Modell
Abwälzung auf andere Kultureinrichtungen?

Auf der Pressekonferenz am 10. 10. 2006 präsentierte Oettinger ein Konzept, mit dessen Hilfe das Kulturerbe der einstigen badischen Herrscherdynastie für das Land gesichert werden soll. Zehn Millionen soll die Landesstiftung beisteuern. Eine zweite Finanzierungsmöglichkeit ergibt sich aus den Ankaufetats der Museen und Landesbibliotheken. Drittens hofft Oettinger auf Sponsoren. Insgesamt sollen auf diese Weise 30 Millionen gesammelt und an das Adelshaus weitergereicht werden[37] Die Landesvereinigung Baden in Europa kritisierte das Modell, es stehe „auf tönern Füssen". Die Erhaltung der Handschriften als auch der Kloster- und Schlossanlage Salem sei „eine Aufgabe des gesamten Landes Baden-Württemberg". Die Erhaltung von Schloss Salem sei aus der Landesstiftung zu finanzieren[38]. Was die dritte Säule der Finanzierung – Sponsoren und Mäzene – anbetrifft, äußern Fachleute Bedenken im Hinblick auf Leihgaben und Dauerleihgaben. Welche Ansprüche zum Beispiel an Handschriften werden die Mäzene stellen? Ist eine entsprechende Konservierung überhaupt dann noch gewährleistet?

Kritik an dem Modell äußerte auch der Präsident des deutschen Museumsbundes: „Es darf nicht sein, dass die Landesregierung von den Verkäufen der in der Landesbibliothek bewahrten Handschriften Abstand nimmt und das Problem auf andere Kultureinrichtungen abwälzt."

11. „Rechtsexperten argumentieren politisch"

Die Landesregierung hat die Rechtsgutachten von Peter Wax und Thomas Würtenberger lange unter Verschluss gehalten. Am 9. Oktober 2006 kommentierte die FAZ das lange zurückgehaltene Rechtsgutachten und kommt zum Schluss, dass das Gutachten zur Klärung der Rechtslage nichts beitrage[40]. Nach Auffassung von Wax und Würtenberger spricht sogar vieles dafür, dass die derzeitig so heftig umstrittenen Handschriften Eigentum des Landes geworden seien. „Geradezu beschwörend warnen die Gutachter vor einem Gang vor Gericht"[41]. Wax und Würtenberger empfehlen, die Sache „durch einen zivilisierten Kompromiss für alle Zukunft zu regeln". „Aus einigermaßen heiterem Himmel empfehlen sie großherzig, dem Hause Baden aus dem Bereich der alten Hofbibliothek jene Gegenstände zur Veräußerung" zu überlassen, „deren es bedarf, um die von ihm bislang verwalteten Kulturgüter in eine ökonomisch gesicherte Stiftung zu überführen"[42]. Der Verkauf von Handschriften, so die Gutachter, schmerze zwar, sie nehmen es aber in Kauf, da es um die „Erhaltung sehr viel wertvollerer Kulturgüter, insbesondere des Schlosse Salem" gehe[43]. Gegen eine Sanierung Salems aus Mitteln des Haushalts sprächen „Gründe der politischen Optik und Opportunität" sowie die „Haushaltslage des Landes" Reinhard Mußgnug hat am 10. 10. 2006

Cod. St. Peter perg 92, Bl. 7r

Handschrift Bruchsal 1, Einband

Handschrift Bruchsal 1, Bl. 68r

nochmals in einem Interview zur Rechtslage Stellung genommen. Er behauptet, dass „das Haus Baden bewusst jede Klärung des auch im 19. Jahrhunderts heiklen Verhältnisses zwischen fürstlichem Privateigentum und Staatseigentum unterbunden hat, um eine Entscheidung … zu verhindern". Daraus folgert er, dass sich das Haus Baden „schlechterdings nicht auf die Unübersichtlichkeit der Rechtslage berufen kann, wenn es selbst seit Jahrhunderten die Verunklarung betrieben hat"[44].

Die sogenannten Gutachten von Wax und Würtenberg sind „eigentlich politische Gutachten", „die sogar übereinstimmend ähnliche Phrasierungen enthalten, wie man sie von der Markgrafenfamilie gehört hat."[45]

12. Weiter bestehende Sorgen

Eröffnung der Sonderausstellung am 27. 10. 2006

In der Zeit vom 28. Oktober bis 25. November 2006 veranstalteten die Badische Landesbibliothek und die Badischen Bibliotheksgesellschaft eine Sonderausstellung „Mittelalterliche Handschriften der Badischen Landesbibliothek – Europäisches Kulturerbe". Damit erhielt die Öffentlichkeit Zugang zu den erlesenen Schätzen, die sonst aus konservatorischen Gründen der wissenschaftlichen Forschung und der Präsentation von Einzelstücken auf eigenen oder fremden Ausstellungen vorbehalten sind. Zu den Ausstellungsstücken gehörten das Evangelistar (Cod. Bruchsal 1), das Festevangeliar aus St. Peter (Cod. St. Peter perg 7), das Wonnentaler Graduale (Cod. U. H. 1), das Klarenbuch aus Straßburg (Cod. Tennenbach 4), das Stundenbuch des Markgrafen Christoph I. (Cod. Furlach 1), ein Zisterzienser Antiphonar (Cod. St Georgen 5) und zahlreiche andere Handschriften.[46]

Der Vorsitzende der Bibliotheksgesellschaft Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Klose wies bei seiner Eröffnugsansprache am 27. Oktober 2006 darauf hin, dass „die Gefahr noch lange nicht gebannt" sei. Was die von Anfang an umstrittene Rechtslage anbetrifft, so verwies Klose auf die Aussage eine der beiden Gutachter, Thomas Würtemberger, im Finanzausschuss. Nach der Stuttgarter Zeitung von 25. 10. 2006 zitiert er die erstaunliche Stellungnahme: „Umso mehr überraschte es einige Palamentarier, als Würtenberger vergangene Woche im Finanzausschuss davon sprach, das Gutachten beschreibe ‚eines der möglichen Szenarien, die durch das Gutachten abgefedert werden sollten'"[47]. „Der Vergleich wurde also nicht von den Experten entwickelt, sondern von der Landesregierung", folgert Klose. „Tatsächlich heißt es in der Expertise lediglich, dass die Frage, ob ein Vergleich nach den Vorgaben der Regierung ‚sinnvoll anzuraten ist, vorbehaltlos bejaht werden' könne". Nach Klose ist die „Gefahr für unsere Landesbibliothek keineswegs gebannt, wenn auch der Trick des Dreisäulenmodells national wie international sedativ gewirkt hat"[48].

13. FAZ 2. November 2006

Dieter Mertens findet im Generallandesarchiv Beweise, dass die „Markgrafentafel" schon 1930 in den Besitz des Landes übergegangen ist

Der Freiburger Historiker Dieter Mertens hat in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 2. November 2006 den Beweis erbracht, dass die von der Landesregierung als „unbestitten" im Besitz des Hauses Baden stehende „Markgrafentafel" seit 1930 in den Besitz des Landes übergegangen ist[49]. Nach der Stuttgarter Zeitung macht nach dieser Entdeckung auch der Freiburger Staatsrechtslehrer Thomas Würtenberger „eine unglückliche Figur", denn er bestätigte noch am 19. Oktober, „dass die Markgrafentafel deren Wert auf acht Millionen Euro taxiert wird, eindeutig dem Adelshaus derer von Baden gehöre"[50]. Die Entdeckung von Dieter Mertens hat auch Auswirkungen auf die „Machtbalance" zwischen Peter Frankenberg und Gerhard Stratthaus. „Hatte es zunächst so ausgesehen, als ginge das tragikomische Spiel um den Verkauf der mittelalterlichen Handschriften zu Lasten von Wissenschaftsminister Peter Frankenberg aus, so hat sich die Machtbalance inzwischen zu Ungunsten des Finanzministers Gerhard Stratthaus verändert. Dessen Ressort hatte sich die Sache so ausgedacht: Der für die Museen zuständige Frankenberg verkauft die Handschriften aus der Karlsruher Landes-

Kloster Reichenau, Cod. Aug. perg. 16, Bl. 9r

bibliothek. Kein schönes Geschäft. Der für die Schlösser zuständige Finanzminister aber befreit sich von Zahlungen zum Erhalt der Schlossanlage Salem. Dieses Kalkül ist nicht aufgegangen."[51] Nach der Entdeckung von Dieter Mertens ist „der ganze fragwürdige Vergleich mit dem Haus Baden erneut auf dem Tisch"[52]. Der möglicherweise süffisant gemeinte Hinweis Karlsruher Archivare, es gebe noch viel mehr in ihren Akten zu lesen, lässt jedenfalls den Schluss zu, dass sich die Besitzverhältnisse badischer Kostbarkeiten viel günstiger darstellen, als dem badischen Adelshaus lieb ist[53]. Was die Rolle Oettingers im Handschriftenstreit anbetrifft, meint die Stuttgarter Zeitung, „man habe ihn ‚mit falschen Informationen ins Feuer' geschickt".

14. In summa

Am Anfang: Schloss Salem.

Das Land hat kein (übriges) Geld, der Erbprinz hat (erst recht) kein Geld. Der Erbprinz will nicht prozessieren, das Land auch nicht. Dem Erbprinzen ist der Unterhalt von Schloss Salem zu teuer. Der Finanzminister hat genug Schlösser, die er unterhalten muss, er will nicht auch noch Salem. Da muss einer – wohl in den Ministerien – vorgeschlagen haben, doch am besten die Handschriften zu verkaufen, um die benötigte Summe aufzubringen. Die Handschriften, so nahm man an, kennt doch keiner. Der Deal sollte schnell und ohne die Öffentlichkeit zu beunruhigen über die Bühne gehen, so dachte man. Rätselhaft bleibt die Bereitschaft der Regierung, ohne weiteres auf die Forderungen des Hauses Baden einzugehen, verwunderlich die Forschheit des Hauses Baden. Besonders pikant: Der Streit entwickelt sich just zu dem Zeitpunkt, an dem Baden die Erhebung zum Großherzogtum feiern soll.

Am Anfang: Schloss Salem und seine Finanzierung. Dazwischen der unglückselige Handschriftenstreit. Am Ende: Ein kulturpolitisches Thema mit internationaler Resonanz. Am Ende haben beide Schaden genommen, Baden-Württemberg und das Haus Baden.

Unversehrt allein: Die Handschriften

Hans Baldung Grien, Markgraf Christoph I. von Baden mit seiner Familie in Anbetung der heiligen Anna Selbdritt, um 1509/12

Anmerkungen

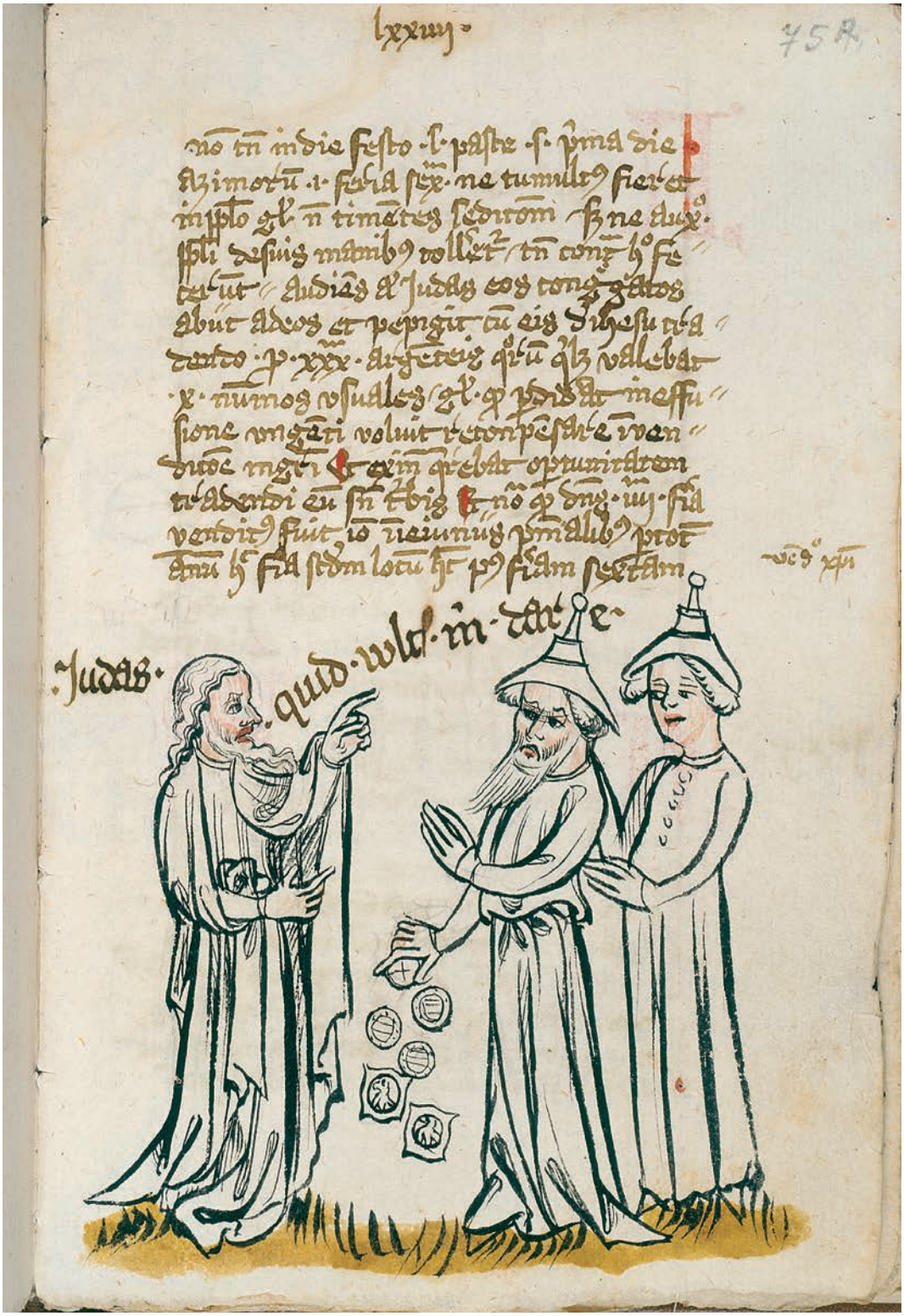
1 Brief amerikanischer und britischer Kunsthistoriker an die Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 22. 9. 2006. FAZ, 28. 9. 2006.

2 Vergleiche auch: Dr. Klaus Oesterle, Zur Bewahrung verpflichtet. Briefe an die Herausgeber der FAZ am 6. 10. 2006.

3 BNN, 21. 9. 2006, Michael Hübl, Die Karlsruher Bibliothek vor dem Aus. Schon am 21. 9. 2006 wiesen die Stuttgarter Nachrichten unter dem Titel Verlust von Kulturgut darauf hin, dass nur noch der Landtag den Verkauf der markgräflichen Sammlung noch stoppen könne. „Der Landtag ist gehalten, das Geschäft penibel zu untersuchen.". Dort erscheint auch zum ersten Mal der Gedanke an Mäzene. „Aber vielleicht gibt es ja Mäzene, die gewillt sind, sich um das Land verdient zu machen."

4 Badische Neueste Nachrichten, 23. 9. 2006.

5 Der Sonntag, 24. 9. 2006, Annette Borchardt-Wenzel, Bitter für Baden.



Handschrift Tennenbach, 8, Bl. 75r

6 BNN, 25. 9. 2006, Handschriften – Streit tat Feierlaune keinen Abbruch.
7 FAZ, 1. 10. 2006, „Handschriften können sprechen“ von Rose-Maria Gropp.
8 Süddeutsche Zeitung 29. 9. 2006. „Ein dreister Versuch der Veruntreuung.“
9 BNN, 29. 9. 2006, „Schwer beschädigt“, Michael Hübl.
10 Süddeutsche Zeitung, 25. 9. 2006.
11 FAZ, 1. 10. 2006.
12 BNN, 29. 9. 2006, „Nie mehr gutzumachen“. Hans Belting zum geplanten Handschriftenverkauf.
13 FAZ, 7. 10. 2006.
14 FAZ, 1. 10. 2006. „Handschriften können sprechen“. Leitartikel von Rose-Maria Gropp.
15 Süddeutsche Zeitung, 25. 9. 2006.
16 FAZ, 1. 10. 2006.
17 Brief renommierter Gelehrter. Deutschland verschleudert seine Vergangenheit. Amerikanische und britische Kunsthistoriker sind entsetzt: Protest gegen die Pläne der Regierung Oettinger. An die Herausgeber der Frankfurter Allgemeine Zeitung (22. 9. 2006). FAZ 28. 9. 2006.
18 BNN, 27. 9. 2006. „Karlsruhe mit einer Stimme. Oettinger gibt sich gelassen“.
20 Kommentar von Christoph Zehnder im SWR am 5. 10. 2006.
21 BNN, 27. 9. 2006. „Ruf des Landes nimmt Schaden“.
22 Frankenberg: Gewinn an Kulturgütern aus dem Haus Baden. Klare Kriterien für die Entscheidung über Verkauf von Handschriften. Landesportal Baden-Württemberg, 29. 9. 2006.
23 BNN, 29. 9. 2006. Michael Hübl, „Schwer beschädigt“.
24 BNN, 29. 9. 2006, Ulrich Hartmann, „Schatzkammern des Geistes“ vor der Leerung.
25 A. a. O.
26 Nach FAZ 2. 10. 2006 „bleibt das Haus Baden unverändert auf seinem Standpunkt, dass die sachlich unvoreingenommene Analyse des Rechts für das Eigentum des Hauses Baden an den Handschriften spricht.“ Die Markgrafenfamilie bezieht sich in ihrer Stellungnahme auf ein Rechts-Gutachten, das der Mannheimer Jurist Max Hachenburg im Jahr 1922 im Auftrag der Republik Baden erstellte.
27 Die Landesregierung argumentierte, sie wäre „nie auf die Idee gekommen, Kunstgegenstände zu verkaufen, wenn die Rechtslage nicht so unsicher wäre. Dann allerdings stellt sich die Frage, warum, wenn die Rechtslage so eindeutig ist – die Gutachten nicht veröffentlicht werden oder zumindest der Opposition zu Verfügung gestellt werden“.
28 FAZ 29. 9. 2006. Reinhard Mußgnug. „Die Handschriften gehören dem Land“.
29 FAZ 2. 10. 2006. Felix Heinzer, „Die Bibliothek als Jagdgrund. Handschriften für Fürsten: Zweihundert Jahre nach der Säkularisation in Baden droht uns wieder ein schlimmer Verlust“.
30 U. a. Verband deutscher Schriftsteller, Deutscher Bibliotheksverband, Verein der Archivare, Wissenschaftliche Universalbibliotheken der deutschen Bibliotheksverbände, P.E.N., Union der Deutschen Akademien der Wissenschaft.
31 Unterschriftenaktion der Landesvereinigung Baden in Europa. Inzwischen haben bei verschiedenen Anlässen 11 000 Bürger gegen den Verkauf der Handschriften unterschrieben.
Wolfgang Klose, Ansprache am 27. 10. 2006 zur Eröffnung der Ausstellung „Mittelalterliche Handschriften der Badischen Landesbibliothek. Europäisches Kulturerbe“.
32 Jürgen Walter, kulturpolitischer Sprecher der Grünen. In: BNN 6. 10. 2006. „Der Druck war erfolgreich“. Grüne und SPD zum Handschriftenstreit / Protest aus Weimar.
33 BNN 6. 10. 2006. Ulrich Haimann, „Erste Hoffnungszeichen“.
34 FAZ 6. 10. 2006. „Kehrtwendung. Die Handschriften sollen bleiben“.
35 Stuttgarter Zeitung.
36 BNN 6. 10. 2006. „Wieder Bewegung im Handschriftenstreit. Landesregierung reagiert auf auf zahlreiche Proteste“.
37 Stuttgarter Zeitung 11. 10. 2006. „Kein Ausverkauf von Kulturgut“.
38 BNN 7./8. 10. 2006. Mürb: Drei-Säulen-Modell steht auf tönernen Füßen. Gelder für die Sanierung des Schlosses Salem sollen nach Meinung der Landesvereinigung deshalb ganz aus der Landesstiftung fließen, weil die Landesstiftung aus dem Verkauf der Badenwerk-Aktien im Wert von 1,75 Milliarden Euro gespeist worden sei.
39 BNN 18. 10. 2006. Ulrich Hartmann, Zwischen Hoffen und Desaster.
40 FAZ, 9. 10. 2006. Heinrich Wefing, „Opfer für Salem. Oettingers Rechtsexperten argumentieren politisch“.
41 „Die Erforschung des Sachverhalts werde Historiker auf Jahre in den Archiven beschäftigen und garantiere nicht einmal eine zweifelsfreie Klärung der Quellenlage. Hinzu kämen Gerichtskosten, überschlägig rechnet die Studie mit drei Millionen Euro.“ Das Land sei von den Gerichtskosten befreit, hohe Vorschüsse müßte nur das Haus Baden leisten. „Frühestens nach fünf bis sechs Jahren sei ein abschließendes Urteil zu erwarten“ (FAZ 9. 10. 2006).
42 FAZ, 9. 10. 2006.
43 „Damit aber nicht genug. Einmal in Fahrt, erwägen die Gutachter auch noch – tatsächlich viel näherliegende – Alternative, das Land Baden-Württemberg könne Salem aus Mitteln des Haushalts sanieren oder gleich komplett übernehmen“.
44 FAZ, 10. 10. 2006. Interview mit Reinhard Mußgnug. Die FAZ. „Die Rechtslage ist klar“.
45 Wolfgang Klose, Dank der internationalen Solidarität und Kultur. Zeitung des deutschen Kulturrates, Nov./Dez 2006, S. 11.
46 Nach Pressemitteilung Nr. 23/2006 der BLB.
47 Stuttgarter Zeitung, 25. 10. 2006.
48 Wolfgang Klose, Redemanuskript. Ansprache vom 27. 10. 2006.
Klose schloss seinen Vortrag mit drei Feststellungen: „Die Handschriften in der Badischen Landesbibliothek sind Eigentum des Landes Baden-Württemberg. Sie sind keine Spekulationsobjekte, weder für den Handel noch für einen zweifelhaften juristisch nicht gesicherten Ver-

Cod. St. Peter perg 20a, Bl. 1r

Alle Abbildungen mit frdl. Genehmigung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

gleich. Die Badische Landesbibliothek braucht zur Erfüllung ihrer Aufgaben als wissenschaftliche Bibliothek einen angemessenen Jahresetat".

49 FAZ, 2. 1. 2006. Dieter Mertens, „Der Baldung-Grien-Code. Wer will denn ein Bild kaufen, das ihm schon gehört? Oettinger haut acht Millionen auf den Kopf".
Die Markgrafentafel von Hans Baldung Grien stellt den Markgrafen Christoph I. von Baden (1453–1527) mit seiner Familie in Anbetung der heiligen Anna Selbdritt dar (um 1509/12).
Das Bild zeigt „Christoph und die Seinen in einem historischen Moment, wenige Jahre vor der schmerzlichen, rund 250 Jahre (bis 1771) währenden Zersplitterung des Hauses Baden" (Kirsten Claudia Voigt, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe). Der Markgraf wurde 1516 von seinen Söhnen entmündigt.

50 Stuttgarter Zeitung, 4. 1. 2006. „Der schwarze Peter liegt bei Stratthaus." Zwischenbilanz einer kulturpolitischen Posse, die das Land noch eine Weile beschäftigen wird.

51 A. a. O.

52 BNN, 3. 11. 2006. Ulrich Hartmann, „Unverhoffte Tafelfreuden".

53 A. a. O.

Wegen des Drucktermins müssen wir die Dokumentation mit Datum vom 2. 11. 2006 abbrechen. Wir tragen aber den Stand der Diskussion bis zu 11. 11. 2006 in den Anmerkungen nach.

Nach der Stuttgarter Zeitung vom 8. 11. 2006 setzt die Landesregierung eine interministerielle Arbeitsgruppe unter Vorsitz des Wissenschaftministers Peter Frankenberg ein. Nach Oettinger gehe dabei „Gründlichkeit vor Schnelligkeit". „Allerdings stehe man vor einer ‚enorm schwierigen und komplexen Sach- und Rechtslage'. Wenn keine endgültige Klärung möglich sei, komme nach wie vor ein Vergleich in Betracht". Die SPD hat unterdessen einen Untersuchungsausschuss gefordert („Weiter Streit um badische Kunstschätze", Stuttgarter Zeitung, 8. 11. 2006. Am 11. 11. 2006 hat Rainer Ruf unter dem Titel „Was die Regierung für uns tut. Eine Danksagung" eine Glosse auf 151 Tage der Regierung geschrieben. „Erstaunt nehmen wir zur Kenntnis, dass selbst Juristen irren. Wer der Wahrheit ins Antlitz blicken will, wende sich an die Historiker. Die kennen wenigstens die Gesetze."
Stuttgarter Zeitung, 11. 11. 2006.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Wolfgang Jäger

Das badische Erbe in Baden-Württemberg

Vortrag im Rahmen des Festakts zum 200-jährigen Jubiläum der Erhebung Badens zum Großherzogtum 1806 im Badischen Staatstheater in Karlsruhe am 24. September 2006

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Oettinger, sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Fenrich, Kaiserliche und Königliche Hoheiten, meine sehr geehrten Damen und Herren,

erlauben Sie mir bitte zunächst, mich als thematisch legitimierten Referenten auszuweisen, spreche ich hier doch nicht als Rektor der südbadischen Universität Freiburg, sondern als Politikwissenschaftler mit einer gewissen emotionalen Bindung an den Gegenstand der Rede: „Das badische Erbe in Baden-Württemberg".

Zunächst: Ich bin Badener mit badischen Eltern und immerhin drei badischen Großeltern; nur ein Großelternteil ist westfälischer Herkunft. Die Geschichte meines Geburtsortes Niedereschach und der Stadt meiner Jugend Villingen spiegelt die Willkür der napoleonischen Entscheidung über den Zuschnitt der Staaten Baden und Württemberg. Beide Kommunen, die eine der Freien Reichstadt Rottweil zugehörig und die andere fast 500 Jahre vorderösterreichisch, wurden 1803 zunächst württembergisch, dann aber nach wenigen Jahren badisch. Und in beiden Fällen war die Bevölkerung froh, als die Württemberger wieder abzogen.

Eine zweite biographische Vorbemerkung: Zu meinen Vorfahren zählt der Volksschriftsteller und katholische Pfarrer Heinrich Hansjakob aus Haslach im Kinzigtal, schon zu seinen Lebzeiten einer der meist gelesenen Autoren des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Hansjakobs Vita verkörpert gleichsam die Geschichte der inneren Spannungen des Großherzogtums Baden: die Auseinandersetzungen über Freiheit, Republik und Demokratie sowie über das Verhältnis von Kirche und Staat im sog. „Kulturkampf". Traumatisiert als Zwölfjähriger durch die Niederschlagung der Revolution 1849 in Haslach durch preußische Soldaten, rebellierte er während seines ganzen Lebens nicht nur gegen die staatliche, sondern auch gegen die kirchliche Obrigkeit. Wegen aufsässiger Reden gegen den badischen Staat wurde er aus dem Schuldienst entlassen; zweimal wurde er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Zehn Jahre saß er als Abgeordneter im badischen Landtag.

Besonders bemerkenswert – aus der Sicht unseres Themas – ist nun des badischen Patrioten Hansjakob emphatische Bewertung des „Nachbarvolks der Schwaben". In seinem Reisebericht von 1881 über das Schwabenland ist zu lesen, dass die Schwaben „unter den Deutschen des 19. Jahrhunderts" eine Art „Salz der Erde" seien. Der Höhepunkt der Schwaben-Preisung ist Hansjakobs Lob über Stuttgart: Der Franzose Tissot habe „Stuttgart mit Recht das ‚Lächeln Deutschlands'" genannt.

Nach dieser Captatio Benevolentiae komme ich zu meinem eigentlichen Thema: Das badische Erbe in Baden-Württemberg. Ich gliedere meinen Vortrag in drei Teile. Zuerst stelle ich das Werden und die Entwicklung des neuen Staates Baden dar. In einem zweiten Teil vergleiche ich die politischen Kulturen Badens und Württembergs in historischer Perspektive.

Der dritte Teil schließlich schält das Erbe Badens im heutigen Baden-Württemberg heraus. Es sei mir nachgesehen, dass ich Hohenzollern außer acht lasse.

Zunächst zur Geschichte Badens.

Napoleon schuf mit dem Kunstprodukt Baden in Deutschland ein Unikat. Anders als die übrigen deutschen Staaten hatte der kleinste deutsche Mittelstaat keine Kernlande, die substantiell identitätsstiftend wirken konnten. Württemberg dagegen besaß als

Letztes Porträt von Großherzog Carl Friedrich von Baden

Gravitationszentrum der Integration seines Zuwachses Alt-Württemberg. Der vom Markgrafen zum Großherzog erhobene badische Herrscher Karl Friedrich hatte eine gewaltige Aufgabe vor sich: dem Flickenteppich Baden eine eigene Identität zu schaffen. „Nationbuilding“ nennt dies die moderne Politikwissenschaft.

Welche Instrumente standen nun für ein erfolgreiches „Nationbuilding“ zur Verfügung? Der Instrumentenkasten lag im Westen, im nahen Frankreich. Anders als (Alt) Württemberg, das von den geographischen Wällen des Odenwaldes, des Schwarzwalds und der Schwäbischen Alb abgeschottet war, bildeten die zwischen Schwarzwald und Rhein gelegenen Gebiete gleichsam den Vorgarten der damals flächen- und bevölkerungsmäßig gewaltigen Großmacht Frankreich. Was dort gedacht wurde und was dort geschah, wurde unmittelbar zur Kenntnis genommen und wirkte sich aus. Die 15 Jahre französischer Geschichte zwischen der Revolution von 1789 und dem Ende Napoleons sowie der Rückkehr der Bourbonen waren ein politisches Laboratorium der Menschheitsgeschichte, in dem unter hohem Blutzoll mit den großen politischen Theorien praktisch experimentiert wurde. Das Großherzogtum Baden nahm daran teil.

Das wichtigste Instrument für die Integration des heterogenen Landes Baden war das dynastische Prinzip, zum einen symbolisch als historische Legitimation im Rückgriff auf das mittelalterliche Geschlecht der Zähringer, die über große Teile Südwestdeutschlands geherrscht hatten, zum anderen praktisch-politisch als monarchischer Absolutismus.

Man konnte dabei an den aufgeklärten Absolutismus der Höfe in Karlsruhe und im kurpfälzischen Mannheim anknüpfen. Vor allem Markgraf Karl Friedrich – der spätere Kurfürst und dann Großherzog – hatte mit seinem persönlichen Regiment das Land ökonomisch, kulturpolitisch, rechtlich und administrativ modernisiert und zu einem geistigen und intellektuellen Glanzlicht gemacht. Er galt als volksnaher, dem Gemeinwesen verpflichteter Patriarch. Kurfürst Karl Theodor wirkte ähnlich in Mannheim. Und auch in den vorderösterreichischen Landen setzten Maria Theresia und Josef II. – teils gegen den Widerstand der noch fortlebenden Landstände – im Sinne der Aufklärung ein gutes Stück staatlicher Modernisierung durch – insbesondere im kirchenpolitischen Bereich.

Nebenbei bemerkt: Der badische Markgraf interessierte sich mehr für seinen zukünftigen Rang als für den Zuschnitt seines Landes. Er wollte wie seine Kollegen in Württemberg und Bayern ebenfalls König werden, was sein Unterhändler in Paris, Sigismund von Reitzenstein allerdings für lächerlich hielt in einem doch recht kleinen Land, „dessen Hauptstadt (Karlsruhe) nur eine einzige, aus Hütten gebildete Straße hat“.

Mit einem Organisationsedikt – angelehnt an die revolutionäre und napoleonische Verwaltungsstruktur Frankreichs – schuf Reitzenstein eine bürokratisch-zentralistische Staatsorganisation. Als Mittel eines zukunftsorientierten „Nationbuilding", das auf der inneren Zustimmung der Bürger beruhte, reichte solch obrigkeitsstaatliches Handeln natürlich im Zeitalter der Französischen Revolution nicht aus.

Das Problem des neuen badischen Staates bestand darin, dass – gemessen an der französischen Entwicklung – mehreren Herausforderungen gleichzeitig begegnet werden musste: In Frankreich waren die staatliche Einheit und der Staat als Herrschaftsinstrument von der absoluten Monarchie geschaffen worden.

Die Französische Revolution perfektionierte sie – wie Alexis de Tocqueville in seinem berühmten Buch „L'Ancien Régime et la Révolution" herausarbeitete. In der Revolution erklärte sich der Dritte Stand (Bürgertum), der sich ebenfalls durch die Entmachtung der Zwischengewalten im Zeitalter des Absolutismus ausgebildet hatte, zur Nation. Diese – von der Monarchie befreit – musste sich, den neuen Souverän und ihre Ausübung der Herrschaft, organisieren und zwar über eine Verfassung. So wie es die politische Theorie der Aufklärung ausgebreitet hatte, war eine Gesellschaft ohne Verfassung kein Staat, keine Nation. Und die französische Verfassung von 1791, die erste geschriebene Verfassung Europas, fügte hinzu: Eine Verfassung ohne Gewaltenteilung sei keine Verfassung.

Soweit war Baden freilich noch lange nicht. Hier konnte die Verfassung nicht das Ergebnis einer langen Entwicklung sein, in der sich der Dritte Stand von den Fesseln der Monarchie befreite, sich seiner selbst bewusst wurde und sich als Nation konstituierte. Umgekehrt: Die Verfassung musste ihre eigenen Voraussetzungen erst schaffen: die staatliche Einheit, die nicht nur durch die innere Heterogenität Badens, sondern auch von außen gefährdet war. Schließlich träumten die Wittelsbacher in Bayern und die Österreicher noch lange von der Zurückgewinnung ihrer verlorenen Gebiete. Auch der Dritte Stand musste sich in dem neuen Gemeinwesen als politischer Akteur erst herausbilden; dafür wieder waren die wirtschaftliche Modernisierung und Industrialisierung Voraussetzung.

Der Schöpfer der badischen Verfassung von 1818, Andreas Nebenius, war sich der Bedeutung der Verfassung für die innere Gründung des Staates Baden bewusst.

Es war daher konsequent, dass die badische Verfassung – anders als die auf dem Wiener Kongress 1815 beschlossene Bundesakte oder die württembergische Verfassung von 1819 – nicht an altständisches Gedankengut anknüpfte, sondern an die französische „Charte constitutionelle" von 1814, und sich deutlicher an der westlichen Konstitutionalisierung orientierte.

Die badische Verfassung war denn auch – gemessen an der Strecke auf dem Wege zur Demokratie – die modernste in Deutschland. Zwar galt überall noch das monarchische Prinzip, d. h. die Fülle der Staatsgewalt lag beim Monarchen und die Mitwirkung des Parlaments wurde als Selbstbindung des Monarchen verstanden. Aber alle süddeutschen Volksvertretungen besaßen die Rechte der Periodizität, der Steuerbewilligung und der Mitwirkung (nicht der Initiative) bei der Gesetzgebung. Die meisten Verfassungen enthielten ein Zweikammersystem, die zweite Kammer für die Volksvertretung. Nur Baden gab für die zweite Kammer allen Bürgern das aktive Wahlrecht; das passive sah einen Zensus vor. Zudem wurden bei der Einteilung der Wahlkreise in Folge des Zensus die Städte, also das Bürgertum, bevorzugt.

Die Verfassung war somit Dreh- und Angelpunkt des „Nationbuilding" in Baden: insbesondere als Konfliktthema und als Verfahrensordnung für die Konfliktregelung. Zunächst bestand der Gegensatz zwischen dem in den Organisationsedikten angelegten obrigkeitsstaatlichen System einerseits und der in der Verfassung institutionalisierten Opposition gegen den Absolutismus andererseits.

Die Verfassung war ein politisches Grundsatzprogramm, das die Errungenschaften der Französischen Revolution in Deutschland durchzusetzen versuchte. Das Parlament – also im wesentlichen die Zweite Kammer – lieferte zugleich das öffentliche Forum für die Aus-

einandersetzung. In dieser Auseinandersetzung formte sich denn auch das den Staat tragende Bürgertum zum politischen Akteur. Es war kein Zufall, dass in den ersten Jahrzehnten des badischen Konstitutionalismus Träger und Sprecher des Bürgertums im wesentlichen die liberale Bürokratie war, die gegen die Regierung die konstitutionellen Prinzipien vertrat. In der ersten Legislaturperiode der zweiten Kammer bildeten die Beamten denn auch die größte Gruppe.

Kein Wunder, dass angesichts der gebündelten Herausforderungen die Orientierung an Frankreich auch die sich wiederholenden Eruptionen einbezog und die Rückschläge in der Entwicklung des Konstitutionalismus dafür auch die Motive lieferte. Es war die französische Julirevolution von 1830, deren Agitation aus der Schweiz und dem Elsass über den Rhein nach Baden kam, die die liberale Opposition ermutigte, das inzwischen von Großherzog Ludwig gebremste Verfassungsleben zu erneuern. Während die Julirevolution in Württemberg kaum Auswirkungen zeitigte, wurde der badische Landtag zum in ganz Deutschland beachteten Schauplatz der vormärzlichen Freiheitsbewegung. Höhepunkt war der Kampf um ein freies Pressegesetz, der zu einer Auseinandersetzung über die Fortentwicklung des Deutschen Bundes wurde. 1831 erzwang der badische Landtag mit dem Instrument des Budgetrechts – damals in Deutschland fast undenkbar – ein „Pressgesetz", das keine Zensur kannte. Der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich setzte im Bundestag den Beschluss durch, das badische Pressgesetz für bundeswidrig zu erklären. Gegen den Protest der Liberalen widerrief der Großherzog das freie Pressgesetz und führte die Zensur wieder ein.

In den folgenden Jahren dominierte das Metternichsche monarchische Prinzip wieder. Die Repressionsmaßnahmen bereiteten zusammen mit der sozialen und wirtschaftlichen Krise den Boden für die Revolution.

Es ist hier nicht der Ort, die komplexen Vorgänge um die Revolution von 1848/49 auszubreiten. Mir kommt es darauf an, hervorzuheben, dass Baden auch in der 48/49er Revolution die Rolle der Avantgarde in Deutschland inne hatte und sich hier wie in einem Brennpunkt alle großen deutschen Themen des 19. Jahrhunderts bündelten: die demokratische, die soziale und die nationale Frage. Die revolutionären Ereignisse in Württemberg standen wiederum stark unter dem Einfluss der Umtriebe in Baden. Die badische Revolution war einzigartig; die von der allgemeinen Wehrpflicht getragene Armee (Linientruppen) trug den Aufstand. Soldaten, Beamte und Richter stellten sich der revolutionären Regierung zur Verfügung. Die Radikaldemokraten dominierten gegenüber dem liberalen Flügel des Bürgertums. Sie forderten eine demokratische und soziale Republik. Baden wurde das Zufluchtsland der deutschen Revolution, bis preußische (und württembergische) Truppen die Revolution blutig erstickten.

Es folgte eine Phase der Depression und zunächst auch der politischen Repression. Aber schon ein Jahrzehnt nach der Revolution stand Baden wieder im Mittelpunkt des verfassungspolitischen Interesses in ganz Deutschland. Im Jahr 1860 kam es aus Anlass eines kirchenpolitischen Konflikts – des beginnenden Kulturkampfes – zu einer Konfrontation von Regierung und der Mehrheit in der Zweiten Kammer, die zum Rücktritt der Regierung führte und zur kontinuierlichen Abhängigkeit der Regierung von der Parlamentsmehrheit. Es war der Übergang von der konstitutionellen zur parlamentarischen Monarchie – auch hier war Baden Vorreiter; im Reich erfolgte dieser Schritt erst gegen Ende des Ersten Weltkrieges.

Die Vorreiterrolle nahm Baden während der gesamten 60er Jahre – damals schon als „Neue Ära" bezeichnet – wahr: Ein gewaltiges Reformwerk modernisierte das Verwaltungs-, Justiz- und Unterrichtssystem.

Die Reform des Wirtschaftsrechts, die Emanzipation der Juden sowie die weitere Öffnung des Wahlrechts – alles dies zusammen schuf den Mythos des „badischen Musterlandes". Allerdings ging Baden dabei auch mit dem Konflikt zwischen dem Staat und der katholischen Kirche voran, der für lange Zeit offene Wunden im Verhältnis der Konfessionen sowie zwischen dem Staat und großen Teilen des Bürgertums einerseits und der Kirche andererseits hinterließ.

„Nationbuildung“ erfordert nicht nur politische und konstitutionelle Einheitsbildung, sondern auch gute Politik – in den Worten der Politikwissenschaft – nicht nur polity und politics, sondern auch policy. Dies lenkt den Blick insbesondere auf die wirtschaftliche Entwicklung. Auch in der wirtschaftlichen Modernisierung war Baden dem Nachbarstaat Württemberg weit voraus. Die Rheinregulierung, der Aufbau eines technisch-gewerblichen Unterrichtssystems, der Eisenbahnbau schufen Voraussetzungen für eine rasche Industrialisierung, die in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts noch einen besonderen Schub erfuhr. Baden war vor dem Ersten Weltkrieg einer der am meisten industrialisierten Bundesstaaten des Deutschen Reiches. Es lag deutlich vor Württemberg. Erst nach dem Weltkrieg kehrte sich dies um, als Baden wieder Grenzland geworden war. Württemberg entwickelte sich nun zum Musterland.

Das von Napoleon geschaffene Kunstprodukt Baden hatte in einem Jahrhundert eine unverwechselbare Identität entwickelt. In den Worten des Freiburger Baden-Historikers Wolfgang Hug: „Baden war um die Jahrhundertwende ein konsolidiertes Gemeinwesen, dessen Integrationsmitte der Großherzog bildete. Friedrich I., der wie sein Großvater Karl Friedrich mehr als ein halbes Jahrhundert lang das Land regierte, verstand es, fast allen Schichten, ob reich oder arm, ob städtisch oder ländlich, ob protestantisch oder katholisch, ein badisches Gemeinschaftsbewusstsein zu vermitteln“.

Lassen Sie mich nun in einem zweiten Teil die Merkmale der Geschichte Badens im Vergleich mit Württemberg kurz skizzieren. Ich folge dabei Klaus Koziols Analyse „Badener und Württemberger. Zwei ungleiche Brüder“ (1987). Das Buch vergleicht die politischen Kulturen der beiden Landesteile. Es sind wohl vier Grundbegebenheiten, die Baden und Württemberg historisch deutlich unterscheiden. Dabei meint Württemberg vornehmlich (Alt-) Württemberg – ein plausibles Vorgehen, da Württemberg eben einen identitätsstiftenden Kern besaß.

Erstens. Das geographisch von Gebirgen umzäunte Württemberg war lange weitgehend geschützt gegen von außen eindringende „Ideen, Weltanschauungen und Ideologien“, die „anderswo ‚getestet‘ waren“. Ganz anders Baden: Mit offenen Armen war es den eindringenden geistigen Einflüssen aus Frankreich und der Schweiz zugewandt. „Eine stärkere Orientierung an ausländischen Sitten, Bräuchen, Verhaltensnormen und Wertvorstellungen war dadurch gegeben“. Dies schließt alle Aspekte der Lebensqualität, auch die kulinarischen, ein.

Zweitens. Das Verhältnis der Konfessionen zum Staat unterschied sich grundlegend. Im Königreich Württemberg waren zwei Drittel der Bevölkerung evangelisch, ein Drittel katholisch; im Großherzogtum Baden war es umgekehrt. In beiden Ländern waren die Katholiken unterprivilegiert und standen in Opposition zur Landesregierung und zur herrschenden Schicht, in Württemberg freilich als Minderheit, in Baden als Mehrheit. In der Mehrheit / Minderheit-Konstellation kamen die wesentlichen Unterschiede zum Ausdruck.

In Württemberg war das konfessionell weitgehend geschlossene Kernland wesentlich pietistisch geprägt. Die sich aus dem Pietismus ableitende schwäbische Mentalität ist viel beschrieben worden, positiv mit der Betonung von Arbeitsethos, einer Ethik der Tugenden, Frömmigkeit, Gehorsam gegenüber der Obrigkeit und Gott, negativ mit der Prüderie, der geistigen Enge, übertriebener Sparsamkeit, der individuellen Unfreiheit, ja „der totalen Einbindung des Menschen“ in einen „Überwachungsstaat“. Vereinheitlichung im ganzen Land bedeutete angesichts dieser Situation, „dass der Kernbereich kräftig nach allen Seiten ausstrahlte“ – so der Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger. Über die Einrichtung des „Kirchenkonvents“ als sozialem Kontrollorgan auch in katholischen Gemeinden und durch den altwürttembergischen Beamtenapparat sollten die Katholiken integriert werden, wurden aber nur in die Opposition verwiesen, in Oberschwaben geschart um den entmachteten Adel. Aber anders als in Baden konnte der württembergische Konfessionskonflikt nicht zu einem ideologischen Krieg zwischen Staat und Kirche im Sinne der Aufklärung werden, weil die Einheit von pietistischem Protestantismus und

Obrigkeitsstaat selbst den Prinzipien der Aufklärung zuwiderlief.

In Baden spiegelte der heftige Kulturkampf wiederum gleichsam als Avantgarde in Deutschland den Kampf um die Modernisierung des Staatsrechts, um das Ausmaß der staatlichen Kirchenhoheit. Auf der einen Seite ging es für die herrschende liberale Partei um die Sicherung der individuellen Freiheit durch den Staat im Sinne der westlichen Staatsphilosophie, aber auch schon um einen Liberalismus Hegelscher Prägung im Sinne des Staates als „sittlicher Gemeinschaft", die alle Einzel- oder Partikularinteressen überhöht. Andererseits kam in der Intensität der Auseinandersetzung auch zum Ausdruck, dass die Katholiken zwar die Mehrheit im Lande darstellten, aber von einem protestantischen Herrscherhaus und von einer städtisch-protestantischen Parlamentsmehrheit regiert wurden. Als Folge des heftigen Kulturkampfes entstand in Baden ein ausgeprägter politischer Katholizismus. Hans Maier sieht im Ausbau der katholischen Laienaktion und einer katholischen Volkspartei bzw. einer badischen Zentrumspartei einen wesentlichen Schritt zur politischen Entwicklung der deutschen Demokratie.

Drittens. Eine dritte Grundbegebenheit im Vergleich von Baden und Württemberg ist das schon angedeutete Verhältnis von Stadt und Land. In Württemberg gab es traditionell kaum ein ins Gewicht fallendes Stadt-Land-Gefälle. Das Dorf war der Amtsstadt politisch ebenbürtig oder in sie verwoben. Anders in Baden: Politisch-konstitutionell wurden die Städte bevorzugt; der Anteil der Protestanten in den Städten war unverhältnismäßig hoch; und die Wirtschaftspolitik orientierte sich wesentlich an den Städten. Leidtragende waren die Katholiken, die in den ländlichen und dadurch benachteiligten Gegenden wohnten. Das Bewusstsein des Gegeneinanders von Stadt und Land war allgegenwärtig.

Viertens. Ein weiterer sehr deutlicher Gegensatz von Baden und Württemberg liegt in den unterschiedlichen Erfahrungen mit der politischen Teilhabe. Auch hier zeigen sich Unterschiede in den staatsphilosophischen Ansätzen. In Württemberg ging man von den auf das Mittelalter zurückgeführten gewachsenen Rechten der Glieder, d. h. den Kommunen und den gesellschaftlichen Ständen des Volkes aus, in Baden von der modernen Idee der Einheit der Staatsgewalt mit einem homogenen Staatsvolk von Individuen. In Württemberg berief man sich auf das alte Recht. Die Mitwirkung des Bürgers in den Dorfgemeinden, auch bei der Besetzung des Schultheißamts sowie die berufsständische Tradition überlebten auch die Zeit des Absolutismus. Baden hatte bis auf die vorderösterreichischen Lande keine solche Tradition.

Die kommunale Selbstverwaltung wurde – mal mehr, mal weniger – von oben durch den Monarchen und die Beamtenschaft, die auch das Parlament dominierte, zugestanden. Schwäbische Selbstverwaltungstradition stand gegen badische Staatsvormundschaft – natürlich als Instrument zur Integration des neugegründeten zusammengestückelten Gemeinwesens. Die Diskussion über politische Partizipation hat ein ganz anderes Gewicht und eine andere Brisanz, wenn sie, wie in Baden, bezogen ist auf ein ganzes, aus Individuen zusammengesetztes Volk, als wenn sie, wie in Württemberg, in einem organischen Gebäude von historischen Rechten wurzelt. Es ist daher nicht überraschend, dass das revolutionäre Potential in Baden weit größer war, zumal das von oben zugestandene Ausmaß der politischen Teilnahme nicht kontinuierlich wuchs, sondern aus Angst vor dem gemeinen Volk immer wieder zurück genommen wurde. Auch die Formen der politischen Artikulation in beiden Systemen sind unterschiedlich. In einer von althergebrachten Rechten der Selbstverwaltung gekennzeichneten Gesellschaft ist die politische Partizipation institutionell kanalisiert.

In einer Gesellschaft, die aus autonomen Individuen besteht, bilden sich flexiblere Formen der politischen Artikulation heraus. Dies können von Emotionen gesteuerte Massenaufmärsche, aber auch entlang gemeinsamer Interessen und Werte organisierte Verbände und Parteien sein. Letzteren gehörte die Zukunft.

In der Literatur wird die unterschiedliche Entwicklung Württembergs und Badens immer wieder durch die Begriffe Kontinuitäten/Diskontinuitäten sowie Gereimtheiten/Ungereimtheiten gekennzeichnet. Württem-

berg ist das Land der stetigen, weitgehend bruchlosen Entwicklung, Baden das Land der unstetigen, stürmischen, von allen Brüchen der Modernisierung begleiteten Entwicklung.

Ein weiterer Vergleich bietet sich an: Der große radikal-liberale englische Politiker Charles James Fox nannte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Württemberg die einzige kontinentaleuropäische Monarchie mit einer Verfassung. Diese Bemerkung legt tatsächlich die Frage nahe, ob nicht die Geschichte Württembergs an die Entwicklung des englischen Konstitutionalismus erinnere. Zumindest in einer Hinsicht gilt dies. In Württemberg wie in England wuchs der moderne Parlamentarismus aus der landständischen Tradition heraus. Zwar hat das moderne demokratische Parlament wenig mit der Ständevertretung zu tun, aber im Kampf um den Konstitutionalismus ging es um die Fortsetzung oder die Wiederherstellung der alten Ständerechte. Ein klassisches Spiel: Die Innovation wird restaurativ begründet. Wenn man also die württembergische Verfassungsentwicklung dem angelsächsischen Entwicklungstypus zuordnen kann, (ich erinnere daran: Beide Länder hatten eine insulare Position), dann die badische – wie mehrfach betont – dem französischen.

Ich halte nun in einem dritten und letzten Teil das Fazit meiner Analyse des badischen Erbes im heutigen Baden-Württemberg fest. Es sind vier Ergebnisse:

Erstens. Eine große moderne Konfliktfrage war in Baden schon beantwortet, bevor es zur Gründung des Südweststaats kam – nämlich die Schulfrage, genauer die Frage der Konfessionsschule. Seit 1875 gab es in Baden als einzige Schule die Christliche Gemeinschaftsschule oder Simultanschule – ein Ergebnis des Kulturkampfes. Der Schwabe und seit vielen Jahren an der Universität Freiburg lehrende Romanist Hans-Martin Gauger nennt die Lösung der Schulfrage „Badens Mitgift“ für den Südweststaat. Nur wer die Heftigkeit der Auseinandersetzungen in Württemberg kennt, weiß den Wert dieser Mitgift, die der Badener Hans-Karl Filbinger als Ministerpräsident einer Großen Koalition nicht zuletzt in seiner eigenen Partei durchsetzte, wirklich zu schätzen.

Zweitens. Baden zeichnet sich durch eine besondere Sensibilität für neue Themen und Konfliktformen aus. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts lässt vermuten, dass die badische Bevölkerung auch heute noch stärker politisiert ist als die württembergische. Darunter verstehe ich eine größere Bereitschaft, sich Themen der Modernisierung zu öffnen und dafür unkonventionelle Methoden der politischen Durchsetzung zu wählen. Die 68er Auseinandersetzungen an den Hochschulen, die Antiatomkraftbewegung in Wyhl, die Bürgerinitiativbewegung und die Entstehung der Grünen als Antiparteienpartei sind Beispiele hierfür. Vielleicht lässt sich etwas zugespitzt formulieren: Die Badener sind auf dem Feld der Modernisierung die politische Antenne Baden-Württembergs.

Drittens. Das historische Vermächtnis Badens bleibt es, im Südwesten die Brücke zum Nachbarland Frankreich, aber auch zur Schweiz zu bilden. Die Erinnerung an den oberrheinischen Humanismus, die kulturelle Identität der Region zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen ist in den Städten diesseits und jenseits des Rheins noch wach.

Der Regierungspräsident von Südbaden verkörpert die baden-württembergische Politik der offenen Arme sowohl symbolisch-repräsentativ wie praktisch-politisch in glänzender Weise.

Viertens. Die große Vielfalt Badens steht symbolisch für die föderalistische Binnenstruktur Baden-Württembergs. Hermann Bausinger formuliert: „Baden-Württemberg bildet eine Einheit, deren Charakteristikum die Vielfalt ist“.

An dieser Stelle mag man fragen, wie denn nach dem Zusammenschluss von Baden und Württemberg, insbesondere angesichts der heftigen und langdauernden Auseinandersetzungen über das Verfahren, das Zusammenwachsen der beiden Teile, erfolgte.

Die Instrumente der Integration waren vorhanden: die konstitutionellen Institutionen, vor allem aber das modernste Instrument der Staatsintegration, die politischen Parteien. Das bundesdeutsche Parteiensystem lieferte das Gefäß, in das sich die baden-württembergischen Parteien einfügen und eigene Profile entwickeln konnten. Dies ist besonders wichtig

festzuhalten, da sich dadurch erklärt, dass von vornherein die Bildung einer Baden-Partei keine Chance hatte. Das Parteiensystem war der bedeutendste Integrationsfaktor des Landes Baden-Württemberg – zusammen mit den Leistungen des politischen und wirtschaftlichen Systems: Es geht um die regionale Ausgewogenheit sowohl der Parteistrukturen wie der Landespolitik.

Die Balance der erfolgreichen Landesentwicklung – ein Anliegen aller Ministerpräsidenten – bezieht sich nicht nur auf das Verhältnis von Württemberg und Baden als vielmehr auch auf die Binnenstrukturen beider Teile. So wurde das schon vor dem Zweiten Weltkrieg benachteiligte und während der französischen Besatzungszeit besonders ausgeblutete Südbaden ebenso gefördert wie die württembergische Region Hohenlohe, die erst im Südweststaat richtig aufblühte. Wird die „Badenfrage" aufgeworfen, entpuppt sie sich bei näherem Hinsehen rasch als eine regionale Frage.

Die Konkurrenz zwischen Karlsruhe und Freiburg ist nicht geringer als die zwischen badischen und württembergischen Städten, zumal der alte Zentrum-Peripherie-Konflikt in einem gewissen Nord-Süd-Gefälle sowohl in Baden wie in Württemberg noch fortlebt. Die Integration von Baden und Württemberg erfolgte nicht zuletzt durch das Wiederaufleben der regionalen Teilidentitäten.

Der Kaiserstühler bezeichnet sich eher als Kaiserstühler denn als Badener oder Baden-Württemberger; ähnliches gilt für den Hohenloher oder den Kurpfälzer.

Ich komme zum Schluss. Das Erbe, die Mitgift oder das Vermächtnis Badens für Baden-Württemberg haben aus diesem Bundesland ein Gemeinwesen entstehen lassen, das sich in vielerlei Hinsicht Modellcharakter zumessen darf. An vorderster Stelle steht der Umgang mit der Vielfalt auf allen Ebenen und die daraus erwachsende Sensibilität für Veränderungen. Baden-Württemberg könnte als Modell eines Europa mit einer Kaskadenstruktur der Identitäten gelten.

Nur in einer Frage bleibe ich unsicher: Sind die zahlreichen Dialekte Baden-Württembergs mit der Sprachenvielfalt Europas zu vergleichen? Jedenfalls: Die baden-württembergische, ja selbst die badische Sprache gibt es ebenso wenig wie eine europäische Sprache. Der englischen Sprache als lingua franca in Europa entspricht in Baden Württemberg das Hochdeutsch. In beiden Fällen tönt aber immer die Muttersprache bzw. der Mutterdialekt durch. Die Vielfalt dominiert auch hier.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Jäger
Albert-Ludwigs-
Universität Freiburg
Rektoramt
Fahnenbergplatz
79085 Freiburg

Wolfgang Hug

Von der „Baustelle“ zum Musterland

Badens Weg aus Vielfalt zum Ganzen

Vortrag am 12. 10. 2006 zur Eröffnung der Ausstellung „1806: Baustelle Baden“ im Regierungspräsidium Freiburg

Das Jahr 1806 begann für die Vorfahren hier im Breisgau recht spannend vor 200 Jahren. Innerhalb von nur drei Jahren erlebten sie, dass gleich zum zweiten Mal hintereinander ihre Obrigkeit, ihr Landesherr, sozusagen ihre Staatszugehörigkeit gewechselt wurden. Zuerst wurden sie abgeschnitten von der „milden österreichischen Hand“. Die Region ging 1803 an den Herzog von Modena bzw. an dessen Schwiegersohn Ferdinand (den

die Freiburger vergeblich hierher lockten mit dem Spruch „O lieber Vater Ferdinand, besuche bald dein treues Land!“). Nun kam man 1806 unter badische Hoheitsgewalt, unter den Markgrafen bzw. Kurfürsten Karl Friedrich, der sich bereits Herzog von Zähringen nannte. So ließ sich wohl mit Titeln Loyalität erzeugen! Am 15. Januar nahm der „Besitznahmekommissar“ Carl Wilhelm Franz Ludwig Freiherr Drais von Sauerbronn den Breisgau offiziell in badischen Besitz. Doch was heißt hier den Breisgau? Der Friede von Pressburg übereignete den Breisgau und die Ortenau definitiv dem Badener. Aber schon drei Tage bevor Freiburg badisch wurde, ließ der frisch gebackene König von Württemberg (der „dicke Fritz“) den Schwarzwald bis nach Elzach, St. Peter und St. Märgen, ja bis St. Blasien und Säckingen für sich in Besitz nehmen. Schwaben im Herzen des Breisgaus! Da musste sich doch der Volkszorn regen. Ach wo, nicht das Volk, die badische Regierung protestierte, genauer: Der Auslandsvertreter des Landes, Sig(is)mund von Reitzenstein tat es bei Napoleon oder Talleyrand, und der große Kaiser von Frankreich pfiff die Württemberger zurück. Im Februar konnten dann badische Einheiten die württembergischen Wappen (gelb mit den drei Hirschstangen) gegen die badischen (gelb mit rotem Querbalken) austauschen. Vielleicht wären doch manche Badener gern dabei gewesen, um Beifall zu klatschen?

Der Vertreter der neuen, der badischen Obrigkeit Freiherr von Drais hat später die erste Geschichte der Bildung Badens verfasst, und darin ist zu lesen: „Durch den Pressburger Frieden fallen weiter der Breisgau und die Ortenau dem Abkömmling der Herzöge von Zähringen zu, der sich eigene Angelegenheit und Freude daraus machte, diesen neuen Unterthanen, besonders den Freiburgern, Gutes zuzuwenden.“ Im Sommer hat sodann die hiesige Bevölkerung in einem zweitägigen Fest dem neuen Landesherrn in überschwänglicher Begeisterung ihre Huldigung dargebracht, u. a. mit einem vom Starpoeten der Stadt Johann Georg Jacobi eigens verfassten Preisgesang. Vom Oberlindenviertel kam ein Ehrenkranz mit den Versen: „Von unsrer Linde, die den Vätern heilig war, bringt diesen Kranz, o Fürst, die Bürgerliebe dar!“ Als Karl Friedrich den Bericht las, den von Drais ihm zusandte, soll seine Durchlaucht bis zu Freudentränen gerührt wiederholt geäußert

haben: „O meine lieben Breisgauer! O meine lieben Breisgauer!“ (Wann hat man so etwas je von einem baden-württembergischen Landesvater gehört?)

Der Landesherr des neuen Baden wurde mit der Gründungsakte des Rheinbundes vom 12. Juli 1806 zum Souverän erklärt und bekam den Titel „S. D. Königliche Hoheit Großherzog von Baden“. Wichtiger als dieser Titel und weitaus sensationeller war die ungeheure Gebietsvergrößerung seines Landes, die hier wie später vom Wiener Kongress völkerrechtlich bestätigt wurde. Innerhalb von wenigen Jahren hatte sich Karl Friedrichs Herrschaftsgebiet zweimal verdoppelt, also vervierfacht. Geht man von dem Territorium der Markgrafschaft Baden-Durlach aus, dessen Regierung er 1746 antrat, ist sein Land sogar auf das Achtfache gewachsen, die Bevölkerung gar von rund 100 000 auf über 923 000. Die Zuweisung solcher Ländermassen und Menschenmassen war als Entschädigung für linksrheinische Verluste deklariert (scheinlegitimiert) worden. In Karlsruhe sprach man ehrlicherweise ganz realistisch von „Akquisitionen“. Das neue Baden war auf Raub und Enteignung gegründet. Nur war nicht der so bereicherte Landesherr der räuberische Täter. Er wurde vielmehr von Napoleon auf dessen Weg zur europäischen Hegemonie gebraucht und benutzt als Platzhalter und als Satellit. Denn Napoleon brauchte einen Pufferstaat an der neuen deutsch-französischen Grenze am Oberrhein. Das sollte ein starker, aber nicht zu starker Staat sein, ein Verbündeter, den er durch die Vermählung seiner Adoptivtochter Stephanie Beauharnais mit dem badischen Erbprinzen Karl auch dynastisch an Frankreich band. Auf der Empfängerseite war man freilich nicht untätig gewesen, zwar weniger der Landesherr selbst, aber sein Unterhändler Freiherr von Reitzenstein. Er war der eigentliche Begründer des badischen Staates, wie ihn Franz Schnabel 1927 geschildert hat. Für Reitzenstein war nur ein starker Staat ein guter Staat, und darin war er sich mit der führenden Schicht im Lande einig. Wir wollen sehen, wie stark und wie gut dieser Staat des neuen Baden geworden ist, wie also aus Vielfalt ein Ganzes wurde, das „Groß-Herzogtum“ Baden.

Vorab gesagt: Es war eine gewaltige Leistung, eine wahre Herkulesarbeit, aus der Vielfalt von größeren und kleineren Territorialherrschaften ein Ganzes zu machen, aus den Markgrafschaften, der Neckarpfalz, den vorderösterreichischen Landen, den bischöflichen Hochstiften, den Abteien, Kloster- und Ritterordensgebieten, den reichsritterschaftlichen und reichsstädtischen Territorien ein einheitliches Baden. Um eine Vorstellung von der Vielfalt zu gewinnen, die bis in die Zeit vor 200 Jahren am Oberrhein herrschte, braucht man sich nur im Geist auf eine Reise von Basel nach Offenburg oder gar „Vom See bis an des Maines Strand“ zu begeben. Gut ein Dutzend mal musste man schon von Basel bis Offenburg eine innerdeutsche Grenze überqueren, was meist einen Währungswechsel, andere Polizei, andere Vorschriften usw. bedeutete. Durch das zu Säckingen gehörende Stetten ging es ins markgräfliche Lörrach, in Schliengen auf baslerisches Hoheitsgebiet, danach musste man immer wieder zwischen markgräflichem und vorderösterreichischem Territorium wechseln, auch Straßburger und Nassauer Hoheitszonen durchqueren, bis man in Offenburg auf reichsstädtischem Boden ankam – und so weiter. Das war eine politisch absolut unvernünftige Vielfalt wie das ganze Alte Reich, das 1806 unterging (wenn auch nicht so sang- und klanglos, wie ein altes Klischee behauptet). An die Stelle der unvernünftigen Vielfalt trat der Einheitsstaat als Geschöpf der politischen Vernunft. Ich möchte an ein paar zentralen Strukturelementen des neuen Baden zeigen, wie die „Baustelle“ zum fertigen Gebäude geworden ist, nein: gemacht worden ist.

(1) Der Großherzog. Der neue Staat war kein Volksstaat, keine Hervorbringung des Volkes. Weder die badischen Markgräfler als Urbadener, noch viel weniger die dreiviertel Million Neubadener konnten von Baden sagen, dieser Staat das sind wir. Der Staat gehörte dem Landesfürst, dem Großherzog. Ob er sich als Eigentümer sah oder als ein aufgeklärter Fürst wie Friedrich der Große als ersten Diener bzw. Treuhänder des Staates, mögen die Gerichte in den kommenden Monaten entscheiden, wenn es u. a. um den Besitz der Handschriften geht. Unstrittig wollte Karl Friedrich ein Großherzog für alle Badener

sein, und darin folgten ihm alle seine Nachfolger, auch wenn sie wie die ersten drei (Karl, Ludwig und Leopold) bei weitem nicht sein Format erreichten. Karl Friedrich konnte als ideale Identifikationsgestalt bei der Integration der Landesteile zum Ganzen dienen. Er galt als aufgeklärter Landesvater (obwohl den rund 80jährigen damals um 1806 die Kräfte und das Charisma verließen). Gleichwohl, ob ideal oder nur idealisiert, er besaß (und verdiente) echte Anerkennung und Sympathie in weiten Kreisen. Insbesondere beim Bürgertum, das in ihm die bürgerlichen Tugenden verkörpert sah: Fleiß, Disziplin und Sparsamkeit, Sinn für Bildung und Kultur, Praxisnähe und religiöse Toleranz. So sah ihn die Schicht, die damals die öffentliche Meinung prägte, das Bildungs- und Beamten-Bürgertum. Es mag zwar Legende sein, dass man das deutsche Tedeum „Großer Gott wir loben dich“ in „Großherzog wir loben dich“ umgedichtet habe. Aber auch bei Katholiken wurde fleißig und inbrünstig für den Großherzog gebetet, obwohl er doch Protestant und sogar Landesbischof der Lutheraner war. Viel hat zur Verehrung der Dynastie auch Stephanie beigetragen, als Katholikin und überhaupt. Sie war so etwas wie die Lady Di des Großherzogtums, jung und schön (das gehört dazu), keck und wohltätig, wenig glücklich verheiratet, – nur dass Stephanie ihren Mann anders als Diana um Jahrzehnte überlebt hat! Die Bindungskraft der Dynastie war jedenfalls für das Wir-Gefühl der Menschen auf der „Baustelle Baden“ eminent wirksam. Im Monarchen erlebte man sein Land als sichtbares Symbol.

(2) Eine zweite Klammer für das aus Vielfalt zum Ganzen zu fügende Land bildete die Verwaltung. Dazu schuf die Karlsruher Regierung zunächst eine einheitliche Landes-Gliederung mit hierarchischem Aufbau, eine Gebietsreform also. Baden wurde in vier Kreise (den Departements ähnlich) eingeteilt, je zwei von ihnen entsprachen zusammen in etwa den heutigen Regierungsbezirken. An der Spitze standen ziemlich mächtige Kreisdirektoren, denen die Regierungsräte, Medizinalräte usw. unterstanden. Die Kreisbehörde war u. a. für Polizei, Bauwesen, Finanzen und Schule zuständig. Darunter schuf das Land die Bezirksämter (alle möglichst gleich groß), die ihrerseits die Gemeinden beaufsichtigten. Das Ganze war ziemlich zentralistisch organisiert. Für Gerechtigkeit (Billigkeit) sollten vor allem Verordnungen, Kontrollen, die Pflicht zur Schriftlichkeit aller Amtsvorgänge sorgen. An der Staatsspitze traten fünf neu geschaffene Fachministerien an die Stelle des traditionellen Geheimen Hofrats. Die Gebietsreform musste später revidiert werden, sodass es im Großherzogtum schließlich die folgenden Landkreise gab: Konstanz, Villingen, Waldshut, Lörrach, Freiburg, Offenburg, Baden-Baden, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Mosbach. Das klingt ziemlich modern. Das Personal der badischen Verwaltung gewann einen guten Ruf. Die Spitzenbeamten kamen anfangs meist aus der markgräflich-badischen Elite, Protestanten, viele stammten von auswärts (Reitzenstein von Bayreuth, Brauer aus Offenbach, von Drais aus Ansbach, von Edelsheim aus dem Hessischen, von Gayling aus dem Sundgau usw.). Die Mehrheit der Neubadener empfanden die Administration des neuen Staates wohl als Fortschritt gegenüber dem Zuständigkeits-Wirrwarr zuvor oder dem Schlendrian, den man in Vorderösterreich wohlwollend-zweideutig eine „behagliche Anarchie“ nannte. In der Märzrevolution von 1848 ging es allerdings auch manchen Beamten an den Kragen, und in einem politischen Vaterunser lautete damals nach der Anrede „Du Großherzog Unser Vater“ die 7. Bitte: „Verjag deine schlechten Beamten, Steuer- und Zolleinnehmer – und erlöse uns so von dem Übel.“

(3) Als dritte Klammer schuf die Regierung des neuen Baden eine neue, bürgerliche Rechtsordnung. Als Vorbild diente der französische Code Civil. Seine Übertragung, Ergänzung und Anpassung an badische Verhältnisse war das Werk von Niklas Friedrich Brauer, einem konservativen Aufklärer. Das neue Badische Landrecht wurde zum 1. Januar 1810 rechtskräftig und blieb bis zur Einführung des BGB im Jahr 1900 in Kraft. Allen Respekt! Es beruhte auf der Rationalität des Römischen Rechts, orientierte sich an dem zum Vernunftrecht entwickelten Naturrecht. Die Freiburger Schule um Karl von Rotteck folgte ganz und gar diesem Konzept. Es war allgemein-verständlich, systematisch, nach einheitlichen Grundsätzen aufgebaut und so

auch bei den älteren Richtern und Anwälten rasch durchsetzbar, und es hat das Jurastudium durchaus erleichtert. Vor allem gab es den Menschen im Land Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit. Dabei blieb es im einzelnen durchaus elastisch. So galt zwar prinzipiell das rationale Erbrecht der Realteilung. Für die Höfe im Schwarzwald konnte man aber das sogenannte alemannische Erbrecht gelten lassen, nämlich das Anerbenrecht, nach dem nur der jüngste Sohn oder die älteste Tochter den Hof bekam. Das entsprach nicht der Gleichberechtigung aller Kinder, war aber doch vernünftig.

(4) Am tiefsten hat nach dem Urteil der aufgeklärten bürgerlichen Elite des Landes die Verfassung des Großherzogtums den neuen Staat zum Ganzen geformt und als ein Ganzes legitimiert. Sie ist dem bereits todkranken Großherzog Karl am 22. August 1818 abgerungen worden, blieb natürlich eine oktroyierte Konstitution und bestätigte die Monarchie als Staatsform. Aber die Verfassung begründete Baden als konstitutionelle Monarchie. Badens Verfassung galt damals und noch lange als die liberalste ganz Deutschlands. Karl von Rotteck hat sie bald nach ihrer offiziellen Proklamation in der Freiburger Museumsgesellschaft in einer programmatischen Rede als Geburtsurkunde des badischen Volkes gefeiert. „Die Verfassung ist der Atem, der ein badisches Volk ins Leben rief. Wir waren Baden-Badener, Durlacher, Breisgauer, Pfälzer, Nellenburger, Fürstenberger, wir waren Freiburger, Konstanzer, Mannheimer, – ein Volk von Baden waren wir nicht. Fortan aber sind wir ein Volk, haben einen Gesamtwillen und ein Gesamtrecht." So weit Rotteck. So pathetisch seine Worte klingen mögen, der Verfassungstext öffnete wirklich das Tor zu einem modernen Gemeinwesen. Er enthielt eine Reihe von „staatsbürgerlichen und politischen Rechten der Badener", die heute zu den unwiderruflichen Grundrechten gehören. Etwa § 13: „Eigentum und persönliche Freiheit der Badener stehen für Alle auf gleiche Weise unter dem Schutz der Verfassung." Oder § 18: „Jeder Landeseinwohner genießt die ungestörte Gewissensfreiheit." Die „Baustelle Baden" war zum konstitutionell garantierten Rechtsstaat geworden.

(5) Mit der Verfassung erhielt Baden nun zugleich eine weitere Klammer, die sich in der Folge als höchst dynamische Kraft erwies: ein Parlament, die badischen Landstände. Sie bestanden aus zwei Kammern, einem Oberhaus aus „geborenen" und gewählten Mitgliedern des Adels sowie den jeweiligen Vertretern der Kirchen und der Universitäten zum einen, und zum zweiten aus einer Volkskammer mit 63 indirekt gewählten Repräsentanten des ganzen Volkes. Nach § 36 der Verfassung waren „alle Staatsbürger, die das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben, … bei der Wahl der Wahlmänner (es wurde indirekt gewählt!) stimmfähig und wählbar". Zu den vollberechtigten (nämlich Steuern zahlenden) Staatsbürgern gehörten in Baden nach einer Statistik aus der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa drei Viertel der erwachsenen Männer. Das war fast schon demokratisch, bezogen auf den männlichen Teil der Bevölkerung! Aber man singt ja auch heute noch in Beethovens Neunter „Alle Menschen werden Brüder!" und vergisst den Zusatz „außer den Frauen!" Für einen Sitz als Abgeordneter konnte allerdings nur kandidieren, wer ein Vermögen im Wert von 10 000 Gulden oder ein Jahreseinkommen von 1500 Gulden nachweisen konnte. Das waren nach Schätzungen dann nur noch ca. 6000 Badener. Die Begründung für einen solchen Zensus ist bekannt. Man nahm an, nur wer mit eigenem Vermögen oder Einkommen am Gedeihen des Vaterlandes interessiert ist, kann verantwortlich über den Staatshaushalt mitentscheiden. Und das war das vornehmste Recht des Parlaments neben der Mitbestimmung über Gesetze. Der gewählte badische Landtag erwies sich jedenfalls als die stärkste, dynamischste Triebkraft zur fortschreitenden politischen Modernisierung Badens. Die Mehrheit der Gewählten, darunter waren auch immer tüchtige, fortschrittliche Männer aus der Ministerialbürokratie, zeigten sich liberal, reformfreudig und zählten sich zur „Bewegungspartei". Die größten Erfolge erzielte der sogenannte Reformlandtag von 1831/32: Ablösung der Frondienste, ja sogar die Pressefreiheit wurden gesetzlich garantiert. Damals erschien in Freiburg die erste völlig zensurfreie Zeitung Deutschlands, „Der Freysinnige", herausgegeben vom Sprecher der

liberalen Mehrheit im Parlament, Karl von Rotteck. Auf Druck des Deutschen Bundes wurde sie nach 7 Monaten verboten, das Pressegesetz musste revidiert werden. Dennoch blieb der badische Landtag im ganzen Vormärz ein Laboratorium der Freiheit, in ganz Deutschland gerühmt. Allerdings wurde in dem Labor dann zu kühn experimentiert. In der Revolution von 1848/49 wurde gar die Republik proklamiert. Im Alemannischen konnte man am Stammtisch hören: „Drum hönt mer denkt, das einzig Glück / für's Volk sei i de Republik … Das Volk macht ganz allei si Gsetz; / Wo's nit so isch, do goht es letz!" Die gewählte radikal-demokratische Regierung forderte die Männer und Frauen in Baden auf, im Kampf für die heilige Sache der Freiheit zusammenzustehen, für die Freiheit und Einheit Deutschlands zu kämpfen. Der Kampf ist bekanntlich gescheitert. Gottfried Keller, der die revolutionären Kämpfer gegen die Preußen im Juni 1849 in Heidelberg beobachtet hatte, schrieb bald darauf resigniert die Verse:

„Doch jene, die zur Sommerzeit /
der Freiheit nachgejagt,
Sie schwanden mit der Schwalbe weit, /
Sie liegen im Friedhof eingeschneit,
wo trüb der Nachtwind klagt."

So ganz gescheitert sind die badischen Demokraten letztlich doch nicht. Schon nach einer relativ kurzen Phase der Reaktion hat sich der liberale Geist erholt, und unter dem neuen Großherzog Friedrich I. sind seine Vorkämpfer ins Zentrum der Macht gelangt. Damals wurden die großen Ziele verwirklicht: die Reform der Justiz, der Schule, der Wirtschaft und Verwaltung, die Gleichberechtigung der Juden, die Ministerverantwortlichkeit, die Schaffung einer Verwaltungsgerichtsbarkeit, die faktische Etablierung einer Parlamentarischen Monarchie. Damals wurde Baden zum Modell für Deutschland, zum deutschen Musterland.

(6) Es gibt ein 6. Phänomen, das die Integration der vielfältigen Elemente im Land zum einheitlichen Ganzen befördert hat, nämlich die Tendenz zum gesellschaftlichen Ausgleich. Dem Adel wurde der Verlust seiner Herrschaftsrechte erleichtert durch die Erhebung der „großen" Familien zu Standesherren mit besonderen Privilegien (u. a. Sitz im Oberhaus der Landstände), auch die übrigen adligen Herrschaften behielten Vorrechte, näherten sich aber in Beruf und Lebensstil allmählich dem Bürgertum. Dieses wurde zur eigentlich staatstragenden Schicht. Bürgertum hieß in Baden ganz überwiegend Bildungs- und Beamten-Bürgertum. Professoren (an Hochschulen und Gymnasien), Freiberufler (einschließlich Journalisten), Beamte, Honoratioren eben. Aus dieser Schicht kamen die Abgeordneten, die Träger der öffentlichen Meinung. Und die Unterschicht? Ein ausgeprägtes Proletariat hat sich im Badischen nicht gebildet. Auf dem Land überwogen die kleinbäuerlichen und kleingewerblichen Existenzen. Der karge Ertrag aus der Zwerglandwirtschaft wurde mit Nebeneinkommen aus Heimgewerbe, Fuhrlohn u. ä. aufgebessert. Seit dem Aufkommen der Manufakturen und Fabriken fuhr man als Pendler zur Arbeit und behielt sein Häuschen mit Garten und der Kuh des kleinen Mannes (der Ziege also) daheim. Dem drohenden Pauperismus sollte der Staat entgegensteuern. Dazu rief der Freiburger Abgeordnete Franz Joseph Buß als erster in einem deutschen Parlament 1837 in einer Landtagsrede den Gesetzgeber auf. Friedrich Engels konstatierte dann 1849, dass in diesem Land Baden keine Revolution gedeihen könne, da der echte Klassengegensatz fehle; hier gäbe es keine Millionäre und kein Proletariat. Was für ein (unbeabsichtigtes) Kompliment! Dass es dennoch soziale Krisen in Baden gab, ist nicht zu übersehen. Aber sie wurden doch alle ein wenig abgefedert durch staatliche, kirchliche und bürgerschaftliche Initiativen, auch durch Auswanderungsschübe, wobei zuweilen Kontakte aus der heimischen Glasträger- und Uhrenhandelstradition das schwere Schicksal ein wenig erleichtern konnten.

(7) Ich möchte schließlich auf ein 7. Element hinweisen, die Religion, deren Vielfalt im Großherzogtum Baden ins Ganze integriert wurde. Schon früh bemühten sich Männer wie Brauer, die konfessionellen Gegensätze auszugleichen. Das Land hatte ca. 67% Katholiken, 25% Lutheraner, 6,5% Reformierte und knapp 1% Juden. 1821 gelang in einem überaus demokratischen Verfahren die Einigung der beiden protestantischen Kirchen der

Lutheraner und der Reformierten in der Konsensunion zur Evangelischen Landeskirche Badens. Im gleichen Jahr wurden die Katholiken aus den Trümmern der sechs ziemlich unterschiedlichen Bistümer auf badischem Boden (von Konstanz bis Mainz) in einem einzigen Landesbistum zusammengefügt, dem Erzbistum Freiburg. Dass sich schließlich die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen in einem Staat gemeinsam als Badener fühlen und verhalten konnten, wurde durch die Entsakralisierung des Staates zu einem bürgerlich säkularen Gemeinwesen ermöglicht. Genau dies sollte aus dem Großherzogtum werden, ein säkularer Staat. Das hat in den Jahrzehnten von 1868 bis 1888 noch einmal einen äußerst scharfen und schmerzlichen Machtkampf zwischen Staat und katholischer Kirche (den Kulturkampf) zur Folge gehabt. Aber er mündete in eine deutliche Scheidung der beiden Bereiche mit der Entkonfessionalisierung der Schule, der Aufhebung der kirchlichen Standesämter durch die Einrichtung der Zivilehe u. ä. mehr. Dass indes auch der säkulare Staat keineswegs auf ein ethisches Fundament verzichten kann und darf, ist sehr bewusst zur Maxime des politischen Handelns gemacht worden. Großherzog Friedrich I. hat sich unter dem starken Einfluss von Matthias Gelzer immer wieder nachdrücklich zu den Prinzipien der Freiheit, des Rechts und der menschlichen Würde bekannt. Die Parteiführer taten dasselbe und folgten den maßgeblichen Staatslehrern im Land, angefangen von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der an der badischen Universität Heidelberg seinen ersten ordentlichen Lehrstuhl bekam, den Wortführern des Frühliberalismus Rotteck, Welcker und Mittermaier bis zu Männern wie Bassermann oder dem wertkonservativen Liberalen August Lamey, der 16 Jahre lang mit kluger Hand als Präsident dem Landtag vorstand.

Aus Vielfalt wurde ein Ganzes: An 7 Faktoren habe ich versucht zu erklären, wodurch aus der „Baustelle Baden“ ein einheitliches Gemeinwesen für alle geworden ist: durch die Integrationskraft des großherzoglichen Hauses, durch Verwaltung, Recht und Verfassung, durch ein dynamisches Parlament, durch sozialen Ausgleich und ein tragfähiges Staatsethos. Sieben ist eine gute, eine heilige Zahl. Ich will es dabei bewenden lassen. Lassen Sie mich aber aus dem badischen Beispiel eine Schlussfolgerung ziehen. „Aus Vielfalt wurde ein Ganzes“, das bedeutet: Wir müssen (können) lernen, Vielfalt als ein Ganzes zu lesen – und das Ganze jeweils in seiner Vielfalt zu achten. Das gilt gewiss für unser „ganzes“ Bundesland. Vielfalt ist, wie Hermann Bausinger stets bekräftigt, das Kennzeichen, das Markenzeichen von Baden-Württemberg. Es gilt aber auch für die „ganze“ Bundesrepublik, deren föderale Grundstruktur wohl kein anderer so nachdrücklich eingefordert hat wie der badische Staatspräsident Wohleb. „Aus Vielfalt ein Ganzes“ – nur so kann auch Europa Wirklichkeit werden. Als „coincidentia oppositorum“ hat der Freiburger Mediävist und Rektor magnificus des letzten (500.) Universitätsjubiläums Gerd Tellenbach, Europa definiert. Auch Baden wurde aus dem Ineinsfallen der Gegensätze zum Ganzen.

Aus dem Pufferstaat ist ein Musterland geworden. Was für eines? Man hat im Blick auf die Bildung von Imperien gern argumentiert, dass größere Einheiten besser dem allgemeinen Wohlstand dienen als kleine, dass in den größeren Einheiten der Austausch von Gütern und Ideen leichter vonstatten gehe und dass auch Liberalität und Toleranz hier eher entwickelt würden als in den kleinen, wo man das Eigene eher gegen „Fremdes“ abzuschotten versuche. Vielleicht gilt das auch im kleinen Maßstab für die Vielfalt hier am Oberrhein im Staat des badischen Großherzogtums.

Mehr Wohlstand, besseren Austausch der Güter und Ideen? Baden erlebte als Großherzogtum ein mäßiges, aber stetiges wirtschaftliches Wachstum, parallel zum Bevölkerungswachstum, das im Schnitt 1% pro Jahr betrug. Die relative Prosperität des Landes, die vor allem zur Zeit der Hochindustrialisierung blühte, hatte viele Ursachen. Ganz wichtig war der Ausgleich der Lebens-Chancen in den Regionen mit so unterschiedlichen Standortbedingungen (Rheinebene – Mittelgebirge, Städte – Dörfer usw.). Dazu trug die ausgeprägte Mobilität der Bevölkerung bei, sowohl die horizontale (bei den vielen Berufs- und Arbeitspendlern) wie die vertikale, etwa vom Bauernbub oder Handwerksgesellen zum

Facharbeiter. Die Tendenz zum sozialen Ausgleich wirkte nicht nur integrierend, sie dämpfte auch Arbeitskonflikte und spiegelte sich nicht zuletzt in dem überproportionalen Wachstum des Mittelstands. Badens Wirtschaft wuchs primär mittelständisch mit Familienbetrieben. Man denke in Freiburg an Namen wie Mez, Fauler, Risler, Kuenzer, Herder, Ganter als erfolgreiche Familien mit erfolgreichen Firmen. Ganz entscheidend profitierte das Wachstum durch die staatliche Infrastrukturpolitik. Es sei an die Rheinregulierung, den Ausbau des Mannheimer Hafens zum größten Binnenhafen Deutschlands erinnert, an den zügigen Ausbau des Eisenbahnnetzes (durch den Staat, der die Strecken nicht nach Aktionärsinteressen bestimmte, sondern nach Bedürfnissen der Menschen). Am wichtigsten waren vermutlich die spezifisch badischen Leistungen im Bildungswesen: In der Volksschul-Lehrerbildung orientierte man sich an Pestalozzi, im Gymnasium am preußischen Neuhumanismus. Beides war fortschrittlich. Fast flächenhaft wurde das gewerbliche Schulwesen ausgebaut, einschließlich bestimmter Fachschulen (1845 Landwirtschaftschule Hochburg, 1850 Uhrmacherschule Furtwangen, um zwei Beispiele aus der Region zu nennen). Und schließlich unterhielt Baden zwei Landesuniversitäten sowie die 1825 gegründete Polytechnische Schule in Karlsruhe, die zur ersten TH Deutschlands wurde. Das hat maßgeblich zur Innovationsfähigkeit im Land beigetragen; man denke an so große Badener wie Robert Gerwig, Heinrich Hertz oder Karl Benz. Baden war in den innovativen Branchen (Fahrzeugbau, Elektrotechnik, Chemie – und dann auch im Tourismus) mit an der Spitze. Und das Lohnniveau lag um 1900 hierzulande deutlich über dem Reichsdurchschnitt. Selbst auf dem Gebiet der Mädchenbildung wurde Baden zum Vorreiter: 1893 gab es in Karlsruhe das erste Mädchengymnasium Deutschlands, 1900 wurden an der Uni Freiburg die ersten Frauen zum ordentlichen Studium immatrikuliert.

Und wie steht es mit dem Gewinn an Liberalität und Toleranz? Beides hat es hier am Oberrhein auch vor 1806 gegeben. Aber im Großherzogtum Baden sind Liberalität und Toleranz geradezu Kennzeichen der politischen Kultur geworden. Badische Liberalität bedeutet ein Stück Lebensart, den Andern gelten lassen, und doch zur eigenen Meinung stehen. Die Liberalen, seit 1866 Nationalliberale konnten bis ins 20. Jahrhundert die absolute Mehrheit im Landtag behaupten und stellten 10 der 14 badischen Abgeordneten im Reichstag. Ganz gewiss gehört die liberale Lebensart und die liberale politische Kultur im Badischen zur wertvollsten Mitgift bei der baden-württembergischen Vereinigung.

Jubiläen haben ihren guten Sinn, zumal wo heutzutage die rasante Beschleunigung der linearen Zeit uns fast schwindlig werden lässt. Da hilft die Erfahrung der periodischen Zeitverläufe mit wiederkehrenden Bezugspunkten, sich der Herkunft zu vergewissern und zu einer aufgeräumten Vergangenheit zu finden. Doch darf ich an den Satz von Heidegger erinnern: „Herkunft aber bleibt stets Zukunft“. Indem wir uns der Herkunft des Ganzen bewusst werden, in dem wir leben, können wir auch dafür sorgen, dass noch in langer Zukunft Menschen sagen und singen können: „Das schönste Land in Deutschlands Gau’n, das ist mein Badnerland!“

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
Hagenmattenstraße 20
79117 Freiburg

Kurt Hochstuhl

Eröffnung der Ausstellung „1806: Baustelle Baden“ Der Breisgau im neuen Großherzogtum

Vortrag am 12. 10. 2006 im Regierungspräsidium Freiburg zur Eröffnung der Ausstellung

„Am Anfang war Napoleon“, mit dieser apodiktischen Formulierung beginnt Thomas Nipperdey sein glänzendes Werk „Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und moderner Staat“. Nicht zufällig erinnert dieser Satz an das 1. Buch Genesis, das ja ähnlich anhebt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. Natürlich ist Nipperdey weit davon entfernt, die fundamentalen Unterschiede bei

Adelsbrief und Wappenverleihung an den letzten österreichischen Rektor der Universität Johann Maria Weissegger wegen seiner patriotischen (österreichischen) Gesinnung. Wien, 9. Oktober 1804. Universitätsarchiv Freiburg, C 134

beiden Prozessen durch die Lust am Konstruieren von Analogien und die Verliebtheit in treffende Formulierungen zu übersehen.

Während nämlich Himmel und Erde aus dem Nichts geschaffen wurden, also ein schöpferischer Akt sui generis vorlag, Gott und den Menschen ein Wohlgefallen, an dessen Ende zumindest für kurze Zeit paradiesische Zustände herrschten, erinnert der Prozess, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts die politische, soziale und geographische Landkarte Europas grundlegend veränderte, bei weitem nicht an eine Entwicklung, die unter paradiesischen Umständen stattfand.

Eher das Gegenteil war der Fall. Jahrhundertealte Strukturen und Bindungen wurden zerstört. Dies bedeutete auch für die im vorderösterreichischen Breisgau und seiner Hauptstadt Freiburg lebenden Menschen eine vollkommene Neuorientierung. Maße und Gewichte veränderten sich, neues Geld ersetzte das alte, neue Verwaltungseinheiten traten an die Stelle der alten Ämter. Wie alles Neue, vor allem dann wenn es so überraschend kam und unvermeidlich schien, erzeugte der tiefe Bruch mit dem Gewohnten Ängste und förderte die nostalgische Rückbesinnung auf eine vermeintlich bessere Vergangenheit.

Was sich aus der Rückschau wie ein „Selbstläufer“ ausmacht, war in der Wirklichkeit wie in der Wahrnehmung der Zeitgenossen ein schwieriges Unterfangen.

Es musste nämlich zusammengefügt werden, was nicht unbedingt zusammengehörte. Bauprojekten nicht unähnlich, mussten bei diesem Integrationsprozess alte Strukturen zerstört werden, um neue zu schaffen. Aus diesem Grunde wurde die Metapher der Baustelle als gestaltendes und graphisches Element der Ausstellung zugrunde gelegt. Absperrbänder in unterschiedlichen, dem jeweiligen Gegenstand angepassten Farben, sollen das anfänglich provisorische und fragile Werk unterstreichen. In vier Gewerken (= Abteilungen) wird der Staats-

Totenmaske Napoleons I.
Eventuell brachte Carlo Bonaparte, Neffe Napoléons und Begründer der Paläoornithologie, die Maske mit, als er 1839 an der Freiburger Tagung Deutscher Naturforscher und Ärzte teilnahm. Gipsabguss, undatiert, Uniseum Freiburg M12/152

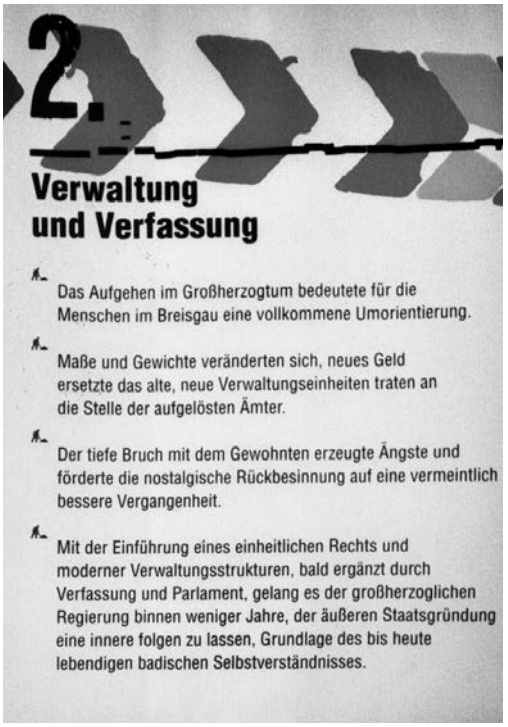
bildungsprozess, herunter gebrochen auf den regionalen Bezugsrahmen des Breisgaus und der Ortenau, durch Objekte, Abbildungen und archivalische Dokumente näher beleuchtet. Sie stammen aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Staatsarchiv Freiburg, dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dem Universitätsarchiv-Uniseum Freiburg und dem Erzbischöflichen Archiv Freiburg. Weitere Exponate stellten das Erzbischöfliche Ordinariat und das Augustinermuseum Freiburg zur Verfügung.

Die erste Abteilung ist Napoléon gewidmet, dem Auslöser und Urheber der das Gesicht Europas verändernden historischen Ereignisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Zu sehen sind dabei ein Handschreiben an den badischen Kurfürsten Carl Friedrich vom Jahre 1805, in dem ihm der französische Kaiser mitteilt, dass er für ihn bei den Friedensverhandlungen u. a. den Breisgau und die Besitzungen des Niederadels gewonnen habe und er mit diesem Gewinn auf die Ebene der großen Mächte gehoben werde. Der Staatsvertrag, mit dem der Erwerb des Breisgaus durch Baden offiziell besiegelt wurde, ist ebenso zu sehen wie der geheime Zusatzvertrag, worin Baden auf jegliche Forderungen für die Lieferung von Fourage an die französische Armee verzichtet. Das ist eher die strategische Ebene.

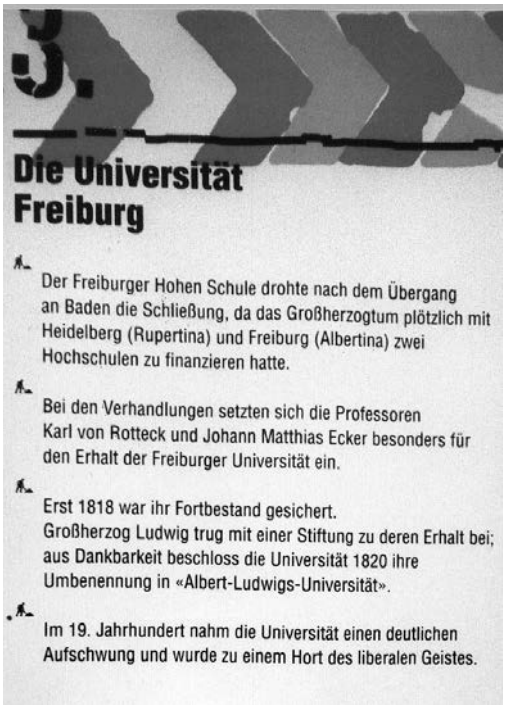
Die zweite Abteilung, nunmehr bereits auf der operativen Ebene, befasst sich mit dem Übergang des Breisgaus und der zukünftigen Verfassung und Verwaltung im neuen Großherzogtum. Der Einzug des badischen Besitznahmekommissars im Breisgau, Freiherr Drais von Sauerbronn, wird ebenso dokumentiert wie die Übergabe- und Huldigungsfeierlichkeiten in Freiburg, das seinen Regierungssitz verloren hatte und in den Rang einer „dritten Hauptstadt“ zurückgefallen war. Nach den z. T. monatelangen Auseinandersetzungen mit Württemberg über die Festlegung der neuen Landesgrenze, war die Neueinteilung der Ämter nach streng formalen Gesichtspunkten das Mittel, alte Bindungen und damit mögliche Hemmnisse beim Neuaufbau des Staates aufzulösen, und tatsächlich Neues zu schaffen. An den Beispielen der ehemaligen Herrschaft Triberg und dem neuen Bezirksamt Heitersheim wird dies dokumentiert.

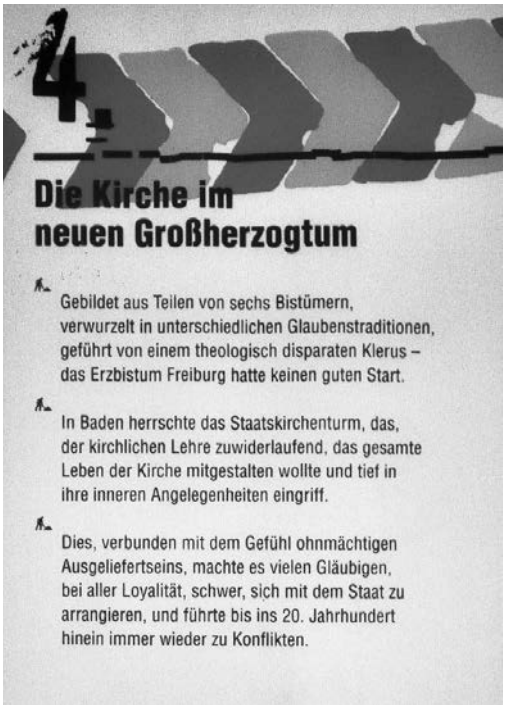
Das Schicksal der Universität wird in der dritten Abteilung behandelt. Ihr drohte nach dem Übergang an Baden die Schließung, da das Großherzogtum plötzlich mit Heidelberg (Rupertina) und Freiburg (Albertina) zwei Hochschulen zu finanzieren hatte. In langwierigen Verhandlungen gelang es Freiburger Professoren, in Karlsruhe die Bedeutung der Universität zu vermitteln und ihren Erhalt zu sichern. Stellvertretend soll das erste Promemoria der Professoren Weissegger, Ecker und Jacobi an Großherzog Carl Friedrich genannt werden, das ebenfalls gezeigt wird.

Die letzte Abteilung befasst sich mit der Situation der katholischen Kirche im neuen Großherzogtum. Durch die Säkularisation gingen die Besitzungen vieler Klöster, Stifte und geistlicher Herrschaften im neuen Staat auf. Das Pretiosenverzeichnis des kleinen Klosters Schuttern sowie der Protestationsbrief des letzten Abtes von St. Blasien gegen die Überführung von Kircheneigentum in Staatseigentum vermitteln einen Eindruck des gewaltigen Wertetransfers, der in jenen Jahren

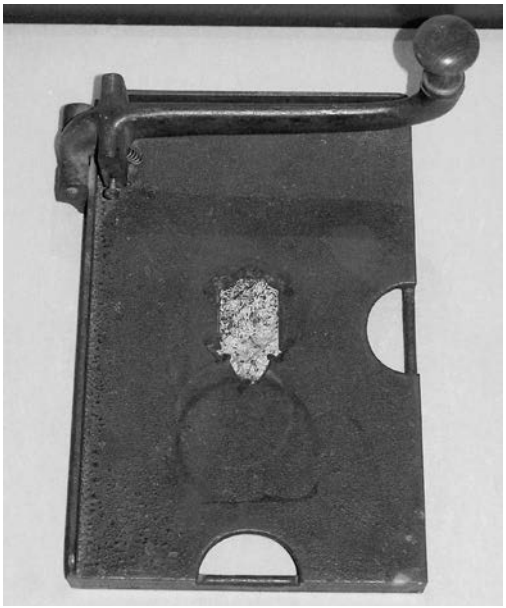


Die vier Themenkreise der Ausstellung „1806: Baustelle Baden“ im Regierungspräsidium Freiburg



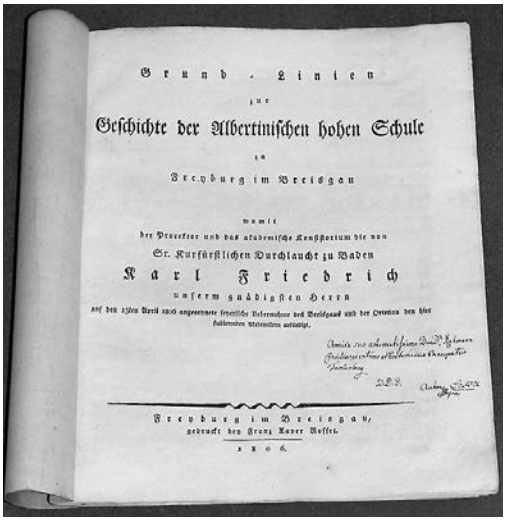


Fotos: Heinrich Hauß



Die Regenten kommen und gehen – die Bürokratie bleibt. Oberrandlocher mit vorderösterreichischem Wappen, bis Mitte des 20. Jahrhunderts in Gebrauch in badischen Amtsstuben StAF

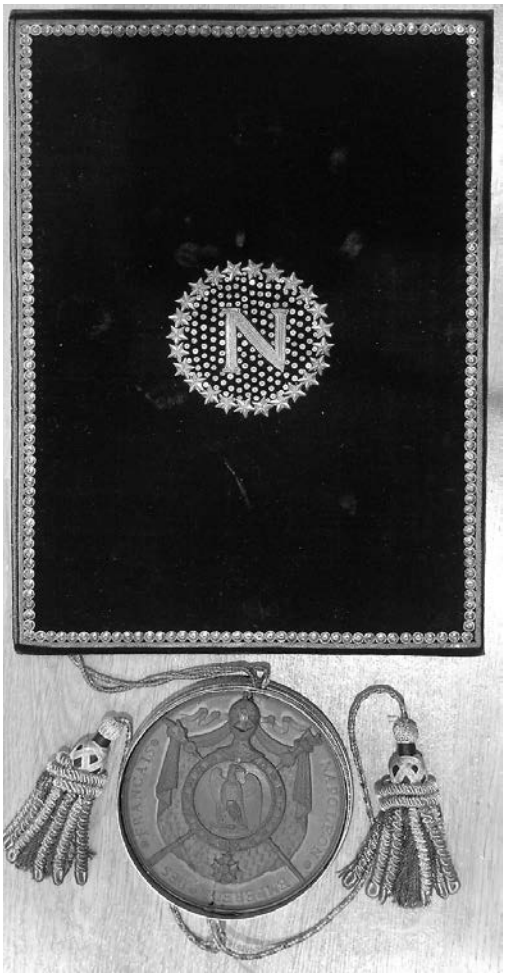
Währungsumstellung
Österreichische und badische Münzen, Kronen-, Kreuzer und Talerstücke, 1794–1810 Augustinermuseum Freiburg



Grund - Linien
zur
Geschichte der Albertinischen hohen Schule
zu
Freyburg im Breisgau
womit
der Prorektor und das akademische Konsistorium die von
Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu Baden
Karl Friedrich
unserm gnädigsten Herrn
auf den 13ten April 1806 angeordnete feyerliche Uebernahme des Breisgaus und der Ortenau den hier studirenden Akademikern ankündigt.

Freyburg im Breisgau,
gedruckt bey Franz Xaver Rosset.
1806.

Aufteilung Vorderösterreichs
Badische Ratifikationsurkunde des Staatsvertrags zwischen Österreich, Bayern, Württemberg und Baden über die Aufteilung der vorderösterreichischen Lande Karlsruhe, 22. Dez. 1806, HStA Stuttgart E 100 Nr. 66



Erwerb des Breisgaus und der Ortenau
Vertrag zwischen Frankreich und Baden vom 20. Frimaire XIV über die Besitznahme des Breisgaus und der Ortenau Brünn, 12. Dez. 1805 GLA 48/6272

Monstranz und Bischofsstab des Freiburger Erzbischofs Bernhard Boll, 1827 Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg

stattgefunden hat. Erst mit der Gründung der oberrheinischen Kirchenprovinz im Jahre 1821 und der 1827 erfolgten Fundation des Erzbistums Freiburg konnte der Übergangsprozess abgeschlossen werden. Die päpstliche Bulle „provida solersque" über die Errichtung eben dieser oberrheinischen Kirchenprovinz finden Sie ebenso in der Ausstellung wie das Brustkreuz, der Bischofstab und die Monstranz des ersten Freiburger Erzbischofs Bernhard Boll.

In der kleinen Präsentation im Basler Hof des Regierungspräsidiums Freiburg wird diese schwierige Übergangszeit noch einmal ins Bewusstsein gerufen. Ihr Ziel ist nicht, eine weitere Jubelveranstaltung zu einem runden Geburtstag, sondern die Schärfung des Blicks für das historisch Gewordene und für das bis heute in Freiburg und seiner Region lebendige vorderösterreichische Erbe.

In einer Vortragsreihe zur Ausstellung werden einzelne Aspekte näher beleuchtet und der Bogen bis in die Nachkriegszeit gespannt:

Donnerstag, 19. Oktober 2006, 18.00 Uhr:
Michael Strauß: Der Übergang des Breisgaus an Baden und seine Wahrnehmung in Freiburg

Donnerstag, 26. Oktober 2006, 18.00 Uhr:
Constanze Bütterlin M. A.: Die Universität Freiburg unter neuer Herrschaft: Im Kampf um die Existenz

Donnerstag, 2. November 2006, 18.00 Uhr:
Prof. Dr. Karl-Heinz Braun: Das Erzbistum Freiburg – ein badisch-großherzogliches Erbe?

Donnerstag, 9. November 2006:
Michael Kitzing: Von der Monarchie zur Republik: Die badische Zentrumspartei 1917/1919

Donnerstag, 23. November 2006:
Dr. Jürgen Klöckler: Baden oder Alemannien? Neugliederungspläne nach 1945.

Wer sich intensiver mit dieser Periode auseinandersetzen möchte, dem empfehle ich den sehr instruktiven Katalog unserer Kollegen des Generallandesarchivs, die Mitte des Jahres im Karlsruher Schloss eine Ausstellung „1806: Baden wird Großherzogtum" gezeigt haben.

Eine solche Ausstellung ist immer ein Gemeinschaftsprojekt. Ich danke daher allen, die am Zustandekommen dieser Ausstellung beteiligt waren, in erster Linie dem lieben Kollegen Dr. Dieter Speck, Universitätsarchiv-Uniseum Freiburg, Dr. Christof Schmider, Erzbischöfliches Archiv Freiburg, dem Augustinermuseum Freiburg, dem Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg, dem Landesverein Badische Heimat, dem Alemannischen Institut Freiburg, dem Arbeitskreis Alemannische Heimat Freiburg und last but not least dem Regierungspräsidium Freiburg und seinem Chef, Herrn Regierungspräsidenten Dr. Sven von Ungern-Sternberg.

Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren, danke ich für Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Geduld.

Anschrift des Autors:
Dr. Kurt Hochstuhl
Staatsarchiv Freiburg
Colombistraße 4
79098 Freiburg

Krisen- und Schlüsseljahr 1806

1. Januar	**Württemberg wird Königreich**
12. Januar	Einheitliche „bürokratische“ Organisation Württembergs
18.–20. Januar	Napoleon in Stuttgart. Friedrich I. von Württemberg stimmt dem Heiratsprojekt seiner Tochter Katharina mit Jérôme, dem jüngsten Bruder Napoleons, zu
20./21. Januar	Napoleon besucht Karlsruhe, um die Eheschließung zwischen dem badischen Thronfolger Karl Ludwig und Stéphanie Beauharnais durchzusetzen Napoleon stimmt Markgräfin Amalie um. Die Markgräfin rang ihm das Geständnis ab, Stéphanie zu adoptieren
10. März	Organisationsmanifest Friedrich I. von Württemberg
8. April	Heirat des Erbprinzen Karl Ludwig mit Stéphanie Beauharnais
12. Juli	Unterzeichnung des **Rheinbundes** durch 16 süd- und südwestdeutschen Staaten. Schaffung von Mittelstaaten des sogen. Dritten Deutschlands. **Baden wird Großherzogtum** und erklärt sich wie die andern Staaten souverän De facto bedeutete der Vertragsabschluss von 1806 das Ende des Deutschen Reiches
20. Juli	Friedrich I. von Württemberg läßt als letzter der Fürsten den Rheinbundvertrag durch Graf Wintzingerode unterschreiben
1. August	Die Mitglieder des Rheinbundes erklären ihren Austritt aus dem Reichsverband „Rheinbündische Reformzeit“: Weichenstellung für die Geschichte des 19. Jahrhunderts (E. Schabbel)
6. August	**Franz II. legt die Kaiserkrone nieder** Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Beendigung einer fast tausendjährigen Geschichte des Reiches
12. August	Sitzung der Geheimen Räte wegen der „fortdauernden Unentschlossenheit“ Karl Friedrichs, den Großherzogtitel anzunehmen
13. August	Karl Friedrich nimmt den Titel an „unter dem Befehl zu Anknüpfung von Negotiationen um die Königswürde“
14. August	RegierungsBlatt Großherzogtums Baden Nr. 18 (mit dem Datum vom 12. 8.) Annahme des Titels eines Großherzogs. Keine Proklamation, keine Feierlichkeiten (V. Rödel)
14. Oktober	**Niederlage Preußens in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt** Am Anfang der Reformen (Preußens) steht – trotz aller Kontinuitäten – das factum brutum: die Katastrophe von 1806, der Zusammenbruch des alten Preußen (Th. Nipperdey)
21. November	Das Berliner Dekret Napoleons verfügt die **Kontinentalsperre** gegen England

Reiner Haehling von Lanzenauer

Vom Ende des Reichskammergerichts

Der Kaiser legt die Krone nieder

Faktisch endete das Heilige Römische Reich deutscher Nation im August 1806, als Franz II. unter dem Druck Napoleons die Kaiserkrone niederlegte. Vorausgegangen waren Feldzüge Frankreichs, die in die Sonderfrieden von Basel und von Campo Formio, den Kongress von Rastatt und die Friedensschlüsse von Lunéville und Pressburg mündeten. Besiegelt wurde so die gewaltsame Annexion des gesamten linksrheinischen Reichsgebiets durch Frankreich. Schon im Laufe früherer Verhandlungen, zuletzt in Art. 7 des Vertrages von Lunéville von 1801, war festgelegt worden, dass die weltlichen Herren für Ihre Verluste links des Rheins vom Reich zu entschädigen seien. Zur Umsetzung dieser Klausel hat der Reichstag eine Reichsdeputation – eine Kommission also – eingesetzt, die unter dem wachsamen Blick der Franzosen einen Entschädigungsplan ausarbeitete, den Reichsdeputationshauptschluss von 1803. Jetzt hat man im Zuge einer Säkularisierung die geistlichen Fürstentümer, Abteien und Schulen verschiedenen weltlichen Herrschaften zugeschlagen, zugleich konnten diese das Vermögen von Kirchen oder Klosterfonds übernehmen. Hand in Hand lief die Mediatisierung der weltlichen Reichsstände und Reichsritter, die von nun an den Landesherrschaften untergeordnet wurden. Sie erfasste mit wenigen Ausnahmen zugleich die bisher unmittelbaren Reichsstädte. Baden konnte sich damals, vor allem dank des Verhandlungsgeschicks seines badischen Gesandten in Paris, Sigismund von Reitzenstein, Gebiete einverleiben, die etwa den neunfachen Umfang der verlorenen linksrheinischen Besitzungen aufwiesen.[1] Nicht zu vergessen die Mitgift von Napoleons Adoptivtochter Stéphanie de Beauharnais, die in die Ehe mit dem Erbprinzen Karl das Fürstentum des Johanniterordens in Heitersheim einbrachte. Im Juli 1806 waren die Länder Baden, Bayern, Hessen-Darmstadt, Hessen-Nassau, Württemberg und andere süd- und südwestdeutsche Länder aus der noch bestehenden reichsdeutschen Gemeinsamkeit ausgeschert, indem sie sich zum Rheinbund zusammenschlossen und dem Korsen Gefolgschaft gelobten. Damit war das Alte Reich als Lebensform zerbrochen.

Ein Gericht fürs ganze Reich …

Der Zerfall des Reiches setzte zeitgleich dem Wirken des Reichskammergerichts ein Ende. Es war im Jahre 1495 unter König Maximilian I. (1459–1519, ab 1508 Kaiser) gewesen, da hatte man auf dem Reichstage zu Worms den *Ewigen Landfrieden* ausgerufen und ein ständig tagendes, vom Königshofe unabhängiges Gericht beschlossen, um das Reich als zusammengehörenden Rechtsraum zu festigen. Im wesentlichen sollte dieses *oberste und letzte* Gericht zuständig sein in der ersten Instanz für alle die Reichsinteressen unmittelbar berührenden Fälle wie etwa Landfriedensbruch oder Missachtung der Reichsacht, in Fällen der Rechtsverweigerung und Rechtsverzögerung, ferner für Klagen von Untertanen gegen ihren Fürsten. Strafsachen konnten bei Verfahrensfehlern durch Nichtigkeitsklage vor das oberste Gericht gebracht werden, was etwa bei Anwendung der Folter oder in den sogenannten Hexenprozessen von lebensrettender Bedeutung werden konnte. In zweiter Instanz wurde das Gericht namentlich tätig bei Berufungen gegen Urteile der Land- und Stadtgerichte in bürgerlichen Streitsachen. Vor allem in der Anfangszeit gestaltete sich die Geschichte dieses Gerichtshofes recht wechsel-

haft: Mehrmals ruhte seine Tätigkeit, zwischendurch war er kurzfristig aufgelöst. Wiederholt musste der Sitz verlegt werden. Erst tagten die Richter in Frankfurt, dann in Worms, Regensburg, Augsburg, wiederum Worms, Nürnberg, Esslingen und Speyer, das nach einem entsprechenden Zusatz in der Reichskammergerichts-Ordnung schließlich dauerhafter Amtssitz werden sollte. Doch nach den Zerstörungen im Pfälzischen Erbfolgekrieg mussten die Senate 1689 eilends nach Wetzlar übersiedeln.[2]

Geleitet wurde das Gericht vom Kammerrichter, den der Kaiser delegierte. Es verfügte über einen, zeitweise auch mehrere Präsidenten und anfangs 16, später bis zu 50, in der Endzeit dann 25 Assessoren als beisitzende Richter. Sie wurden teils vom Kaiser, teils von den Reichsständen präsentiert und vom Gericht selbst ernannt. Zu den Kameralen kamen das Kanzleipersonal sowie die Prokuratoren und Advokaten als Vertreter der Prozessbeteiligten. Das Kammergericht unterlag Visitationen seitens des Kaisers und der Reichsstände, ab 1556 seitens einer außerordentlichen Reichsdeputation. Die Markgrafschaft Baden hatte zeitweise auf die Durchführung solcher Visitationen gedrängt und badische Mitwirkung eingefordert.[3] Die Unterhaltskosten des Gerichts, die der Pfennigmeister zu verwalten hatte, flossen aus den Gerichtsgebühren der Klientel und aus sogenannten Kammerzielern, die von den Reichsständen nach einem bestimmten Schlüssel zu entrichten waren. Gleichwohl kam es immer wieder zu finanziellen Engpässen, so dass die Gehälter nur zögerlich oder gar nicht ausgezahlt werden konnten.

Prozesse, Prozesse

Der junge Goethe war nach Abschluss seines Jurastudiums nach Wetzlar gezogen, um sich durch ein Praktikum beim Kammergericht mit dem Reichsrecht vertraut zu machen. Genügend Muße verblieb ihm offenbar, um Charlotte Buff, der Tochter eines ortsansässigen Amtsmanns, ungestüm den Hof zu machen. Zum Arbeitseifer der Wetzlarer Richter vermerkte der junge Jurist: *Frisch arbeiten sie weg alles, was kurz abgetan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet, oder was sonst leicht beurteilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwerem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, bleiben im Rückstand.*[4] Mit ihm klagten zahlreiche Zeitgenossen, dass das Gericht Stapel unerledigter Akten vor sich herschiebe und dass die Prozesse allzu lange dauerten. Doch dafür gab es mancherlei Gründe. Vor allem war die begrenzte Zahl der Assessoren nicht imstande, die Vielzahl der Verfahren – in einem einzelnen Jahre stiegen sie bis zu 700 – zu bewältigen, daneben blockierten zeitweilig konfessionelle Streitigkeiten innerhalb des Gerichts den Fortgang der Prozesse, öfter ließ auch mangelndes Interesse von Parteien Verzögerungen hinnehmbar erscheinen. Auf der anderen Seite steht fest, dass die Mehrzahl der Richter sich redlich mühte, in angemessener Zeit zu einem Urteil zu gelangen. Namentlich achtete man darauf, die oft verzwickten Besitzstreitigkeiten rasch zu entscheiden, was für die Gewährleistung des Rechtsfriedens im Reiche von grundsätzlicher Bedeutung war. So hat denn das Reichskammergericht damals im großen Ganzen das Vertrauen der Bürger gefunden.

Sachverhalte von kaum vorstellbarer Vielfalt sind vor das Kammergericht getragen worden. Statt vieler soll hier nur der Fall eines versuchten Soldatenkaufs geschildert werden, der von Baden ausging: Bekanntlich hielt der Preußenkönig Wilhelm I. stets Ausschau nach hochgewachsenen jungen Männern, die er in seine Garde einreihen konnte. Gerne wollte der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach ihm ein paar solche *lange Kerls* zum Geschenk machen. Seine eigenen Landeskinder mochte er nicht hergeben, weshalb er um das Jahr 1725 seinen ständigen Vertreter beim Wetzlarer Reichskammergericht, den Dr. Lauterbach beauftragte, in dortiger Gegend vier geeignete Burschen zu besorgen. Lauterbach wandte sich an einen sayn-wittgensteinischen Kammerrat, der vorsichtige Behandlung dieser delikaten Sache empfahl. Erst nach einem Jahr meldete sich ein Hofmann, der Anzahlungen forderte. Auch ein Forstreiter schien beteiligt, der große und kräftige Leute unter dem Vorwand, es gebe Arbeit im Berg-

Dienstgebäude des Reichskammergerichts von 1782–1806 Abb.: Histor. Archiv Wetzlar

bau, in eine entlegene Gegend zu locken versprach. Dafür wollte er einen Mittelsmann eingeschaltet und einen halben Wochenlohn als Vorschuss gezahlt haben. In der Folgezeit wurde vertröstet und weiteres Geld gefordert. Dann winkte man mit der Konkurrenz anderer Soldatenwerber. Schließlich hieß es, einer der Kandidaten sei an Krankheit gestorben. Ungeduldig geworden wandte sich der badische Markgraf direkt an den Grafen von Sayn-Wittgenstein, doch die Hinhaltetaktik dauerte an. Endlich gab Lauterbach alle Hoffnung auf ein Zustandekommen des Geschäfts auf und forderte vom Kabinett der Grafschaft die von ihm aufgewendeten 900 Reichstaler zurück. Da seine Forderung abgelehnt wurde, verklagte Lauterbach den Grafen. Der Prokurator des Grafen bestritt einmal die Zuständigkeit des angegangenen Gerichts, zum anderen machte er geltend, dass der Graf persönlich keinerlei Zahlung erhalten, der Kläger auch keinerlei Quittungen vorgelegt habe. Eine abschließende Entscheidung ist nicht in den Akten enthalten. Angesichts der fragwürdigen und undurchschaubaren Rechtslage kann indes nicht davon ausgegangen werden, dass dieser unschlüssigen Klage stattgegeben worden ist.[5]

Das Schicksal der Richter

In seiner Abdankungserklärung hatte der scheidende Kaiser Franz II. neben anderen die Bediensteten des Reichskammergerichts erwähnt: *Wir entbinden zugleich … auch die Mitglieder der Reichsgerichte … von ihren Pflichten, womit sie an Uns, als das gesetzliche Oberhaupt des Reiches, durch die Constitution gebunden waren.*[6] Während der Kaiser den Richtern des Reichshofgerichts in Wien Ersatz ihres Verdienstausfalls zusagte, empfahl er lediglich den deutschen Regenten, für die weitere Besoldung der Wetzlarer Richterschaft zu sorgen. Irgendeine gesetzliche Regelung war für diesen Auflösungsfall nicht getroffen. Empörung machte sich daher unter den Mitgliedern des Cameralkollegiums breit. In Denkschriften, Bittgesuchen und Eingaben, auch an die Karlsruher Regierung adressiert, wiesen sie immer wieder auf ihre Ansprüche hin, für die die Rechtsnachfolger des Alten Reiches einzustehen hätten.[7] Hoffnung machte man sich auch auf die Übernahme in ein möglicherweise entstehendes oberstes Gericht der Rheinbundstaaten. Einstweilen beschlossen die Richter in einer geheimen Plenarversammlung, ihr Gericht so lange nicht als aufgelöst zu betrachten, bis eine förmliche Auf-

hebung erfolge. Für die Versorgung der Bediensteten suchte man punktuelle Lösungen durch eine fortdauernde Zahlung des Kammerzielers, sowie durch Zuwendungen aus der Depositenkasse und dem Armensäckel, wobei die Stadtverwaltung von Wetzlar sich an der Verwaltung der Kassen beteiligte. Doch angesichts der schwindenden Mittel gerieten einzelne Bedienstete mit ihren Familien bald in persönliche Not.[8]

Baden hatte mit der Erhebung zum Kurfürstentum im Jahre 1804 das *privilegium de non appellando* erworben. Damit war der Möglichkeit einer Anrufung des Reichskammergerichts gegen badische Urteile weggefallen – man konnte sich nicht mehr an eine übergeordnete Reichsinstanz wenden. Gleichwohl genügte Baden weiterhin seiner überkommenen Pflicht zur Zahlung des Kammerzielers. Dies überrascht nur auf den ersten Blick, denn das Appellationsprivileg verhinderte ja nicht, dass Baden in sonstige Rechtsstreitigkeiten vor dem Kammergericht einbezogen werden konnte.[9] Baden hat mithin zu Recht auch nach Schließung des Gerichts 1806 zum Unterhalt des arbeitslosen Personals beigetragen. Gelöst wurde das Problem erst durch die deutsche Bundesversammlung, die am 14. Juli 1817 in Erfurt tagte. Dort wurde beschlossen, dass die *noch vorhandenen Individuen zur Pensionierung naturaliter vertheilt* werden sollten an die beitragenden Staaten. Von diesen sollten sodann die Gehälter und Pensionen ab 1. Juli 1817 unmittelbar ausgezahlt werden. Im Gegenzug würden die betroffenen Länder ab Anfang Juli von allen Kammerzielbeiträgen, Verbindlichkeiten und Zinsen an das Kammergericht künftighin befreit sein. Für das Großherzogtum eröffnete sich da ein vorteilhafter Ausstieg, denn man hatte bereits ehemalige Kammergerichts-Assessoren[10] in badische Dienste eingestellt, so dass im wesentlichen deren spezielle Pensionsansprüche gegenüber dem Kammergericht zu übernehmen waren.[11]

Im Großherzogtum Baden führte der große Macht- und Gebietszuwachs nach der Jahrhundertwende zum Aufbau moderner staatlicher Strukturen, gestützt auf dreizehn Organisationsedikte. Im Bereich der Justiz schuf man eine einheitliche, übersichtliche Gerichtsverfassung. Als erste Instanz fungierten fortan die Bezirksämter, die bald durch unabhängige Amtsgerichte ersetzt werden sollten. In zweiter Instanz sprachen nunmehr die Hofgerichte Recht. Die letzte Entscheidung oblag dem Oberhofgericht.[12] Erst ab dem Jahre 1879 stand über dem obersten Landesgericht von neuem eine gesamtdeutsche Instanz, nämlich das Reichsgericht in Leipzig, im Jahre 1950 nachgefolgt vom Bundesgerichtshof in Karlsruhe.

Anmerkungen

1 Übersicht bei Karl Stiefel, Baden 1648–1952, Bd. 1, 1977, S. 654; Klaus-Peter Schroeder in: Alte Klöster, neue Herren, 2003, S. 737; Günter Krings, Juristenzeitung 2003, S. 173; Hans-Martin Schwarzmaier. Baden, Dynastie–Land–Staat, 2005, S. 168.
2 Nachweise bei Jost Hausmann (Hg.), Fern vom Kaiser. Städte und Stätten des Reichskammergerichts, 1995.
3 Eberhard Gothein, ZGO Bd. 65, 1911, S. 402.
4 Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. Goethes Werke, Hamburger Ausgabe 1989, Bd. 9, S. 526.
5 HStA Wiesbaden, Abt. I Nr. 3178 (Dr. Lauterbach/August Graf zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, 1734/1735), zit. n. Bernhard Diestelkamp, Rechtsfälle aus dem Alten Reich, 1995, S. 264.
6 Zit. n. Ernst Rudolf Huber, Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 1, 1978, S. 38.
7 GLAK 233/599–603.
8 Eric-Oliver Mader in: Bernhard Diestelkamp (Hg.), Das Reichskammergericht am Ende des Alten Reiches und sein Fortwirken im 19. Jahrhundert, 2002, S. 105–142.
9 Hermann Conrad, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. II, 1966, S. 160.
10 Karl Freiherr von Hohenhorst (1772–1836), ab 1810 zweiter Kanzler beim Oberhofgericht Mannheim, 1830 Oberhofrichter daselbst, vgl. GLAK 76/3727 und 76/3728; Werner Münchbach, Festschrift 200 Jahre Badisches Oberhofgericht / Oberlandesgericht Karlsruhe, 2003, S. 128; Sigrid Jahns, Das Reichskammergericht und seine Richter, 2003, Bd. II 1, S. 458. Konstantin Neurath (1739–1816), ab 1807 Hofrichter in Rastatt, vgl. Jahns, Bd. II 2, S. 1145.
11 GLAK 233/601; 234/493.
12 Münchbach (Anm. 10) S. 3.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Johannes Werner

Dreimal Karlsruhe

Eine Rede

Gar manche künstlich hinaufgeschraubte ehemals kleinfürstliche Residenzstadt sank wieder zum unscheinbaren Landstädtchen herab, welches uns nur noch durch ein verwaistes Schloß und heruntergekommene Adelssitze an seinen früheren Glanz erinnert. Andre künstliche Städte sind aber auch weit über ihren Ursprung hinausgewachsen und behaupten jetzt eine steigende innere Notwendigkeit. (…) Als Beispiel nenne ich Karlsruhe.

W. H. Riehl, Land und Leute (1899)

Karlsruhe, meine Damen und Herren, ist eine sterbende Stadt, die, auf zwei Quadratkilometern, nur noch von rund 100 Menschen bewohnt wird; es gibt fünf Straßen, eine Tankstelle, eine Kirche, eine Bar, ein Postamt und einen Bahnhof, an dem die Züge aber nicht mehr halten. Doch, doch; aber ich sprach von Karlsruhe in North Dakota[1] und nicht von Karlsruhe in Baden, diesem Karlsruhe, der Stadt, in der der „Deutsche Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts" in diesem Jahr zusammentritt. Ich habe Sie also aufs Eis geführt, und zwar nicht nur, um mir, nach einem alten rhetorischen Rezept, Ihre Aufmerksamkeit zu sichern, sondern auch, um schon einmal ein kleines historisches Fenster zu öffnen. Jenes Karlsruhe wurde nämlich, auf dem Umweg über Russland, von diesem Karlsruhe aus gegründet; und dennoch ist dieses Karlsruhe noch gar nicht so alt. Wenn wir die Uhr um nur 300 Jahre zurückdrehen könnten, stünden wir hier plötzlich mitten im Wald. Und wenn wir sie nur um 150 Jahre zurückdrehen könnten, stünden wir immer noch außerhalb der Stadt und hätten vielleicht ein Problem, weil einige Stadttore um diese Zeit schon zugeschlossen wären. (Wir können die Uhr freilich nicht zurückdrehen, und warum, wissen Sie besser als ich.)

Nun aber sind wir hier, in Karlsruhe, „in der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt"[2]. Mit diesen Worten hat die Dichterin Marie Luise Kaschnitz diese Stadt, in der sie 1901 geboren wurde, bezeichnet; und diese Worte sind die Stichworte für das, was ich Ihnen über diese Stadt sagen möchte. Von „der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt" soll also die Rede sein; und ich bin es Ihnen schuldig, dass dabei, wenn auch an unerwartetem Ort und in unerwarteter Form, die Dinge zur Sprache kommen, die Sie hierher geführt haben; mathematische und geometrische, geographische und astronomische, meteorologische, biologische, insbesondere botanische und zoologische, und andere mehr.[3] Sehen wir zu.

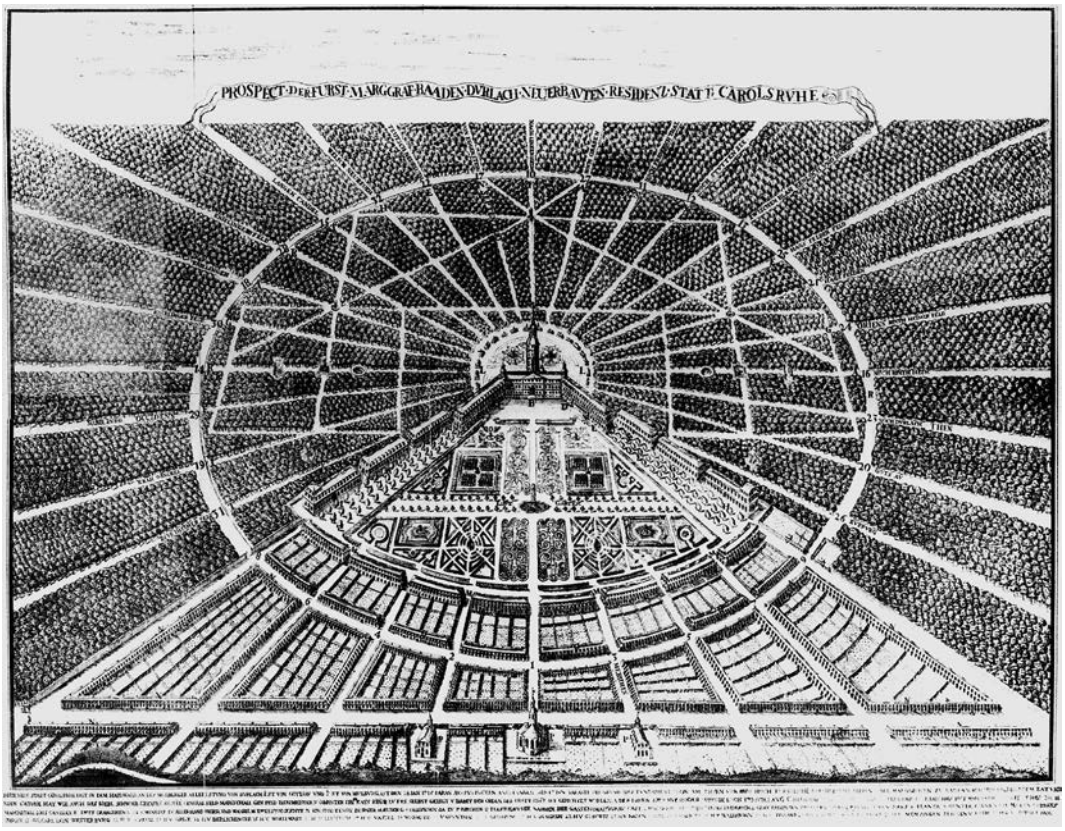
Erstens: die Fächerstadt

Zwar hatte Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach am 17. Juni 1715, und mitten im weiten Hardtwald, nur den Grundstein seines neuen Schlosses legen wollen; aber dann kam eine neue Stadt hinzu, die sogar zur Hauptstadt wurde; gleichwohl war das neue Ganze wie aus einem Guss, nach einem Plan aus einer Hand, nach einem Willen. Vom Turm des Schlosses gingen nunmehr 32 schnurgerade Straßen aus; d. h. 7 Straßen in die Stadt, die in dem von seinen Seitenflügeln begrenzten Sektor lag, und 25 Alleen in das hinter ihm liegende Land. Welchen Sinn[4] hat aber dieser eigenwillige, eigenartige, vielleicht auch einzigartige Plan? Welche Überlegungen

lagen ihm zugrunde? Wie kam er zustande? Doch wohl kaum dadurch, dass, wie es die Legende will, die Markgräfin einst ihren Fächer verloren und der Markgraf ihn dann gefunden habe, und mit ihm den langgesuchten Grundriss der geplanten Stadt. Freilich waren Fächer ein typisches Requisit des Barock; man fächelte sich mit ihm die Luft zu, die man in den ungelüfteten Räumen, unter ungewaschenen, aber um so stärker parfümierten Menschen benötigte, im Rauch auch der Fackeln und Kerzen, wobei man selber vielleicht noch in einem enggeschnürten Mieder steckte. Aber im Schutz des Fächers konnte man auch unauffällig seine Augen schweifen lassen.

Was war also der Sinn des Plans? War es ein pragmatischer Sinn, insofern die radialen Straßen das Gelände auf die übliche, günstigste Weise erschlossen und außerdem das Schloss auf dem kürzesten Wege mit den Dörfern auf der Hardt verbanden? War es ein symbolischer Sinn, insofern die Straßen vom Schloss ausstrahlen wie von einer Sonne, als die der barocke Herrscher sich ja verstand, oder insofern er in ihrem Zentrum saß wie eine Spinne inmitten ihres Netzes? Oder ging es weniger um die Strahlen und vielmehr um den Kreis, der das Schloss, das sein Mittelpunkt war, auf magische Weise schützte? Oder war es die barocke Liebe zur Geometrie als einem Ausdruck der Macht, der Ordnung und Verordnung, der Regel und des Reglements? Oder ging es darum, dass die radialen Straßen zugleich Schneisen waren, die den Blick, den Ausblick in die Ferne möglich machten; den Ausblick, die Aussicht … und die Aufsicht? (Schneisen, durch die man aber auch schießen konnte, wenn Feinde gegen das Schloss vorrücken sollten.)

„Karlsruhe ist eine Stadt der geraden Linien, die von einem gemeinsamen Zentrum



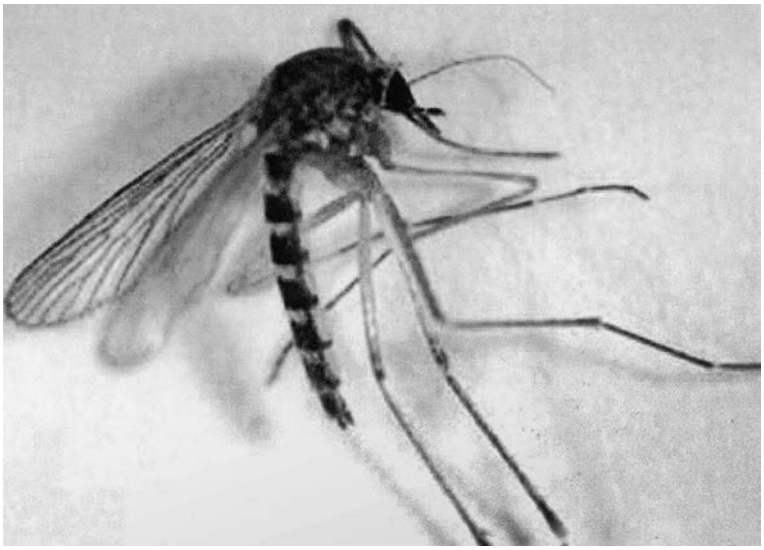
Der Karlsruher Fächer

ausgehen; und dieses gemeinsame Zentrum ist das Schloss des Großherzogs. Seine zwanzigtausend Bürger müssen die loyalsten Menschen der Welt sein, denn sie können ihren Fürsten niemals aus den Augen verlieren. Unausweichlich werden sie auf Schritt und Tritt an seine Macht erinnert. Sie können nicht aus ihren Fenstern schauen, ohne die seinen zu sehen. Sein Auge ruht auf ihnen, wie das der Vorsehung, den ganzen Tag lang; und wenn jemand Blähungen bekommen sollte, müsste er dafür die Stadt verlassen."[5] Diesen Worten eines englischen Reisenden von 1833 entsprechen die eines französischen von 1858 ganz genau; denn wenn, wie er hervorhebt, der Bürger immer das Schloss des Fürsten sieht, denkt er immer daran, dass er selber gesehen wird. „Von allen Straßen, die fächerförmig angeordnet sind, sieht man das Schloss, das gemeinsame Zentrum. O Großherzog! Die Bewohner Eurer Hauptstadt können keinen Schritt machen, ohne dass ihre Augen auf Eure Hoheit fallen oder sie Euch den Rücken zuwenden!"[6] Der Karlsruher Plan nimmt das „Panopticon" vorweg, das Jeremy Bentham, der utilitaristische Philosoph, 1787 entwarf; als einen Bau, der als Irren-, Kranken-, Armen-, Arbeits- und Zuchthaus, ja auch als Schule dienen konnte, weil in ihm jeder beobachtet werden konnte, ohne zu wissen, ob er beobachtet wurde. (Was, auf Umwegen, wieder an den Fächer erinnert.) Big Brother is watching you![7]

Soviel zur Stadt; aber da war noch „der neue fürstliche, oder hinter dem Schlosse befindliche, Garten, welcher die bey weitem größere Hälfte des Cirkels"[8] ausmachte. So schrieb schon 1791 ein gewisser Friedrich Leopold Brunn, der auch fand, dass eben dieser Garten „ohne alle Widerrede zu den reizendsten und angenehmsten dieser Art in Deutschland"[9] gehöre. „Auf einmal befindet man sich in einem natürlichen Walde von hohen Eichen und Buchen; dann wieder in einem englischen Park mit einem künstlich aufgeführten Hügel, auf welchem ein hoher breitwipflichter Platanus seine großblätterigten Aeste ausbreitet, um dem Ruhe Suchenden auf einem, seinen Stamm rings umgebenden, Kanapee Kühlung und Schatten zu reichen. Kaum hat man diesen reizenden Park verlassen; so ist man schon wieder in eine chinesische Gegend versetzt; indem man vermittels rauher Felsenstufen auf eine mäßige Anhöhe hinansteigt, worauf ein nicht prächtiges, aber niedliches und geschmackvoll ausmeublirtes, chinesisches Sommerhäuschen steht. Von hier steigt man durch eine andere schmale und gewundene Felsentreppe in ein künstlich angelegtes, von Anhöhen eingeschlossenes, Thal herab, das mit Bäumen, Gewächsen und Blumen America's und Indiens bepflanzt ist, und wo man unter zahmen Störchen, türkischen Gänsen und Enten und andern Thieren friedlich umherwandelt, und sich in dem Zaubergarten irgend einer wohlthätigen Fee zu seyn dünkt."[10]

Außerdem gab es Gemüsegärten, Pflanz- und Baumschulen mit holländischem, französischem und englischem Obst, Orangen- und Ananasbäume; aber nicht mehr die kostbaren Tulpen, für die der alte Markgraf, der Stadtgründer, sehr viel Geld ausgab, und die er dann von den 24 Mädchen malen ließ, die er zu diesem und zu einem anderen Zweck im Schlossturm beherbergte. Er lebte wie ein Sultan, umgeben von seinem Harem, und dazu passt, dass auch sein Garten einen orientalischen Charakter erhielt und behielt, bis zu den „glänzenden asiatischen Gold- und Silberfasahnen"[11] hin, über die im Fasanengarten ein Fasanenmeister wachte.

Und hinter dem Schlosspark begann und beginnt noch immer der unergründliche Hardtwald, und mit ihm „die Moosbänke, der Pilzgeruch, der Erdbeergeruch, die Plätze mit den Veilchen, mit den Maiblumen, die wir den Eltern heimbrachten, die Ameisenhaufen, das im Dämmer leuchtende faule Holz, Eichkätzchen, Singvögel, Käfer, Schmetterlinge …"[12] So erinnerte sich Paul Oskar Höcker, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Karlsruhe aufwuchs; und der sich auch noch an die Beerenfrauen und Beerenkinder erinnerte, die den Hardtwald durchstreiften und dann durch die Straßen der Stadt zogen, ihre Ausbeute in einem Korb auf dem Kopf balancierend, wobei sie riefen: „Kaafe Sie ah Heidelbeer – morche gibt's koine mehr – iwwermorche gibt's widder – die sin aber bidder!"[13]



Die Schnake

Zweitens: die Schnakenstadt

Auch Marie Luise Kaschnitz kannte die Geschichte von „dem Markgrafen Karl, auf der Jagd im Hardtwald schlafend und aufwachend, von einem Schnakenstich wahrscheinlich, aus weiß Gott welchen Träumen, hier will ich eine Stadt bauen, meine Stadt“[14]. Wenn er gestochen wurde, dann von der Rheinschnake, *Aedes vexans,* die ihren Beinamen *vexans,* d. h. die Quälende, ganz zu Recht trägt. Und es war nicht weit bis zum Rhein, dem Strom, der im Westen an der Stadt vorüberfließt; aber er floss damals anders als heute, nämlich breit und träg, mit vielen Schlingen und Schleifen, mit vielen Armen und Ärmchen, die manchmal Wasser führten, manchmal nicht. Dieser Rhein war ein idealer Lebensraum für *Aedes vexans,* deren Eier in trockenem Boden länger als fünf Jahre überdauern können; und da sie bis zu 20 km weit fliegt, legt sie spielend den Weg zur Stadt zurück und sticht dann unbarmherzig zu; nur das Weibchen, wohlgemerkt – das Männchen, das keinen Stech- oder Saugrüssel hat, ist harmlos. Die Hausschnake *Culex pipiens,* die nur 100 m weit fliegt, summt nur am Rande und in der Ferne mit, so wie auch *Anopheles,* die einst die Malaria verbreitete, aber nun fast ausgestorben ist.

Goethe, der 1770 und 1771 aus Straßburg nach Sesenheim kam, um seine geliebte Friederike zu besuchen, befuhr mit ihr und anderen oft den Rhein, blieb dann auf einer der zahllosen Inseln und wäre gern noch länger geblieben, „hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Über diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, dass diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr wies mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, dass diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder, wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten.“[15] So steht es in „Dichtung und Wahrheit“, und es wird wohl die Wahrheit sein; denn auch Karl Julius Weber, der nicht viel später seine „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ schrieb, nannte, nachdem er bei Rastatt am Rhein gewesen war, „die sogenannten Rheinschnaken eine wahre ägyptische Plage“[16] und neigte dazu, sie „für lauter kleine Teufel zu halten“[17].

In eben dem Jahr 1770, in dem Goethe zum ersten Mal nach Sesenheim kam, wurde, als Sohn eines Karlsruher Pfarrers, Johann Gottfried Tulla geboren, der sich, nach ausgedehnten Studien in Holland und in Paris, die Korrektur oder Rektifikation des Rheins zur Aufgabe machte. Durch sie, so versprach er, „wird alles längs diesem Strom anders werden; der Muth und die Thätigkeit der Rheinufer-

Bewohner wird in dem Verhältnisse steigen, in welchem ihre Wohnungen, ihre Güter und deren Ertrag mehr geschützt seyn werden. Das Klima längs dem Rhein wird durch Verminderung der Wasserfläche auf beinahe 1/3 durch das Verschwinden der Sümpfe und die damit in Verhältnis stehende Verminderung der Nebel, wärmer und angenehmer und die Luft reiner werden. (…) Die im Ueberschwemmungs-Gebiet liegende Rheinorte werden trockener, nach und nach schöner, die Wohnungen gesünder und die Keller Wasserfrey werden; die Umgebungen dieser Orte und insbesondere die Gärten werden sehr gewinnen und die Obstkultur wird emporkommen; von jedem Ort zum andern werden gute Wege angelegt und erhalten und dadurch der Verkehr erleichtert werden."[18]

Tulla schuf den Rhein und, indem er die alten Schlingen und Schleifen abschnitt, zugleich den Altrhein, die Rheinauen, „die wässerigen Gründe, wo wir botanisierten, streunten, Kaulquappen suchten. Da ist es lichtgrün, dicht-weißgrün; da stehen Weiden und Pappeln; der heiße Wind dreht die Silberseiten nach oben. (…) Da sind Sümpfe; in den Altwassern liegen schwimmerhaft ausgespreizt, doch unbewegt die vielen Frösche unter der heizenden Sonne"[19] – so erlebte es Wilhelm Hausenstein, der vor 1900 seine Schulzeit in Karlsruhe verbrachte.

Tulla hatte das Paradies auf Erden versprochen; ein Paradies auch ohne Schnaken, denen er das Wasser abgrub. Immerhin, sie gingen zurück; aber mit ihnen auch andere Tiere, Vögel und Fische. Zu ihnen gehörte, nur zum Beispiel, der gemeine Salm oder Lachs, *Salmo salar,* der, um zu laichen, in solchen Mengen den Rhein hinaufstieg, dass man ihn als Hauptfangfisch, als sogenannten „Brotfisch" betrachtete. Es soll sogar Verträge gegeben haben, die die Dienstboten in Basel oder anderswo davor schützten, öfter als zwei- bis dreimal wöchentlich mit Salm traktiert zu werden.[20] Doch der schneller fließende Rhein hat seine Sohle um viele Meter eingetieft und das Grundwasser entsprechend abgesenkt; der Bau von Buhnen, Dämmen, Schleusen und Staustufen war die unabwendbare Folge, und der Salm hatte das Nachsehen, das Christian Morgenstern in einem Gedicht beschrieb:

Ein Rheinsalm schwamm den Rhein
bis in die Schweiz hinein.
Und sprang den Oberlauf
Von Fall zu Fall hinauf.
Er war schon weißgottwo,
doch eines Tages – oh! –
da kam er an ein Wehr:
das maß zwölf Fuß und mehr!
Zehn Fuß – die sprang er gut!
Doch hier zerbrach sein Mut.
Drei Wochen stand der Salm
am Fuß der Wasser-Alm.
Und kehrte schließlich stumm
nach Deutsch- und Holland um.[21]

Danach lebte der Salm, wie das ebenfalls von Morgenstern bedichtete Einhorn, „von Ort zu Ort / nur noch als Wirtshaus fort"[22], was Tulla, wenn er es gewusst hätte, gewiss bedauert hätte. „Technikfolgenabschätzung" heißt ein neues, unschönes Wort für eine freilich wichtige Sache; die Rektifikation des Rheins zeigt, wie wichtig sie ist.[23] Neuerdings steigt der Salm freilich wieder den Rhein herauf, nachdem man an den Staustufen eigene Fischtreppen eingerichtet hat. Aber auch neue, bisher unbekannte Zuwanderer sind zu verzeichnen: etwa die Rotwangenschmuckschildkröte, *Trachemys scripta elegans,* und der Ochsenfrosch, *Rana catesbeiana.* Zu dieser neuen oder erneuten Vielfalt konnte es nur kommen, weil das Wasser wieder sauberer ist als es früher war. Früher floss von Basel an allerhand in den Rhein hinein, was ihm nicht gut tat. In Karlsruhe selber „rann, trägflüssig und trübflutig, der übelduftende Landgraben unüberwölbt und überall sichtbar durch die Stadt"[24], und mit Grausen sah Heinrich Vierordt, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts hier aufwuchs, „von der Straße tief hinab auf das schwärzlich unheimliche Gewässer, drauf zerfetzte Zeitungen, abgebrochene Besenstiele, tote Katzen und ähnliche stolze Geschwader dem Rheine zu gen Niederland trieben"[25]. (Die zähen Schnaken haben sich übrigens erst durch den *Bacillus thuringensis israelensis,* der ihnen alljährlich verabreicht wird, zurückdrängen lassen.)

Es besteht kein Zweifel daran, dass Tulla ein hervorragender Techniker war; und einer, der auch wusste, was der Technik zugrundelag: die

Mathematik. Als er 1809 vorschlug, in Karlsruhe eine Schule für Ingenieure einzurichten, war sein Ziel nicht, „gleich taugliche Praktiker zu bilden, sondern dass der mathematische Sinn und Geist in den Eleven entwickelt und gebildet werde“[26]; denn, so meinte er schon 1801: „Die richtige Anwendung mathematischer Kenntnisse befördert den inneren Wohlstand eines Staats“[27]. Tullas Schule kam zustande und ging 1825 in der Polytechnischen Schule auf, die, wie es im Gründungsdekret hieß, jedem offen stehen sollte, „der sich den höheren Gewerben widmen, dazu die nötigen Vorkenntnisse, vorzüglich aus der Mathematik und den Naturwissenschaften sich erwerben, und deren unmittelbare, in das einzelne gehende Anwendung auf die bürgerlichen Beschäftigungen des Lebens kennen lernen will“[28]. Aus dieser Schule, die 1832 neu gegliedert wurde, entstand 1885 die Technische Hochschule und 1967 die Universität. Sie ist die älteste ihrer Art in Deutschland; nur die École polytechnique in Paris (1794) und die Technischen Hochschulen in Prag (1806) und Wien (1815) sind ihr vorausgegangen.

Nicht nur Tullas Schule ging in der neuen Gründung auf, sondern auch die Bauschule, die der 1766 geborene Friedrich Weinbrenner ins Leben gerufen hatte. So wie Tulla dem Land, gab er der Stadt ein neues Gesicht.

Drittens: die Weinbrennerstadt

Weinbrenner war Baumeister, wie Sie wohl wissen. (Derjenige wusste es nicht, der vor Jahren darüber berichtete, dass in Karlsruhe die Weinbrenner-Medaille verliehen worden sei: die „médaille des déstillateurs de vin“; aber um Weinbrand geht's hier nicht.) Weinbrenner war also Baumeister, einer der größten seiner Zeit; vorher war er, wie schon sein Vater, Zimmermann gewesen und wusste, wie auch Tulla, dass er ohne das „Studium der reinen und angewandten Mathematik“[29] auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Nur, dass er keine Zeit für dieses Studium hatte, außer „im Sommer die Morgenstunden von 4 bis 6 und im Winter die Stunden nach dem Nachtessen“[30]; aber man sagte ihm, er solle „aufs neue das Gymnasium besuchen, um die reine

und angewandte Mathematik, so wie die Physik gründlich zu erlernen, und das, was ich bisher in dem Schulunterricht versäumt, so viel wie möglich nachzuholen“[31]; was er auch tat. Auch fand er einen Freund, der ihn in der Kartographie unterrichtete, und ging oft ins Theater, wo die Zimmerleute „den Mechanismus der Bühne zu besorgen hatten“[32]. Dann bildete er sich, wie Tulla, auf Reisen, vor allem in Rom.

Weinbrenner gab, wie gesagt, der Stadt ein neues Gesicht; er baute Paläste für die fürstliche Familie, Lusthäuser, Bürgerhäuser, Tore, Türme, Denkmäler, die evangelische und die katholische Stadtkirche, die Synagoge, das Rathaus, das Theater, das Museum, die Münze, eine Kaserne und ein Bad, um nicht einmal alles, und nichts von den vielen Bauten im übrigen Land zu nennen. Inzwischen war die Markgrafschaft Baden-Durlach mit der von Baden-Baden, deren Regenten ausgestorben waren, vereinigt und damit mehr als verdoppelt worden, und in den napoleonischen Jahren wuchs sie nochmals auf das Vierfache an. Aus dem Markgrafen wurde ein Großherzog, und aus Karlsruhe eine richtige Hauptstadt – 1806, vor genau 200 Jahren. Aber in allem, was Weinbrenner tat, vollstreckte und

verwirklichte er eigentlich nur den Willen des Gründers, verwandelte er den barocken Plan bruchlos in einen klassischen, klassizistischen. „Das Studium der italienischen Theoretiker hatte ihm das bestätigt, was eigentlich der barocke Städtebau schon erfüllt hatte, was im großen und ganzen sich wieder mit den Grundzügen der Stadtbaukunst Roms deckte, nämlich die Entwicklung der Stadtanlage als künstlerische Einheit."[33]

Solche Städte sind selten, zumal in Deutschland. „Die Bürger einer solchen Stadt" – so meinte Goethe – „wandlen und weben zwischen ewigen Melodien; der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand: ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiosen Genusses teilhaftig."[34] Es wäre zu wünschen, dass nicht nur die Bürger, sondern auch die Besucher der Stadt dieses Genusses teilhaftig würden, auch wenn die Stadt, wenn Karlsruhe nicht mehr das ist, was es war, und nie war, was es werden sollte. Heinrich von Kleist fand, als er es besuchte, es sei „klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintrit, so ist es, als ob ein geordneter Verstand uns anspräche"[35]. Wieder wäre zu wünschen, dass der Eintretende es auch heute noch so empfände. Denn der geordnete Verstand – der ist's, um den geht's, hier und heute, morgen, übermorgen und überhaupt. Ja, der geordnete, aber auch der ordnende Verstand; aber auch der, der die Ordnung nicht nur schafft, sondern auch sucht und findet; und wo? In der geordneten Welt, die die Griechen „Kosmos" nannten, im Unterschied zum „Chaos"; und in der Welt, in der, der Bibel zufolge, Gott „alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet"[36] hat. „All things began in order, so shall they end, and so shall they begin again; according to the ordainer of order and mystical mathematics of the city of heaven."[37] So schrieb, im frühen 17. Jahrhundert, Thomas Browne … und meinte natürlich das himmlische Jerusalem und nicht das irdische Karlsruhe, das es noch nicht gab.

Kleist fand auch, dass die Stadt „wie ein Stern gebaut"[38] sei – so wie Marie Luise Kaschnitz, die fand, dass Karlsruhe eine ganz besondere Stadt sei, „eine geometrische, eine klassizistische, eine schöne Ordnung, Kreise und Strahlen, schöner Stern"[39]. Und so sind wir, zum guten Schluss, zu der Dichterin zurückgekehrt, die von „der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt" sprach und uns damit die Stichworte gab, denen wir hier folgten; wir taten es, wie ich hoffe, nicht ohne Genuss und nicht ohne Gewinn. Zwar wäre noch vieles zu sagen gewesen über eben diese Stadt: über ihre architektonische Entwicklung, auch Zerstörung, nach Weinbrenner; über ihre spätere Bedeutung in der Politik, der Literatur, der Musik, der Kunst; überhaupt über die Kunstakademie, die, von Schirmer, Lugo, Thoma über Hubbuch, Schlichter, Scholz und Grieshaber, Antes usw. immer so etwas wie ein geheimes Gegengewicht zur Technischen Hochschule war. Aber ich wollte ja, wie gesagt, nur ein kleines historisches Fenster öffnen, und jetzt schließe ich es wieder zu. Kehren wir, ganz zum Schluss, auch noch einmal nach Karlsruhe, North Dakota, zurück. In der Bar von Caroline Heilman, der einzigen am Ort, hängt ein Schild, auf dem steht: „Easy to find and hard to leave."[40] Kein schlechtes Motto, denke ich, auch für dieses Karlsruhe und diesen, den diesjährigen Kongress.

Der „Deutsche Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts e. V.", der 1891 gegründet wurde und 7000 Mitglieder hat, hielt vom 9. bis zum 13. April 2006 seinen 97. Bundeskongress ab – und zwar in Karlsruhe, wo er zuletzt 1994, und zuvor schon 1973, zusammengetreten war. Die rund 1200 Teilnehmer aus ganz Deutschland hatten die Qual der Wahl zwischen 120 Vorträgen und Workshops, 40 Exkursionen sowie vielen Fach- und Lehrmittelausstellungen. Die hier abgedruckte Rede wurde am Begrüßungsabend gehalten, der am 9. April im Festsaal des Studentenhauses stattfand.

Anmerkungen

1 Vgl. Richard Besserer/Stefan Wenz, Welcome to Karlsruhe. Begegnung mit einem Dorf (= Lindemanns Bibliothek 10). Karlsruhe 2004.

2 Marie Luise Kaschnitz, Orte. Aufzeichnungen. Frankfurt a. M. 1973, S. 7. – Vgl. Johannes Werner,

Marie Luise Kaschnitz und Karlsruhe (= Spuren 54). Marbach a. N. 2001.

3 Vgl. Johannes Werner, Karlsruhe. Stadtgeschichte einmal anders. In: Deutscher Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts e. V. (Programmheft) 85. Hauptversammlung, Karlsruhe 27.–31. März 1994, S. 13–23; ders., Karlsruher ABC. In: Deutscher Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts e. V. (Programmheft) 97. MNU-Bundeskongress, Karlsruhe 9.–13. April 2006, S. 13–23.

4 Vgl. Johannes Werner, Über Karlsruhe, seinen Plan und dessen Sinn. Eine Übersicht. In: Badische Heimat 4/1994, S. 481–494.

5 Leitch Ritchie, Travelling Sketches on the Rhine, and in Belgium and Holland. London 1833, S. 40 (Übers. v. Verf.).

6 Edmond Texier, Voyage pittoresque sur les bords du Rhin. Paris 1858, S. 90 (Übers. v. Verf.).

7 Vgl. Johannes Werner, Aussicht und Aufsicht. Nachträgliche Bemerkungen zum Karlsruher Stadtplan. In: Badische Heimat 1/2005, S. 38–45.

8 Friedrich Leopold Brunn, Briefe über Karlsruhe. Hrsg. von Gerhard Römer. Karlsruhe 1988, S. 27.

9 Ebd.

10 Ebd. S. 28.

11 Ebd. S. 30.

12 Paul Oskar Höcker, Kinderzeit. Erinnerungen. Berlin 1919, S. 32.

13 Ebd. S. 33.

14 Marie Luise Kaschnitz, a. a. O.

15 Johann Wolfgang Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: J. W. G., Werke 9 (= Autobiographische Schriften 1). 11. Aufl. Hamburg 1989, S. 465.

16 Karl Julius Weber, Reise durch das Großherzogtum Baden. Stuttgart 1979, S. 140.

17 Ebd.

18 J. G. Tulla, Ueber die Rektifikation des Rheins, von seinem Austritt aus der Schweitz bis zu seinem Eintritt in das Großherzogthum Hessen. Karlsruhe 1825, S. 52 f. – Vgl. Hermann Ebeling, Johann Gottfried Tulla und die Korrektur des Oberrheins. In: Die Ortenau 85 (2005), S. 495–514.

19 Wilhelm Hausenstein, Badische Reise. München 1930, S. 18.

20 Vgl. Johannes Werner, Bemerkungen über den Salm. In: Badische Heimat 2/2000, S. 250–253.

21 Christian Morgenstern, Der Salm. In: C. M., Alle Galgenlieder. Leipzig 1938, S. 198.

22 Ders., Das Einhorn. Ebd. S. 196.

23 Vgl. Susanne Kutter/Volker Späth, Rheinauen. Bedrohtes Paradies am Oberrhein. Karlsruhe 1993.

24 Heinrich Vierordt, Das Buch meines Lebens. Erinnerungen. Stuttgart o. J., S. 38.

25 Ebd.

26 Zit. n.: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons (= Ausstellungskatalog) I,2. Stuttgart 1987, S. 967.

27 Zit. n.: ebd. S. 966.

28 Zit. n.: Joachim Hotz, Kleine Geschichte der Universität Fridericiana Karlsruhe (Technische Hochschule). Karlsruhe 1975, S. 9 f.

29 Friedrich Weinbrenner, Denkwürdigkeiten. Hrsg. von Arthur von Schneider. Karlsruhe 1958, S. 19.

30 Ebd.

31 Ebd. S. 20.

32 Ebd. S. 21.

33 Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. 2. Aufl. Karlsruhe 1926, S. 81.

34 Johann Wolfgang Goethe, Maximen und Reflexionen. In: J. W. G., Werke 12 (= Schriften zur Kunst / Schriften zur Literatur / Maximen und Reflexionen). 11. Aufl. München 1989, S. 365–547; hier S. 474.

35 Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe 4 (= Briefe 1793–1811). Hrsg. von Klaus Müller-Salger/Stefan Ormanns. Frankfurt a. M. 1997, S. 287 (Brief vom 16. 12. 1801).

36 Weish 11, 12.

37 Zit. n.: The Oxford Dictionary of Quotations. 6. Aufl. London/New York/Toronto 1949, S. 41.

38 Kleist, a. a. O.

39 Kaschnitz, a. a. O.

40 Besserer/Wenz, a. a. O. o. S.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Kurt Andermann

725 Jahre Büchenau

Zum 22. Mai, dem Tag Christi Himmelfahrt, 1281 findet Büchenau seine erste urkundliche Erwähnung[1]. Urkundlich, obgleich man den entsprechenden Text nur aus einer gut hundert Jahre jüngeren Abschrift kennt[2]. Die Ausfertigung – das „Original" – der Urkunde ist seit langem verschollen. Aber diese Einschränkung hinsichtlich der Überlieferung kann die Büchenauer Festesfreude in keiner Weise trüben, denn die Lorscher und Weißenburger Urkunden, auf die sich in den zurückliegenden Jahrzehnten so viele 1200-Jahrfeiern von Dörfern und Städten der näheren und weiteren Umgebung stützten, sind ebenfalls nicht im Original sondern nur abschriftlich überliefert. Entscheidend bleibt die Glaubwürdigkeit der Urkunde an sich – und die ist bei dem Text, der dem Büchenauer Jubiläum zugrundeliegt, so wenig zweifelhaft wie bei der andernorts bemühten Lorscher oder Weißenburger Überlieferung.

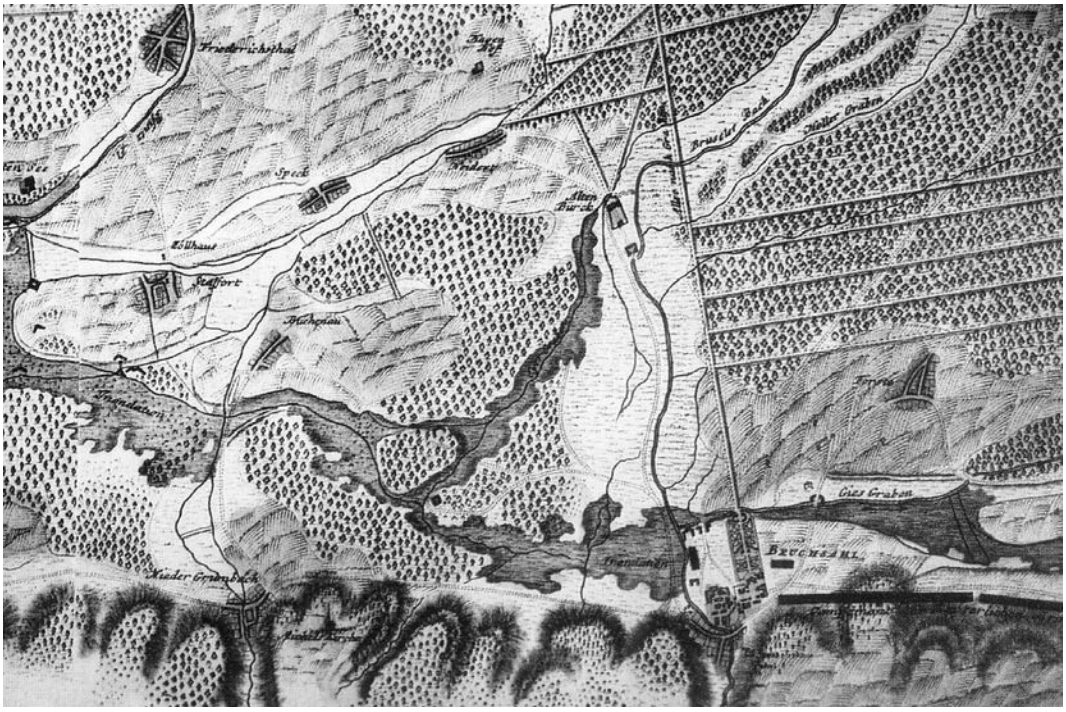
Am 22. Mai 1281 also tritt Büchenau ins Licht der Geschichte, gewinnt der natürlich schon längere Zeit davor existierende Ort historische Identität, gewinnt Identität, indem er mit einem – mit seinem – seither bekannten Namen bezeichnet und anhand dieses Namens erkannt wird.

Worum geht es in der Urkunde vom 22. Mai 1281? – Der Edelherr Otto von Bruchsal *(Otto nobilis de Bruchsella)* überträgt – nach vorangegangenem Verkauf – mittels der bewußten Urkunde das Eigentum an näher bezeichneten Gütern und Leuten in Jöhlingen, Wöschbach und Umgebung an den Propst und das Kapitel des Domstifts zu Speyer. Außer Jöhlingen und Wöschbach werden in dem infolge detaillierter Aufzählung recht lang geratenen Text noch Derdingen, Gondelsheim, Unter- und Obergrombach, Neuthardt, Weingarten sowie Remchingen genannt, dazu die längst untergegangenen Siedlungen Binsheim und Gallental und – fast nebenbei – auch *Buchelnawe*: Büchenau.

Betrachten wir die Urkunde einmal etwas näher, und beginnen wir dabei mit dem Ausstellungsjahr 1281. Was ist an diesem Jahr bemerkenswert? Was ging seinerzeit in der Welt vor? – Für das Jahr 1281 selbst verzeichnen die gängigen Hand- und Lehrbücher der Geschichte keine Aufsehen erregenden Ereignisse, abgesehen davon, daß am anderen Ende des Erdballs die Japaner am 15. August 1281 in einer blutigen Seeschlacht die Mongolen besiegten und damit ihr Inselreich behaupten konnten.

An der Spitze der Christenheit stand zu jener Zeit Papst Martin IV. Am 22. Februar 1281 gewählt, war er gerade erst ein Vierteljahr im Amt[3]. Französischer Herkunft und ganz Kreatur des Königs von Frankreich, betrieb er eine wenig glückliche Politik, predigte den Kreuzzug gegen den König von Aragon und belegte den byzantinischen Kaiser mit dem Kirchenbann. Ständiger Streit mit den Römern zwang ihn, zumeist außerhalb der Ewigen Stadt zu residieren. Immerhin ist er als persönlich anspruchslos und frei von dem im Umkreis damaliger Päpste weit verbreiteten Nepotismus in die Annalen der Geschichte eingegangen. Nach nur vierjährigem Pontifikat starb er am 28. März 1285.

Im Heiligen Römischen Reich regierte 1281 König Rudolf von Habsburg[4]. Im Oktober 1273 gewählt, trug er die Krone bereits im achten Jahr. Nach vorangegangenem langjährigem Interregnum gelang es ihm, die königliche Autorität im Reich wiederherzustellen und seiner Familie die Grundlage für ihren Aufstieg zu einer der mächtigsten Königs- und Kaiserdynastien Europas zu schaffen. Schon zu Lebzeiten ausgesprochen volkstümlich, lebt die Erinnerung an diesen Herrscher noch heute in zahlreichen Anekdoten fort. In Büche-



Büchenau und die Hardtplatte auf einer Landkarte aus dem Jahre 1734

nau war er nie, und auch von einem Besuch in Bruchsal – der schon aus verkehrstopographischen Gründen immerhin denkbar wäre – ist nichts bekannt[5]. Aber für das nahe Speyer und seinen Dom hatte König Rudolf eine große Vorliebe. Als er im Sommer 1291 den Tod nahen fühlte, machte er sich auf den Weg in die Kaiserstadt am Rhein, um sich – wie es dann auch geschah – neben seinen Vorgängern aus den Häusern der Salier und Staufer beisetzen zu lassen. Am Eingang zur Kaisergruft im Speyrer Dom ist sein figürliches Grabdenkmal noch heute zu bewundern, und nach einhelliger Meinung der Wissenschaft ist ihm ein hoher Porträtwert zuzuerkennen. In den Tagen um den 22. Mai 1281, als hierzuland die Urkunde mit der frühesten Erwähnung Büchenaus ausgefertigt wurde, weilte König Rudolf im fernen Wien[6].

Bischof von Speyer und mithin sowohl geistlicher als auch weltlicher Herr von Bruchsal – und Büchenau – war in der fraglichen Zeit Friedrich von Bolanden. Einer der bedeutendsten Familien der Reichsministerialität entstammend, hatte er den Bischofsstuhl bereits 1272 bestiegen[7]. Sein dreißigjähriger Pontifikat war geprägt von heftigen, ja gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Bürgergemeinde von Speyer, der es damals gelang, sich der bischöflichen Stadtherrschaft zu entledigen. Seinerseits opponierte Bischof Friedrich gegen König Rudolf und dessen Städte- und Hausmachtpolitik am Oberrhein, weshalb der Habsburger ihn bekriegte, die hochstift-speyrische Stadt Lauterburg im Elsaß belagerte und eroberte und den Bischof vorübergehend sogar aus seinem Bistum vertrieb[8]. Nach langer, aber insgesamt wenig glücklicher Regierung starb Friedrich zu Beginn des Jahres 1302 und wurde nicht in seiner Kathedrale, sondern im Zisterzienserkloster Eußerthal bei Annweiler begraben.

Otto von Bruchsal schließlich, der Aussteller der Urkunde vom 22. Mai 1281, in der Büchenau erstmals Erwähnung findet, hatte seinen Sitz auf der Burg in Obergrombach[9]. Seine Familie, die sich deshalb mitunter auch von Grombach nannte, war edelfreien Standes und verschwägert mit so angesehenen Geschlechtern wie den Grafen von Zweibrü-

cken und von Leiningen oder auch den Raugrafen von Altenbaumburg. Zum pfalzgräflichen Hof in Heidelberg pflegte sie enge Beziehungen. Ottos gleichnamiger Onkel bekleidete die Würde des Propsts an dem angesehenen Kollegiatstift St. Guido in Speyer und amtierte vom Spätjahr 1273 bis zu seinem frühen Tod im Sommer 1274 als Reichskanzler König Rudolfs von Habsburg[10]; zweifellos versammelte er in dieser Funktion auf sein im übrigen nicht allzu bedeutendes Haus den größten Ruhm. Ottos Gemahlin Kunigunde war eine Nichte des Speyrer Bischofs Friedrich von Bolanden. Überdies war sie eine Erbtochter, das heißt, sie brachte ihrem Gatten und den gemeinsamen Kindern große Teile vom Besitz der im Mannesstamm erloschenen älteren Linie des Hauses Bolanden am Donnersberg zu. Otto starb um 1293/94. Seine Nachkommen zogen sich mehr und mehr aus dem Bruhrain und dem Kraichgau auf das Bolander Erbe zurück und führten schließlich bis zu ihrem Aussterben im späteren 14. Jahrhundert nur noch den Namen von Bolanden.

Der Erwerb des Bolander Erbes war für die Familie von Bruchsal um so wichtiger, als sie trotz guter Beziehungen zum König, zum Bischof von Speyer und zum Pfalzgrafen bei Rhein sowie zu namhaften Grafen- und Herrengeschlechtern der näheren und weiteren Umgebung offenbar nur wenig vermögend war. Zumindest ist festzustellen, daß Otto den althergebrachten Bruchsal-Grombacher Besitz Stück um Stück verkaufte. Nutznießer dieses Ausverkaufs waren unter anderen die Klöster Maulbronn und Herrenalb sowie die Bischöfe und das Domkapitel zu Speyer.

Anläßlich eines dieser Verkäufe an das Speyrer Domkapitel geschieht denn auch die erste Erwähnung von Büchenau. Der diesbezügliche Handel hat gleich in mehreren Urkunden aus den letzten Maitagen des Jahres 1281 seinen Niederschlag gefunden[11]. Weil die Domherren von Speyer vorsichtige Leute waren, genügte ihnen die bloß summarische Aufzählung des erworbenen Besitzes nicht, vielmehr verlangten sie von Otto von Bruchsal darüber hinaus eine Urkunde mit einem namentlichen Verzeichnis aller 204 Leute, die von der fortan ihnen gehörigen Grundherrschaft in Jöhlingen und Wöschbach abhängig waren. Und unter diesen abhängigen Leuten werden auch genannt: *in Buchelnawe Hedewigis Simelaria cum tribus pueris* – in Büchenau Hedwig *Simelaria* mit drei Kindern. Das ist alles. Mehr erfährt man bei dieser Gelegenheit über Büchenau nicht.

Die *simila* ist die Semmel, der *similarius* der Semmelbäcker, und folglich ist die *similaria* die Semmelbäckerin. Dabei handelt es sich um eine Berufsbezeichnung mit der Funktion eines Namens, wie man dergleichen noch heutigentags vielfach kennt. Während jedoch die modernen Familiennamen Becker, Müller, Schmidt, Schreiner, Schuster oder Wagner gewöhnlich nur noch als späte, längst verblaßte Erinnerung an die von den Vorfahren einst ausgeübten Handwerke zu verstehen sind, ist ganz selbstverständlich davon auszugehen, daß am Ende des 13. Jahrhunderts mit einem solchen „Namen“ noch der tatsächlich ausgeübte Beruf gemeint war. Das heißt: Hedwigs Ehemann war Semmelbäcker – Semmelbäcker in Büchenau.

Damit haben wir den sieben dürren Worten, mit denen Büchenaus in der Urkunde von 1281 gedacht wird, über das bloße Faktum der Ersterwähnung hinaus eine weitere Information abgewonnen: Der Ort hatte schon im späten 13. Jahrhundert einen eigenen Bäcker. Zwar sollte man sich hüten, daraus allzu kühne Schlüsse zu ziehen, aber angesichts des in dieser Bezeichnung klar zum Ausdruck kommenden Hinweises auf Arbeitsteilung darf man doch annehmen, daß der Ort zu jener Zeit mehr als nur zwei oder drei Haushaltungen umfaßte. Immerhin scheint sich für einen der Bewohner Büchenaus eine gewerbliche Spezialisierung damals schon gelohnt zu haben: Neben der von dem Semmelbäcker selbstverständlich ebenfalls betriebenen Landwirtschaft, mit der in erster Linie er seine Familie ernährte, versorgte er seine Mitbürger mit Semmeln, mit dem täglichen Brot.

Weshalb aber lernen wir diesen für den Ort schließlich nicht ganz unwichtigen Mann nur gewissermaßen im Spiegel seiner Frau und seiner Kinder kennen? Warum begegnet uns der Semmelbäcker nicht in eigener Person? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir noch einmal auf den Anlaß der Urkunde vom 22. Mai 1281 zurückkommen und überdies

einen Exkurs ins Recht der mittelalterlichen Hörigen beziehungsweise abhängigen Leute unternehmen[12].

Die Urkunde, in der Büchenau zum ersten Mal Erwähnung findet, ist an sich – wie bereits erwähnt – ein Verzeichnis der Leute, die zu der von Otto von Bruchsal an das Speyrer Domkapitel verkauften Grundherrschaft in Jöhlingen und Wöschbach gehörten, und sie zählt deshalb die von dem Besitz in Jöhlingen und Wöschbach abhängigen Leute auf, Männer, Frauen und Kinder – ausschließlich die von Jöhlingen und Wöschbach abhängigen Leute. Der Semmelbäcker gehörte demnach ganz offensichtlich nicht zu dieser Grundherrschaft; er war von einer anderen Herrschaft abhängig, vermutlich – aber sicher weiß man das nicht – vom Bischof von Speyer als Herrn von Bruchsal und Büchenau.

Persönlich abhängig beziehungsweise hörig waren im Mittelalter hierzuland praktisch alle Menschen. Ausnahmen gab es nur wenige – beispielsweise den Edelherrn Otto von Bruchsal; aber auch der stand in persönlichen, ihn auf vielfältige Art verpflichtenden Abhängigkeitsverhältnissen, etwa als Lehns- und Burgmann des Pfalzgrafen bei Rhein oder als Vasall des Bischofs von Speyer. Und seine Ehefrau Kunigunde von Bolanden war infolge ihrer Herkunft aus einer Familie von Reichsdienstmannen genaugenommen eine Hörige des Königs, zwar ritterlichen Standes, aber in letzter Konsequenz doch „unfrei“[13]. Die Semmelbäckerin aus Büchenau war eine Hörige des Otto von Bruchsal, aber natürlich war sie nicht ritterlichen, sondern bäuerlichen Standes. Mit dem Verkauf der Jöhlinger Grundherrschaft gelangte sie aus der Abhängigkeit des Herrn von Bruchsal in die des Domkapitels von Speyer – und daraus ergibt sich, daß sie respektive ihre Vorfahren aus Jöhlingen stammten.

Die zunächst ganz bäuerlich geprägte Gesellschaft des frühen und hohen Mittelalters – das Städtewesen fand erst seit dem 11. und 12. Jahrhundert eine weitere Verbreitung – war insgesamt grundherrschaftlich verfaßt[14]. Die Leute gehörten zu einem Herrschaftshof, einem Fronhof, beziehungsweise saßen als sogenannte Hüfner oder Huber auf Bauernstellen, die einem Fronhof zugeordnet waren. Dem Herrn des Hofs leisteten sie vielfältige Abgaben und Dienste, und der Herr wiederum gewährleistete ihnen den Lebensunterhalt, Schutz vor Angriffen von außen sowie den Rechtsfrieden innerhalb der Gemeinschaft. Grundsätzlich lebte dieses System aus einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Verpflichtung. Aber selbstredend hatte der Herr dabei eine herausgehobene Position, war „adlig“, und die Leute waren nicht nur dinglich, das heißt mit dem von ihnen bewirtschafteten Grund und

Die Büchenauer Hauptstraße „Au in den Buchen“ auf einer Postkarte aus dem Jahre 1896

Boden, sondern auch persönlich von ihm abhängig – sie waren seine Hörigen. Die lateinischen Quellen des Mittelalters bezeichnen dieses System als *dominium* oder *proprietas,* deutschsprachige Texte sprechen von *eigenschaft*. Gleichgültig ob lateinisch oder deutsch, beschreiben alle diese Begriffe eine ganzheitliche Herrschaft, bei der die Menschen und ihre Subsistenz, der Boden, den sie bewirtschaften, eine rechtliche Einheit bildeten[15].

Diese Einheit der alten, ganz auf den Herrenhof und seine Angehörigen bezogenen Lebens- und Wirtschaftsweise löste sich im Laufe des hohen Mittelalters auf[16]. Die Ursachen dafür lagen in einer allgemeinen Intensivierung von Handel und Verkehr, im allmählichen Aufblühen der Städte und nicht zuletzt in einer starken Bevölkerungszunahme. In der Folge konnten die Herren den Lebensunterhalt ihrer zahlreicher werdenden Hörigen im Rahmen des hergebrachten Systems nicht mehr gewährleisten und mußten ihnen deshalb die Möglichkeit geben, sich durch Rodung und Landesausbau neue Wirtschaftsflächen zu erschließen. Die bäuerliche Bevölkerung gewann an Mobilität. Aber selbstverständlich ließen die Herren ihre Leute nicht bedingungslos von dannen ziehen. Vielmehr legten sie Wert darauf, die bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse zu konservieren, denn es konnte ja sein, daß man den einen oder anderen Hörigen irgendwann einmal wieder brauchte, Arbeit und Lebensunterhalt für ihn hatte, und ihn deshalb zurückrufen wollte. Deshalb wurde sehr genau verfolgt, wohin die Leute zogen – man verfolgte sie mit dem Anspruch auf Abgaben und Dienste. Dabei waren die von den Abgewanderten geforderten Leistungen natürlich nicht so hoch wie bei Leuten, die Güter ihres angestammten Herrn bewirtschafteten, aber die Erinnerung an die jetzt ganz auf ihre persönliche Dimension reduzierte Abhängigkeit mußte so lang als möglich bewahrt werden.

Diesem Zweck dienten die zu bestimmten Terminen im Jahreslauf fälligen Rekognitionszinse, mit denen die aus der Grundherrschaft ihres Herrn Abgewanderten das fortbestehende persönliche Abhängigkeitsverhältnis regelmäßig anerkannten und es damit nicht in Vergessenheit geraten ließen. Bei Männern war dieser Anerkennungszins in der Regel ein geringer Geldbetrag, bei Frauen ein Huhn. Die Leute, die solche Abgaben entrichteten, nannte man bis ins frühe 15. Jahrhundert Ausleute. Danach – im Zuge des allgemeinen Verfassungswandels während des späten Mittelalters – entstand für das diesbezügliche Rechtsverhältnis die Bezeichnung Leibeigenschaft. Dieser erst um 1400 entstandene Begriff setzte sich im folgenden rasch durch und eroberte – ausgehend von Südwestdeutschland – bald auch den Norden und Osten Deutschlands[17]. Ohne die Probleme um die Leibeigenschaft hier weiter vertiefen zu wollen, sei wenigstens noch hervorgehoben, daß diese Form der persönlichen Abhängigkeit mit Sklaverei nichts, aber auch gar nichts zu tun hatte.

Kehren wir zur Semmelbäckerin von Büchenau zurück: Sie war also eine Hörige, die dem Jöhlinger Herren- beziehungsweise Fronhof der adligen Familie von Bruchsal entstammte. Diese Herkunft muß aber nicht für sie selbst gelten; sie kann auch über ihre Mutter, ihre Großmutter oder ihre Urgroßmutter mütterlicherseits vererbt gewesen sein. Persönliche Abhängigkeitsverhältnisse vererbten sich in Mittelalter und Frühneuzeit immer in weiblicher Linie, denn Auseinandersetzungen über den wahren Vater hätten zu einer Zeit, die noch keinen Gentest kannte, zwischen diesbezüglich konkurrierenden Herren unweigerlich zu langen, zermürbenden und letztlich ergebnislosen Streitereien geführt. Deshalb schuf man mit der allgemein gültigen Regelung, wonach die Eigenschaft der Kinder sich immer nach der Mutter richtete, klare Verhältnisse. Schließlich ist nur die Mutter immer sicher.

Aus eben diesem Grund ist in der Urkunde vom 22. Mai 1281 von *Hedewigis Simelaria cum tribus pueris* die Rede, von Hedwig Semmelbäckerin und ihren drei Kindern. Hedwigs Ehemann, der Semmelbäcker, ging weder den Herrn von Bruchsal noch die Speyrer Domherren etwas an; er hatte mit dem verkauften Jöhlinger Hof nichts zu tun, war – wie schon bemerkt – einem anderen Herrn verpflichtet. Aber die Kinder der aus Jöhlingen stammenden Hedwig waren sowohl Otto von Bruchsal als auch – künftig – dem Domkapitel

Der von Scheunendächern charakterisierte westliche Ortsrand von Büchenau auf einer Aufnahme aus dem Jahre 1984

wichtig, schließlich konnte man sie zu gegebener Zeit zu Abgaben und Diensten heranziehen, und die Mädchen konnten dereinst ihr persönliches Abhängigkeitsverhältnis zum Domkapitel weitervererben und solcherart den Speyrer Domherren auf lange Sicht zu vielen weiteren Eigenleuten verhelfen. – Das – und nichts sonst – ist der Grund, weshalb Büchenau 1281 in sieben dürren Worten seine erste urkundliche Erwähnung fand: *in Buchelnawe Hedewigis Simelaria cum tribus pueris.*

Was man diesen sieben Worten alles entnehmen kann, hat uns nun lang genug beschäftigt. Zum Schluß stellt sich die Frage, wie alt dieses Büchenau, das vor 725 Jahren ins Licht der Geschichte trat, denn eigentlich sein könnte, wie lang vor 1281 der Ort bereits bestanden hat. Mit dieser Frage geraten wir in schwieriges, um nicht zu sagen: in sumpfiges Gelände:

Entstanden ist Büchenau in der alten Gemarkung von Bruchsal. Das berichten klar und eindeutig mehrere Urkunden, die den Ort noch in der Zeit um 1300 als *in marchia Brůchsellen* – in der Gemarkung von Bruchsal – gelegen bezeichnen[18]. Sogar in der frühen Neuzeit, als das Dorf längst über eine eigene, aus der von Bruchsal herausgeschnittene Gemarkung verfügte, hatten die Einwohner von Büchenau in Bruchsal Bürgerrecht[19].

Bruchsal, bereits seit 976 bezeugt, ist durch seinen Namen als ein in sumpfigem Gelände – im Bruch – gelegener Salhof, das heißt als Herrschafts- beziehungsweise Königshof charakterisiert[20]. Sein Gebiet umfaßte damals noch die später abgetrennten Gemarkungen von Büchenau, Neuthard, Forst und Altenbürg respektive Karlsdorf. Alle diese Ort liegen im Bereich des 1056 von Kaiser Heinrich III. den Bischöfen von Speyer geschenkten Waldes Lußhardt, und die Namen der drei ersteren – Forst, Neuthard und Büchenau – nehmen auf diesen Wald unmittelbar Bezug, beschreiben Siedlungsplätze, die im Wald gegründet respektive dem Wald abgewonnen sind.

Andere Orte der Region geben ebenso wie Bruchsal mit ihren Namen zu erkennen, daß sie im Feuchtgebiet liegen – man denke etwa an Langenbrücken, Staffort (Furt mit Stufen), Blankenloch (blanke, glänzende Lache) oder

Durlach (dürre, ausgetrocknete Lache). Sie alle liegen im Gebiet des einstigen Kinzig-Murg-Stroms, einer aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden Abflußrinne großer und kleiner Schwarzwaldflüsse, die von der mittleren Ortenau bis zum Schwemmfächer des Neckars reicht. Erst nach dem Ende der Eiszeit gelang der Kinzig und der Murg der unmittelbare Durchbruch zum Rhein; die Abflußrinne entlang dem Gebirgsrand fiel mit der Zeit trocken, blieb aber noch jahrtausendelang sumpfig und wurde erst im 20. Jahrhundert durch aufwendige Drainagen nahezu ganz entwässert. In Zeiten starker Regenfälle ist die einstige Sumpf- beziehungsweise Bruchlandschaft, von der nota bene Bruchsal und der Bru(c)hrain ihre Namen haben, vielerorts noch heute zu erkennen.

Sowohl der Wald als auch das Feuchtgebiet wurden vergleichsweise spät besiedelt. Die dort gelegenen Dörfer gehören in die Periode des hochmittelalterlichen Landesausbaus, also in eben jene Zeit, in der sich – wie erwähnt – unter dem Druck einer zunehmenden Bevölkerung die Einheit der alten Grundherrschaft auflöste und die Menschen notgedrungen neue, wegen ihrer Unwirtlichkeit bisher nicht genutzte Wirtschafts- und Siedlungsräume erschlossen.

Das Dorf Büchenau – die von Buchen umstandene Aue – liegt sowohl im einstigen Feuchtgebiet der Kinzig-Murg-Rinne als auch im Wald Lußhardt. Aber natürlich waren die Gründer der Siedlung umsichtig genug, ihre Häuser und Scheunen nicht unmittelbar in den Sumpf zu stellen, sondern sie bauten auf einer langgestreckten, mit Flugsand bedeckten Kiesbank, die auch noch genügend Raum bot für Felder, auf denen man das für die Ernährung unentbehrliche Brotgetreide anbauen konnte sowie darüber hinaus Hanf und Flachs, mit denen sich im Handel Geld verdienen ließ. Die umliegenden, bisweilen feuchten Wälder mit ihren Bucheckern und Eicheln konnte man immerhin als Viehweide nutzen. Die Lage des Dorfs auf einer langgestreckten Kiesbank ist auch der Grund dafür, daß es sich beim alten Kern von Büchenau – ebenso wie im Falle Blankenlochs – um ein Straßendorf handelt. In den jüngeren, ins einstige Feuchtgebiet ausgreifenden Siedlungserweiterungen ragen die Häuser nicht von ungefähr mit ihren Kellergeschossen aus dem gewachsenen Terrain heraus und tragen damit noch heute dem tendenziell nassen Boden Rechnung.

Wie alt ist dieses Büchenau wirklich? Mit der Beantwortung dieser Frage wird man über Spekulationen nicht hinauskommen: Ganz sicher handelt es sich um eine Siedlung der hochmittelalterlichen Ausbauperiode, entstanden auf Bruchsaler Gemarkung und damit vermutlich auch zur alten Bruchsaler Pfarrei gehörig. Daß Büchenau schon zur Zeit der ersten Erwähnung Bruchsals im Jahr 976 bestanden haben könnte, ist eher unwahrscheinlich. Aber immerhin war der Ort um 1300 mit seinem Bezirk schon soweit verselbständigt, daß er einen separaten Zehntbezirk hatte[21] – und 1281 gab es hier, wie wir hörten, bereits einen Semmelbäcker. Am Ende des 15. Jahrhunderts und noch um 1530 hatte Büchenau um die zweihundert Einwohner – Männer, Frauen und Kinder[22]. Demnach könnte die Einwohnerzahl rund zweihundert Jahre davor, im Ersterwähnungsjahr 1281, etwa halb so groß oder auch etwas größer gewesen sein. Hundert Einwohner, das wären ungefähr zwanzig Haushaltungen beziehungsweise Familien – und bei einer solchen Siedlungsgröße dürfte sich unter mittelalterlichen Verhältnissen ein Semmelbäcker allemal gelohnt haben.

Ein Dorf mit zwanzig oder mehr Häusern – und einem separaten Zehntbezirk, in dem sich die künftige Ortsgemarkung bereits abzeichnete – wird aber auch im Mittelalter kaum von heute auf morgen entstanden sein. Demnach ist anzunehmen, daß Büchenau spätestens im 12., vielleicht aber sogar schon im 11. Jahrhundert, also zur Zeit der salischen oder frühstaufischen Könige und Kaiser entstanden ist. Genauer wird sich die Gründung Büchenaus ohne aufwendige archäologische Untersuchungen nicht datieren lassen. Aber diese Ungewißheit läßt sich leicht verschmerzen: Dank der Urkunde vom 22. Mai 1281 wissen wir, daß Büchenau vor nunmehr 725 Jahren seine Identität gewann – und dieses Jubiläum können wir in dem Bewußtsein feiern, daß der Ort gut und gern um weitere hundertfünfzig bis zweihundert Jahre älter ist!

Anmerkungen

1 Geringfügig überarbeiteter und mit den wichtigsten Nachweisen versehener Text des am 8. April 2006 beim Festakt anläßlich des Büchenauer Jubiläums gehaltenen Vortrags.
2 Generallandesarchiv Karlsruhe 67/449 fol. 146–147.
3 Burkhard Roberg, Martin IV., in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6, München und Zürich 1993, Sp. 341 f.
4 Karl-Friedrich Krieger, Rudolf von Habsburg, Darmstadt 2003.
5 Helmut Maurer, Baden-Württemberg (Die deutschen Königspfalzen, Bd. 3,1), Göttingen 2004, S. 63–77.
6 Johann Friedrich Böhmer, Regesta Imperii, Bd. 6,1: Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1273 bis 1313, neubearb. von Oswald Redlich, mit einem Anhang von Carlrichard Brühl, Hildesheim 1969, Nr. 1294, 1295 und passim.
7 Franz Xaver Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speyer, Bd. 1, Mainz 1852, S. 516–553; Hans Ammerich, Friedrich von Bolanden († 1302), in: Erwin Gatz u. a. (Hgg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448. Ein biographisches Lexikon, Berlin 2001, S. 745 f.
8 Krieger (wie Anm. 4) S. 183 f.
9 Wolfgang Ossfeld, Obergrombach und Untergrombach in Mittelalter und früher Neuzeit (bis um 1600). Untersuchungen zur älteren Siedlungs-, Verfassungs- und Kirchengeschichte der zwei heutigen Stadtteile von Bruchsal (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. B 84), Stuttgart 1975, S. 55.
10 Kurt Andermann, Otto von Speyer, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6 (wie Anm. 3), Sp. 1586.
11 Generallandesarchiv Karlsruhe 67/449 fol. 146–149.
12 Kurt Andermann, Leibeigenschaft am mittleren und nördlichen Oberrhein in der frühen Neuzeit, in: Jan Klussmann (Hg.), Leibeigenschaft. Bäuerliche Unfreiheit in der frühen Neuzeit (Potsdamer Studien zur Geschichte der ländlichen Gesellschaft, Bd. 3), Köln u. a. 2003, S. 63–75; Kurt Andermann, Leibeigenschaft in der Markgrafschaft Baden an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, in: Paul Freedman und Monique Bourin (Hgg.), Forms of servitude in Northern an Central Europe. Decline, resistance an expansion (Medieval texts and cultures of Northern Europe, Bd. 9), Turnhout (Belgien) 2005, S. 197–211.
13 Jan Ulrich Keupp, Dienst und Verdienst. Die Ministerialen Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 48), Stuttgart 2002, S. 106–151 und passim.
14 Werner Rösener (Hg.), Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 92), Göttingen 1989; Werner Rösener (Hg.), Grundherrschaft und bäuerliche Gesellschaft im Hochmittelalter (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 115), Göttingen 1995; Gerhard Dilcher und Cinzio Violante (Hgg.), Strukturen und Wandlungen der ländlichen Herrschaftsformen vom 10. zum 13. Jahrhundert. Deutschland und Italien im Vergleich (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient, Bd. 14), Berlin 2000.
15 Peter Blickle, Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland, München 2003; S. 26–36.
16 Werner Rösener, Grundherrschaft im Wandel. Untersuchungen zur Entwicklung geistlicher Grundherrschaften im südwestdeutschen Raum vom 9. bis 14. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 102), Göttingen 1991.
17 Klussmann (wie Anm. 12).
18 Wirtembergisches Urkundenbuch, hg. von dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, Bd. 11, Stuttgart 1913, Nr. 5268 (1299): *in omnibus terminis et marchia Bruchsellensi preter Forst, Nithart et Büchelnowe;* Joseph Dambacher, Urkundenarchiv des Klosters Herren-Alb, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 5 (1854) S. 331–360, hier S. 349 (1306).
19 Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Bd. 5, Stuttgart 1976, S. 79.
20 Hansmartin Schwarzmaier, Bruchsal und Brüssel. Zur geschichtlichen Entwicklung zweier mittelalterlicher Städte, in: Alfons Schäfer (Hg.), Festschrift für Günther Haselier (Oberrheinische Studien, Bd. 3), Karlsruhe 1975, S. 209–235; Maurer (wie Anm. 5).
21 Wie Anm. 18.
22 Karl-Otto Bull, Die erste „Volkszählung" des deutschen Südwestens. Die Bevölkerung des Hochstifts Speyer um 1530 (1985), in: Kurt Andermann und Hermann Ehmer (Hgg.), Bevölkerungsstatistik an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Quellen und methodische Probleme im überregionalen Vergleich (Oberrheinische Studien, Bd. 8), Sigmaringen 1990, S. 109–135, hier S. 118 f., 124 f. und 130 f.

Anschrift des Autors:
Dr. Kurt Andermann
Nibelungenring 79
76297 Stutensee

Heinz Nienhaus

Der Feiertaghof ist der Unterhippensbachhof und das Longinuskreuz steht am Vierten Bauernhof

Bilddokumente – Fehlinterpretationen führen in die Irre

Schon seit langem suchte der Verfasser dieses Beitrags im gesamten Süden des mittleren Schwarzwaldes nach einem historischen Hofensemble, das er lediglich von einer rund 100 Jahre alten Ansichtspostkarte mit der wenig aussagekräftigen Aufschrift „Schwarzwälder Bauernhof“ kannte (Bild 1) – leider ohne Erfolg. Das Interesse galt dem historischen Hintergrund dieses stattlichen Hofguts, primär der Bauzeit und dem Bautyp des alten Schwarzwaldhauses, wie auch dem Longinuskreuz. Da die Karte aber weder einen Ort noch den Hofnamen verrät, standen die Chancen, das Hofgut zu finden, von vorn herein schlecht. Einen winzigen Lichtblick bot die Einprägung auf der Kartenrückseite: „J. G. Fleig, Photogr. Verl. Hornberg. No. 15“. Aber auch der half zunächst nicht weiter. Die Hoffnung, das Hofgut jemals zu finden, sank gegen Null. Gab es diesen Hof überhaupt noch? War er zwischenzeitlich vielleicht schon bis zur Unkenntlichkeit modernisiert oder einem Brand zum Opfer gefallen?

In dieser scheinbar ausweglosen Situation kam das im Frühjahr 2006 erschienene, reich bebilderte Buch von Andreas Beck über den Fotografen des „Suchbildes“ Johann Georg Fleig[1] gerade recht. Neue Hoffnungen keimten auf. Und genau auf der Seite 457 dieses Buchs ist die besagte Postkarte abgebildet; sie trägt die Unterschrift „Postkarte, betitelt: Schwarzwälder Bauernhof. Es handelt sich um den Feiertaghof in Hornberg-Niederwasser mit einem alten Longinuskreuz. Kolorierte Postkarte vor 1885.“ Durch diesen Hinweis angeregt, machte sich der Verfasser dieses Beitrags auf den Weg zum Feiertaghof in Niederwasser, in der Hoffnung, Näheres über das Hofgut zu erfahren. Schon hier sei verraten, dass sich dieses Unterfangen zu einer Spurensuche ausweitete, die über einige Um- und Irrwege, letztendlich zu der Erkenntnis führte, dass nicht nur dieses Bild des „Fleig-Buchs“ völlig falsch gedeutet und beschrieben ist, sondern das Buch eine Vielzahl von Fehlinformationen aufweist, auf die im Folgenden noch eingegangen wird.

Am Feiertaghof angekommen, überraschte ein auf den Grundmauern eines älteren Hofgebäudes 1972 neu erbauter recht stattlicher Hof mit einer alten hölzernen Hofkapelle und einem vorbildlich restaurierten alten Speicher. Eine gewisse, allerdings nur grobe Ähnlichkeit mit dem Bild der Karte ist nicht zu verkennen; dennoch wurde aufgrund der räumlichen Zuordnung der einzelnen Gebäude zueinander und der gebirgigen Umgebung relativ schnell erkannt, dass es sich bei dem im Bild zu sehenden Hofensemble nicht um den Feiertaghof (auch als Oberniedergießhof bezeichnet) handeln kann. Um sicher zu gehen, wurde der Hofbauer Edgar Feiertag befragt, der sehr interessiert war, aber nur mit einem Kopfschütteln reagierte und bestätigte, dass das abgebildete Hofensemble keinesfalls der Feiertaghof sei, auf dem es ganz sicher zu keiner Zeit ein Longinuskreuz gegeben habe. Die Frage, welcher Hof, wenn schon nicht seiner, er denn auf dem Bild vermute, konnte Edgar Feiertag spontan auch nicht beantworten. Sehr nachdenklich schüttelte er immer wieder den Kopf „. . . kenne ich nicht; der steht wohl nicht in unserer Gegend“. Schließlich bezog er seinen Sohn Martin in die „Rätselrunde“ ein –

Bild 1: Die rund 100 Jahre alte Postkarte mit dem gesuchten Hofensemble. Umfangreiche Recherchen ergaben, dass das Bild aus zwei Fotografien, die an unterschiedlichen Orten entstanden, zusammengefügt wurde und damit eine so genannte Fotomontage ist. Das Longinuskreuz vor dem Speichergebäude gehört nicht zum übrigen Hofensemble
Archiv Nienhaus

und der gab dann, als noch eine weitere gut 100 Jahre alte Ansichtskarte aus dem Archiv des Verfassers dieses Beitrags vorgelegt wurde, die offensichtlich den gleichen Hof, allerdings zu einem anderen Zeitpunkt und aus einer anderen Perspektive fotografiert, (Bild 2) zeigt, den entscheidenden Tipp. Er glaubte – aufgrund des Weihers im Bildvordergrund – es könne der Unterhippensbachhof in Niederwasser sein, aber ein Longinuskreuz gäbe es auch dort nicht. Also wurde die Spurensuche fortgesetzt.

Ein altes Heiden- oder Höhenhaus mit Kapelle, Speicher, Mühle und Backhaus

Am Unterhippensbachhof fiel auf, dass die Zuordnung der Gebäude und das umgebende Gelände mit den alten Postkartenbildern weitgehend übereinstimmen; aber auch hier fehlte der Speicher mit dem Longinuskreuz, und auch das Hofgebäude mit dem Vollwalm an der rechten Hofseite und dem Wohnteil zur Bergseite – an den Fenstern zu erkennen – gab es nicht. Recht schnell kam es zum Kontakt mit der Altbäuerin Lina Schwer-Beil und ihrem Sohn Albert Schwer, dem jetzigen Eigner des Unterhippensbachhofs. Beide bestätigten „Ja, es ist unser Hofgut; aber das Longinuskreuz hat niemals hier gestanden; unser Hofkreuz hängt im Giebel unserer Kapelle." Interessiert und bereitwillig führten sie durch die Räume ihres Hofs und sämtliche zum Hofgut gehörenden Nebengebäude, die Kapelle, den über dem ehemaligen Speicher errichteten Schopf, die Mühle und das Leibgeding, das als Wohnhaus für das Altbauernpaar 1964 über dem Backhaus errichtet wurde. Nach wie vor wird aber auch heute noch etwa alle 14 Tage das beliebte Holzofenbrot im alten Backhaus gebacken. Beide berichteten aus der Historie des Hofguts, dessen Ursprung nach ihren Recherchen bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Schon die alten Ansichtskarten lassen erkennen, dass das ursprüngliche Hofgebäude vom Bautyp her ein so genanntes Heiden- oder Höhenhaus[2] ist, in dem Menschen und Vieh unter einem Dach leben. Bei diesem alten Haustyp stehen hölzerne Firstständer (oder auch Firstsäulen) genau in der Hausmitte, sie reichen vom Grund des Hauses bis unmittelbar unter den Dachfirst. Daher führt die Hocheinfahrt dieser Schwarzwaldhäuser nicht in die Mitte der Schmalseite der Häuser, sondern rechts oder links davon. Anders ist das bei den benachbarten Gutachtäler oder Kinzigtäler Häusern mit einem so genannten „liegenden Dachstuhl", bei denen aufgrund einer moderneren, statisch anderen Konstruktion des Dachstuhls auf die durch die Hausmitte verlaufenden Firstständer verzichtet werden konnte. Das erlaubte eine freiere Grundrissgestaltung und eine Hocheinfahrt in der Mitte der Schmalseite der Häuser.[3] Beim Unterhippensbachhof führt die Hocheinfahrt oberhalb des ehemaligen Wohnteils an der Bergseite des Hauses in die rechte Haushälfte. Schon der Hinweis auf einen „ehemaligen Wohnteil an der Bergseite des Hauses" deutet darauf hin, dass das Hofgebäude zwischen-

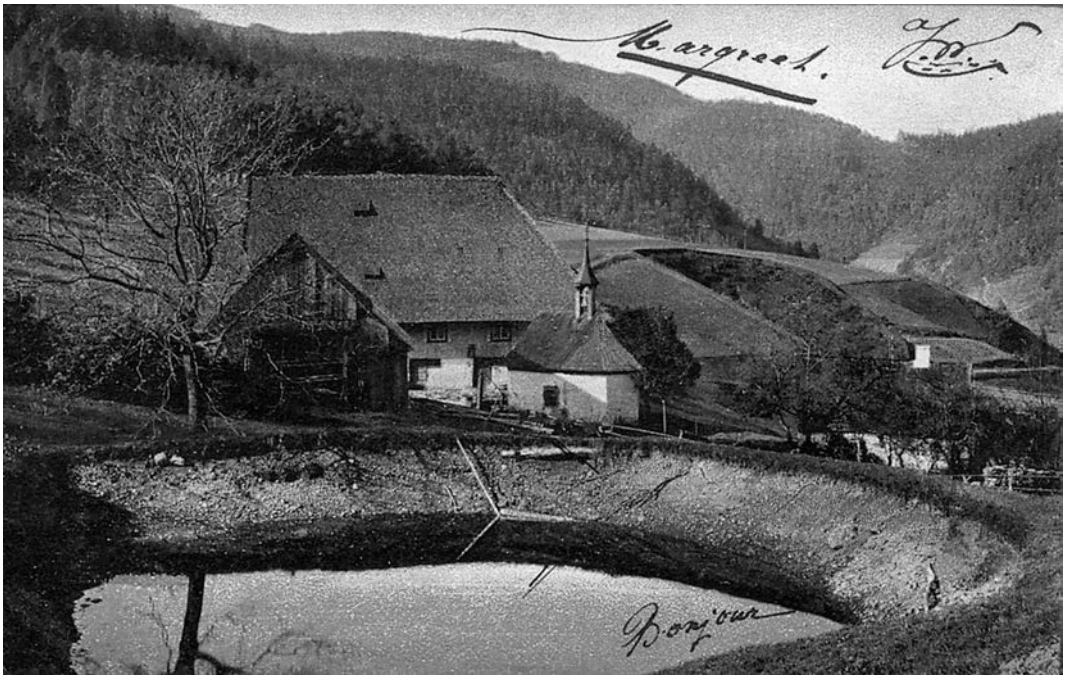


Bild 2: Der Unterhippensbachhof mit dem heute noch vorhandenen Weiher kurz vor 1900. Links fehlt noch ein Teil des späteren Hofgebäudes (vgl. Bild 1). Rechts hinter dem Backhaus ist ein Tunneleingang der Schwarzwaldbahn Hornberg–Triberg oder umgekehrt zu erkennen Archiv Nienhaus

zeitlich sehr einschneidend baulich verändert wurde. Nachdem 1936 die ursprünglich hölzernen Dachschindeln mit einer neuen Dachhaut überdeckt wurden, entfernte man 1954 sämtliche hölzernen Außen- und zum Teil auch Innenwände – das Dach war währenddessen durch ein entsprechendes Stützgerüst gesichert – und ersetzte sie durch Mauerwerk. Bei dieser Maßnahme wurde der Wohnteil von der Bergseite zur Talseite verlegt und unterkellert; das Vieh, das vordem an der Talseite des Hofgebäudes stand, steht heute im Stall an der Bergseite. Über dem heutigen Viehstall, dem früheren Wohnteil, sind noch die von Rußglanz überzogenen alten Balken vorhanden – ein Relikt aus der Zeit, als es in dem alten Haus noch die kaminlose Rauch- oder Schwarzküche gab. Altbäuerin Lina Schwer-Beil kann sich noch gut an diese Zeit erinnern. Vom 1956 wegen Baufälligkeit abgebrochenen Speicher ist noch ein Stein erhalten, dem neben einigen, inzwischen unleserlichen Buchstaben die Jahreszahl 171? eingemeißelt ist; die Kapelle wurde nach der ihr ebenfalls eingemeißelten Jahreszahl 1761 erbaut. Der Grund für den Kapellenbau ist bisher nicht nachgewiesen; die Hofbewohner mutmaßen, dass sie infolge eines Gelübdes im Zusammenhang mit einer Krankheit innerhalb der Bauernfamilie errichtet wurde. Für drei weitere Kapellen auf der Gemarkung Niederwasser ist dieser Grund belegt.[4]

Zur Zeit wird der äußerst gepflegte Hof mit 52 ha, davon 11 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche, der Rest Wald, im Nebenerwerb von Albert Schwer betrieben. Das ist allerdings nur mit tatkräftiger Unterstützung des noch recht rüstigen Altbauernpaares möglich. Im Durchschnitt stehen 25 Ochsen im Stall oder auf der Weide.[5] Soweit zum Unterhippensbachhof – offen blieb die Antwort auf die Frage nach dem Longinuskreuz, das es offenbar auf diesem Hof nie gegeben hat. Das hieß weiter suchen.

Longinuskreuz versinnbildlicht Passionsgeschehen

Ein Longinuskreuz soll an die Leiden Christi erinnern, sie den Beschauern vergegenwärtigen. Zu beiden Seiten des senkrechten

Bild 3: Diese Postkarte aus der Zeit um 1900 zeigt den „Dritten Bauernhof" in Niederwasser mit demselben Longinuskreuz, das im Bild 1 zu sehen ist. Aber auch an diesem Bauernhof gab es zu keiner Zeit ein solches Kreuz. Die Tracht der Frau vor dem Kreuz wurde nicht in Niederwasser getragen. Es ist die Schapbacher oder Fürstenberger Tracht, die z. B. in Oberwolfach und natürlich in Bad Rippoldsau-Schapbach getragen wurde und dort auch heute noch an hohen kirchlichen Feiertagen gelegentlich zu sehen ist Archiv Nienhaus

Bild 4: Das heute nicht mehr vollständig erhaltene Longinuskreuz – inzwischen fehlt nicht nur der Lanzenreiter – am Speicher des „Vierten Bauernhofs" in Hornberg-Niederwasser im Jahre 2006 Foto Nienhaus

Kreuzbalkens sind gegenständlich nachgebildete Marterwerkzeuge angebracht. Unter den Wundmalen an den Händen, Füßen und der Seite des Gekreuzigten halten Engel Kelche, um das Blut aufzufangen. Auf dem Querbalken stehen u. a. Gefäße, die an die Salbung des Leichnams erinnern. Der rechts dort stehende Kelch symbolisiert das Abendmahl. Im Zentrum der Darstellung aber steht der reitende Soldat und Lanzenträger Longinus – abgeleitet aus dem griechischen: lonche = Lanze –, der Christus in die Seite sticht (im Bild links neben den Füßen des Gekreuzigten). Nach ihm wurde diese Gesamtdarstellung des Passionsgeschehens benannt. Kreuze dieser Art sind – besser waren – relativ oft in der Schwarzwaldlandschaft zu sehen, insbesondere aber in der alten Kameralherrschaft Triberg.

Nachdem in der Zwischenzeit noch eine weitere, rund 100 Jahre alte Postkarte mit dem „Dritten Bauernhof" in Niederwasser und genau dem Longinuskreuz, das dem Unterhippensbachhof zugeordnet ist, bekannt wurde (Bild 3), stand eindeutig fest, dass das malerische christliche Symbol mit dem ernsthaften Hintergrund zur Zierde einiger unterschiedlicher Postkarten bzw. Hofgüter herhalten musste, denn auch am „Dritten Bauernhof" hat es zu keiner Zeit ein Longinuskreuz gegeben. Auch dieses Bild ist eine Fotomontage. Nicht nur das Longinuskreuz wurde hier eingefügt, sondern auch die Frau vor dem Kreuz. Sie trägt eine Tracht, die nicht in Niederwasser, sondern in Bad Rippoldsau-Schapbach, Oberwolfach, den Tälern der Gemeinde Kinzigtal, St. Roman, Schenkenzell,

Bild 5: Auch diese Postkarte aus der Zeit um 1900 ist im „Fleig-Buch", Seite 554 abgebildet und mit „… Dargestellt ist der ‚Dritte Bauer' oberhalb Hornbergs und eine Trachtengruppe aus dem oberen Gutachtal …" unterschrieben. Tatsächlich aber zeigt sie den „Vierten Bauernhof" in Hornberg-Niederwasser, zu dem das Longinuskreuz auf den Bildern 1, 3 und 4 gehört. Auch die abgebildete Tracht wurde nicht im oberen Gutachtal, sondern in St. Georgen und Umgebung getragen Archiv Nienhaus

Bergzell und Kaltenbrunn getragen wurde und gelegentlich auch heute noch getragen wird; sie ist als Schapbacher oder Fürstenberger Tracht bekannt.[6]

Mehr durch Zufall führte die weitere Spurensuche dann auf den „Vierten Bauernhof" in Niederwasser, wo endlich der Speicher mit dem Longinuskreuz davor – inzwischen zwar nicht mehr so gut erhalten wie auf den alten Postkarten, aber dennoch, trotz fehlendem Longinus, gut zu erkennen (Bild 4) – gefunden wurde. Damit sind alle Rätsel um die ca. 100 Jahre alte Postkarte gelöst: Der im „Fleig-Buch", Seite 457 mit Feiertaghof bezeichnete Hof ist der Unterhippensbachhof in Hornberg-Niederwasser und das auf derselben Postkarte zu sehende Longinuskreuz vor dem Speichergebäude gehört zum „Vierten Bauernhof" (Bild 5), ebenfalls in Niederwasser unmittelbar an der Gutach gelegen. Da auch diese Ansichtspostkarte vom „Vierten Bauernhof" im „Fleig-Buch", Seite 554 abgebildet ist und fälschlicherweise mit „… Dargestellt ist der ‚Dritte Bauer' oberhalb Hornbergs und eine Trachtengruppe aus dem oberen Gutachtal …" unterschrieben ist, sei hier klargestellt, dass diese Postkarte aus der Zeit um 1900 den „Vierten Bauernhof" in Niederwasser zeigt, und die nebenstehende Trachtengruppe nicht die Tracht aus dem oberen Gutachtal trägt, sondern eine Tracht, die in St. Georgen und den umliegenden Ortschaften, z. B. in Buchenberg, Burgberg, Erdmannsweiler, Mönchweiler, Schabenhausen und Evangelisch Tennenbronn getragen wurde bzw. wird.[7]

Objekte fotografiert, bevor es sie gab?

Neben den dargestellten Unstimmigkeiten gibt es noch viele weitere Fehlinformationen im „Fleig-Buch". Hier sei nur beispielhaft darauf hingewiesen, dass die auf den zwei Tennenbronner Postkarten zu sehende evangelische Kirche – Seiten 337 und 361 des Buchs – erst nach dem großen Tennenbronner

Dorfbrand im Jahre 1901 erbaut und am 9. September 1903 eingeweiht wurde[8]. Danach können die Karten nicht, wie in den Bildunterschriften zu lesen, schon „ca. 1885“ oder „ca. 1890“, d. h. mindestens 12 oder gar 17 Jahre bevor die Kirche errichtet war, entstanden sein. Und auch der Stöcklewaldturm – im „Fleig-Buch“, Seite 358 auf einer „Postkarte von 1885“ abgebildet – wurde erst 1894 erbaut.[9] Das hieße, die Postkarte mit dem Stöcklewaldturm wäre 9 Jahre bevor der Aussichtsturm existierte entstanden!? Obwohl die Leistungen Fleigs zweifelsfrei anerkennenswert sind, derart zaubern konnte der „kleine Schwarzwälder Genius“, wie A. Beck den Fotografen bezeichnet, aber ganz sicher nicht. Ähnlich irreführend sind die beiden Bilder auf den Seiten 339 und 345 des besagten Buchs. Es wird exakt dieselbe Bildpostkarte – vom Kartenabsender am 5. August 1903 geschrieben – zweimal abgebildet, wobei die Karte auf der Seite 339 mit 1902 und auf der Seite 345 mit 1890 datiert ist. Was ist richtig: 1902 oder 1890 und warum zweimal dieselbe Abbildung in einem Buch? Auch ist nicht zu verstehen, warum die Postkarte von Schönwald zweimal auf den Seiten 388 und 469 abgebildet ist, wobei der Zusatz „Kolorierte“ auf der Seite 469 offensichtlich falsch ist. Der auf der Seite 401 abgebildete Bauernhof ist nicht der Bachbauernhof – wie dort zu lesen – sondern der um 1580 erbaute Oberbauernhof in Gutach. Die Reihe der Unstimmigkeiten im „Fleig-Buch“ ließe sich noch weiter fortsetzen, worauf aber aus Gründen des Platzbedarfs hier verzichtet werden soll.

Natürlich mindern die aufgeführten Unstimmigkeiten den historischen Wert des „Fleig-Buchs“ schon recht erheblich. Was die Bewohner der Region im nahen und weiteren Umkreis von Hornberg und erst recht die betroffenen Hofbesitzer von einer derartigen Publikation halten, soll hier nicht näher erläutert werden. Die Beispiele mögen belegen, dass bei der Veröffentlichung und Interpretation alter Bilddokumente sehr gewissenhaft vorgegangen werden muss, wobei äußerst gründliche Recherchen eine unabdingbare Voraussetzung sind. Im vorliegenden Fall sind diese Recherchen für einen kleinen Bereich des „Fleig-Buchs“ leider zu spät erfolgt – schade für das immerhin 651 Seiten umfassende Werk.

Anmerkungen

1 Andreas Beck: Johann Georg Fleig / Ein kleiner Schwarzwälder Genius, Konstanz 2006. Im Folgenden wird dieses Werk kurz als „Fleig-Buch“ benannt.

2 Der bekannte Bauforscher Prof. H. Schilli unterschied bei den historischen Schwarzwälder Bauernhäuser bezüglich des Bautyps nach Gutacher, Kinzigtäler und Zartener Häuser, Schauinslandhäuser, Hotzenhäuser und Heidenhäuser jüngerer und älterer Form. Vgl. Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953, (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982), S. 12–114. Prof. Dr. U. Schnitzer hält die Bezeichnung „Heidenhaus“ für ungeeignet. Er spezifiziert die historischen Schwarzwälder Bauernhäuser ihrem Bautyp nach noch detaillierter und verwendet für den im 16. Jahrhundert entwickelten Haustyp, der in den hohen rauen Lagen des Schwarzwaldes Verbreitung fand, die Bezeichnung „Höhenhaus“. Vgl. Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, S. 33 ff.

3 Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, S. 17–19 und 25–33. Heinz Nienhaus: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau, 2003 (83), S. 143–170. Ders.: Zum Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau 2006 (86), S. 261–289.

4 Mündliche Information der Altbäuerin des Unterhippensbachhofs Lina Schwer-Beil.

5 Mündliche Information vom Bauern des Unterhippensbachhofs Albert Schwer.

6 Heinz Nienhaus: Besonderheiten der Schapbacher Volkstracht, in: Jahrbuch des Landkreises Freudenstadt, Horb 2006, S. 111–118.

7 Wolfdieter Gramlich: St. Georgener Heimatbuch, Villingen-Schwenningen 1984, S. 155–169.

8 Paul Fütterer: Geschichte des Dorfes Tennenbronn, Selbstverlag Tennenbronn 1979, S. 200 f.

9 Vgl. Text der Informationstafel am Stöcklewaldturm: „Stöcklewaldturm 1069 m ü M, Turm erbaut 1894, Höhe 25 m, 127 Stufen bis zur Plattform“. Jens Heid: Der Stöcklewaldturm, in: Almanach, Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis, 18. Folge, Villingen-Schwenningen 1994, S. 248 f.

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop

Johannes Werner

Wer war Maximilian Letsch?

Zu seinem 100. Geburtstag

I could not banish from my mind the thought of that gifted and intellectual man dragged down by his kink of temperament to perish in shame, want and exile.
A. J. A. Symons, The Quest for Corvo

Alle Angaben über seine Herkunft, vor allem die aus seinem eigenen Munde, sind mit äußerster Vorsicht aufzunehmen.
Ernst Penzoldt, Die Powenzbande

… und niemand beschreibt den Stolz und das Glück, mit dem das Geheimnis meiner feinen und erlauchten Existenz mich erfüllte.
Thomas Mann,
Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull

Der Berichterstatter (von nun an B. genannt) erinnert sich, dass ihm erzählt wurde, dass der alte Letsch erst etwas anderes, besseres gewesen, dann aber Gärtner geworden sei, dann die Tochter seines reichen Dienstherrn geheiratet und mit ihr in ihrer schönen Villa in der Friedhofstraße, dem Rastatter Bahnhof gegenüber, gewohnt habe; und dass diese Villa, als der Bahnhof im Krieg bombardiert wurde, ebenfalls getroffen worden und mit allem, was in ihr war, abgebrannt sei. Danach wohnte der alte Letsch in einer hölzernen Baracke, die er sich auf das Grundstück hatte stellen lassen, wusch sich unter der Wasserpumpe und wurde mit seinem Vollbart, mit Sandalen zu jeder Jahreszeit, Rucksack und Stock, von B. zuweilen in der Unterstadt gesehen, wo er beim Metzger Schempp einkaufte. Er war, als er starb, 103 Jahre alt.

So also der alte Letsch, Emanuel; anders aber der junge Letsch, Maximilian, sein einziger Sohn (von nun an L. genannt). Von ihm hörte B., dass er in Rom gelebt und gelehrt habe und in Rastatt in einem langen schwarzen Talar aufgetreten sei; dass er ein feiner, vornehmer Mensch gewesen sei; dass er geglaubt habe, dass seine Familie vom polnischen Königshaus abstamme, weshalb er ein diesbezügliches bronzenes Wappen am Torpfosten anbringen ließ, das B. noch selber gesehen hat; dass er deshalb auch versucht habe, in Rom in den Malteserorden aufgenommen zu werden. Und dass er homosexuell gewesen und mehrmals mit dem damaligen § 175 StGB in Konflikt gekommen, auch ins Gefängnis gekommen sei.

Selbstporträt oder: Von Rastatt nach Rom

Gesehen hat B. den L. seines Wissens nie; aber er hat früh etwas von ihm gelesen, nämlich das, was L. 1958 in einer Festschrift des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt schrieb. (In ihr hieß es von ihm auch, dass er Schriftsteller sei und 1925 an dieser Schule das Abitur abgelegt habe.) B., der als Quintaner in ihr aufgeführt wurde, hatte einen solchen Ton noch nie gehört:

„Kindheit in Rastatt wird von zwei großen Zeichen begleitet: dem Rhein und dem Schwarzwald. Bei Westwind drang das dumpfe Nebelhorn der langsamen Rheinschiffe bis in den Frühschlaf der Wintermorgen, und all die vielen feuchten Gründe um die Stadt, ja nahe am Haus, führten letztlich zum großen Strom hin. Einst hatte sich das mächtige Wasser in tausend Armen in die Niederung verbreitet und kam den Bächen der Berge auf halbem Wege entgegen. Die ungebändigte Murg umfloß vor Zeiten das alte Rastatt auf seinem Hügel von allen Seiten. Letzte Reste der früher zahllosen Wildwasser in Auen und Wäldern im Westen und Nordwesten der Stadt spiegeln sich noch in frühesten Kindheitserinnerungen. – Drau-

BLB Karlsruhe

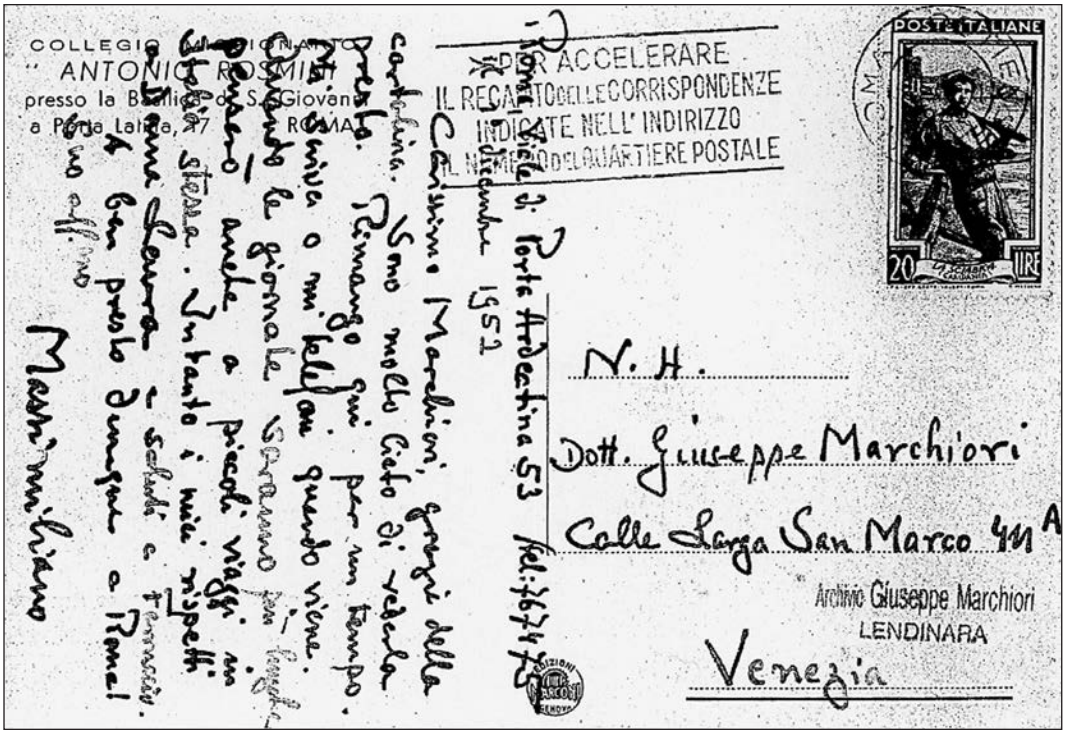
BLB Karlsruhe

ßen auf den Fluten des Rheins, die von versunkenen Waffen und Schätzen glitzerten, schwebten dem Kind, wie Sagen, die Geschichte des Reichs und der Römer, die in dem Strome widerglänzt. – Und im Osten und Südosten standen als klare Wächter die Berge."[1]

Aber Rastatt war (was das Kind noch nicht wissen konnte) ein Vorspiel nur und eine Vorahnung von Rom. In der Schule las man die Werke der antiken Dichter und sah man, wenigstens in Abgüssen, die der antiken Künstler; in der Schlosskirche, gerade gegenüber, sah man Bilder von heiligen Menschen und heiligen Dingen, die in Rom beheimatet waren. „Alles führte auf eine idealische Roma Aeterna hin, Ursprung und Bewahrerin des abendländischen Geistes. Wie sollte sich das junge Herz nicht da hinunter sehnen?"[2]

Die Sehnsucht sollte sich erfüllen; denn, so der Autor im Dialog mit sich selbst, „das Leben, das tätige, brachte dich hinab. Dort sahst du dann die Goldorangen im dunklen Laub, spürtest den sanften Wind vom blauen Himmel wehn."[3] Dort traf er auch auf die Piaristen, die Gründer seiner alten Schule, und musste sich „mit lateinischen Sätzen im uralten Gästebuch eintragen, und Rastatt und Rom verknüpften sich wieder in Vorspiel und Antwort"[4]. Und dort erfuhr er, was er daheim nur erst erahnt hatte. „Von deinem Fenster in Rom sahst du den klaren Bergumriß von Horazens Soracte."[5] Noch nicht genug. „Von deinem Fenster hoch von Monte Artemisio, dem Berg der Artemis, wo du tätig jahrelang lebtest, geht der Blick vom Albanergebirge über den weiten Agro Pontino zum Meer."[6]

Derart hat L. in seinem Bericht immer wieder, wenn auch undeutlich und dunkel, verwiesen auf das, was er in Rom tat, was ihn dort hielt – wobei er, bemerkenswerterweise, auch berichtet, dass er aus der „Hölle der Cassino-Front verwundet entkommen"[7] und in einem „Feldlazarett vor den Toren Roms"[8] erwacht sei und erfahren habe, dass der Ort San Alessandro heiße, nämlich nach dem Papst, der zugleich der Patron der heimatlichen Pfarrkirche war. „Ward so dem Rastatter der römische Boden nicht Heimat? … rettend und glückbringend?"[9] Aber auch in Rom scheint L. nicht



Postkarte an Giuseppe Marchiori (Rom, 1. 12. 1952)

gefunden zu haben, was er schon in Rastatt suchte; denn sonst hätte er sich, am Ende seines Berichts, nicht selbst die Frage gestellt: „Wo werden dich, Ulysses vivus et irrequietus, die Wogen noch hintragen? Wo wird dein Ithaka sein?“[10] L., der längst nicht mehr der Jüngste war, wusste es immer noch nicht.

Der Philologe

Dieser Beitrag zur Festschrift der Schule war, wie gesagt und wie gezeigt, auf einen hohen Ton gestimmt, der aufhorchen ließ; doch dass sich L. nicht nur auf ihn, sondern auch auf sein Handwerk verstand, bewies er am selben Ort mit einer langen Abhandlung über die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit der Professoren des Rastatter Gymnasiums (die sich oft in dessen gedruckten Jahresberichten niederschlug, die L., zu seiner Freude, zuweilen „in großen Bibliotheken des Auslandes“[11] wiederfand). Seine Abhandlung ist, mit allen ihren bio- und bibliographischen Einzelheiten, ein kleines Meisterstück.

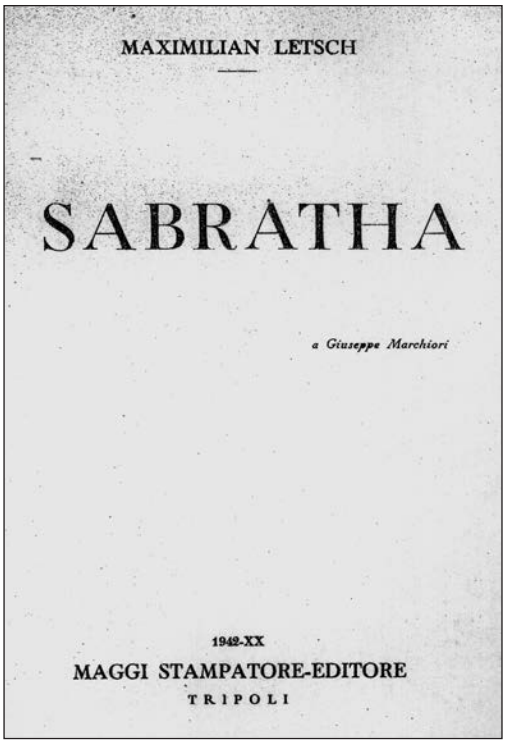
Von überaus gründlicher und genauer philologischer Arbeit zeugt auch schon ein Aufsatz, der 1940 im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ erschien und den Mitarbeitern der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung“[12] galt; von ihr zeugen auch die beiden Aufsätze, die dem Kreis um Wilhelm von Humboldt gewidmet sind: der eine erschien 1940 in „Mein Heimatland“, der andere 1947 in der Zeitschrift „Das goldene Tor“, die von Alfred Döblin herausgegeben wurde. Im selben Jahr gab der Verlag C. F. Müller in Karlsruhe eine Auswahl aus den alemannischen Gedichten von Johann Peter Hebel heraus, die L. besorgt und mit einem Nachwort sowie mit einem umfangreichen Wörter-, Orts- und Namensverzeichnis versehen hatte. Die „Badische Heimat“ brachte 1956 noch einen Aufsatz über die Nachkommen des Türkenlouis, in dem der Verfasser seine sehr subtilen genealogischen Kenntnisse ausbreitete. Und noch einmal, nahezu zum letzten Mal meldete sich L. zu Wort: wiederum in der „Badischen Heimat“, und zwar in einem Sonderheft über Heidelberg, das 1963 erschien. Von dieser Stadt, vielmehr von ihrer

Bedeutung für die Kunst und die Literatur, handelt dann auch das, was er hier schrieb; wie immer gründlich und genau beschrieb. Aber es handelt auch von vielen anderen Dingen, indem der Autor nämlich mehrfach ins allgemein Philologische und Philosophische abschweift – und dennoch nicht den Boden unter den Füßen verliert; indem er nämlich nicht nur Horaz und Petrarca, Shakespeare, Goethe, Hölderlin und Fontane im Original zitiert, sondern auch Marx, Baudelaire, Proust und Teilhard de Chardin. Wahrlich ein weiter Horizont!

Und schließlich handelt das, was er hier schrieb, auch von ihm selbst; so etwa, wenn er sagt: „Jeder muß mit seiner Vergangenheit fertig werden, so gut er kann.“[13] Und mehr noch, wenn er von einem jungen Menschen spricht, der in längst vergangenen Zeiten als Student in die genannte Stadt kam: er war „schon von zu Hause aus von einem Bilde Heidelbergs, einer Imago, erfüllt. (…) Diese Imago brachte der junge Mensch schon mit nach Heidelberg, und in der Blüte seines Lebens suchte er die Stätten auf, die er schon von fern gekannt, und Verse, altbekannte, drängten sich ihm auf die Lippen und erhöhten sein Dasein und sein neues, eigenes Jugendleben ließ ihn die Stätten und die Verse in neuem Lichte, mit neuem Verständnis sehen. (…) So steigerten sich dem jungen Studenten, der Heidelberg neu erlebte und nacherlebte, Anlaß und Erlebnis stets aufs neue, bis im Laufe der Jahre vielleicht eigene Verse, eigene geistige Leistung, eigene Erinnerungen ihn selbst in das große Erinnerungsbild Heidelberg als neues Mosaiksteinchen einfügten und ihn jenem um so enger verbanden.“[14]

Porträt und nochmals Selbstporträt

Ob L. selbst als Student in Heidelberg gelebt (und Verse gemacht) hat? Auf diese Frage, wie auf viele andere, gab er keine Antwort. Aber in seinem allerletzten Aufsatz – 1965 im „Ekkhart“ – gab er Auskunft nicht nur über den Dichter Otto Flake, mit dem er 30 Jahre lang, bis zu seinem Tod, bekannt und gar befreundet gewesen war; und den er dennoch so sah, wie er war, mit seinen Stärken und mit seinen Schwächen.[15] L. beschrieb, wie


MAXIMILIAN LETSCH

SABRATHA

a Giuseppe Marchiori

1942-XX

MAGGI STAMPATORE-EDITORE

TRIPOLI

Archivio Guiseppe Marchiori Lendinara

er Flake 1933 in Baden-Baden begegnete; und die vornehme Gesellschaft, in der er sich mit ihm bewegte, beschrieb er ebenfalls, als eine seither völlig versunkene Welt. Auch beschrieb er, wie er Flake im Kloster Lichtenthal einführte, wie er ihn ins Rastatter Schloß und zum barocken Schlosskonzert einlud, wie er ihm auf Anraten von Prof. Bruder, dem Leiter der Bibliothek im Rastatter Gymnasium, seltene Bücher beschaffte; und wie alle diese Anregungen in eines von Flakes Büchern eingingen. Ja sogar L. selber ging (wie ihm Marianne, die Frau Flakes, sagte[16]) in dieses Buch mit ein, nämlich – teilweise – in die Gestalt eines abgebrochenen, ziellos umherschweifenden Studenten namens Anselm, der „im schlimmsten Fall sein tägliches Brot durch Artikel zusammenschrieb und zwischendurch ein Gedicht machte“[17]; der aber dabei das Gefühl nicht loswurde, „dass er nicht so lebe, wie es seiner Bestimmung entsprach“[18]. Auch weiterhin ging L. dem Schriftsteller zur Hand, „brachte ihm Bücher, alte Stiche, Stammtafeln, alte und neue Literatur. So schuf er schließlich das

große Türkenlouisbuch, eine klassische Biographie und das Gemälde einer Zeit."[19]

L. gab also, wie angedeutet, Auskunft nicht nur über Flake, sondern auch über sich selbst; so auch, wenn er vom „Badischen Hof" in Baden-Baden als von „meiner zweiten Heimat"[20] sprach oder, später, von „meinen seltenen Urlauben aus Garnisonen und aus dem Felde"[21]; oder davon, dass er sich in Rom mit dem Philosophen Jacques Maritain[22] unterhalten habe. Aber über sich selbst sprach er noch dann, wenn er über Flake sprach, wenn er sich gleichsam in ihm spiegelte. Wie Flake war wohl L. selbst „voll lebendigen Geistes, unruhig, immer Neues entdeckend, immer vorwärts dringend, sich wandelnd, sich verbergend und sich offenbarend"[23]; und wenn L. ihn als „Ahasver den Ruhelosen"[24] bezeichnete, dem es verwehrt war, „festen Fuß zu fassen"[25] – dann mag er an sich selbst gedacht haben; an den Odysseus, der sein Ithaka noch nicht gefunden hatte, und niemals finden sollte. „Nirgends haften die unsichern Sohlen."[26]

Der Poet

Mit den Dichtern, den lebenden und den toten, verstand sich L. deshalb so gut, weil er – wie sein hoher Ton schon vermuten ließ – im Grunde selber einer war; mit Gedichten fing er an. Doch blieb von ihnen nicht viel mehr erhalten als „Die Himmelszeichen", die er im Mai 1935 niederschrieb und im Juni desselben Jahres im Handsatz herstellen und in 150 Exemplaren abziehen ließ (und zwar „in der Werkstätte der Buchdruckerei Rastatter Zeitung").[27] Es sind sieben Gedichte, für jeden Wochentag eins, und jedes ist unter einen eigenen Planeten gestellt. Eine Reihe von klassischen Zitaten und ein einleitendes Gedicht gehen ihnen voraus; dann beginnen sie mit Sol, der Sonne, und dem Sonntag:

Wandelnd in deiner Last
Musst du mich nähren
Frucht muss dein Mittagsglast
glühend gebären
Leben durch dich entfacht
schwelend vermehren
ich muss die tosende Pracht
duldend verehren

Der Ton, der in diesen Gedichten, in allen ihren Härten und Brüchen an- oder eher nachklingt, ist der von Stefan George (der übrigens in Heidelberg, wo er lange lebte, viele Anhänger und Jünger hatte). An ihn erinnern auch die drei „Hirtengesänge", die L. in einem privaten Einblattdruck im selben Jahr in Rastatt erscheinen ließ; und sie tun es nun nicht nur durch ihren Ton, ihre sprachliche Form und Fügung, sondern auch durch das Thema, das sie derart darstellen, ja feiern: die Liebe, aber nicht die zum anderen Geschlecht. George hatte mit seinem Kult um Maximin, den jugendlichen Geliebten, die Richtung gewiesen und den Weg gebahnt, den L. mutig weiterging.

zu meines hirten schwankendem gefühl
gebt mir das feuer dass ich ihn entzünde
dass hingebettet auf des abhangs pfühl
ich ihm den großen sinn der lust verkünde

voll ehrfurcht vor der innig keuschen scheu
will ich den tempel seiner brust erschließen
er schenkt mir jeden meiner tage neu
den hellen tag den uns die götter ließen

sein herz das einfach ist wie eine sage
der zärtlichkeit genüge die mich speist
es gibt mir antwort ohne dass ich frage
wie es mich auf sein sanftes lächeln weist

Soviel nur, und nur als Beispiel.[28] Der hohe Ton – hier kam er her.

Aus finsteren Zeiten

Doch da gibt es noch etwas, was unter den anderen Werken, den philologischen oder poetischen, auffällt, ja aus ihnen herausfällt. Es ist das „Kriegstagebuch eines gefallenen französischen Soldaten", das, „besorgt von Sonderführer Letsch", im Februar 1941 in Frankfurt an der Oder gedruckt wurde.[29] Aus dem „Vorwort von Maximilian Letsch", das nur der Vorzugsausgabe beiliegt, lässt sich entnehmen, dass es sich um das Tagebuch eines französischen Unteroffiziers handelt, der am 10. Juli 1940, beim Übergang der Deut-

schen über die Aisne und den Ardennenkanal, sein Leben lassen mußte. Und warum wurde es veröffentlicht? Nicht, wie nur zu leicht zu denken wäre, um Haß zu schüren, sondern um Mitgefühl zu wecken. „Wie verwandt mutet uns deutschen Soldaten die seelische Haltung dieses einfachen französischen Soldaten im täglichen Leben oft an. So das schlichte, wortlose Hinnehmen der Gefahr, der großen

Visitenkarte des „Herzogs von Leciza“

Stunde, der selbstverständliche Widerwillen gegen jede unsaubere und feige Gesinnung, die tiefe, alles durchströmende Liebe zu Frau und Kind in der Heimat, die feindbewußte Angriffsstimmung dem augenblicklichen Waffengegner gegenüber, das unerschütterliche Pflichtgefühl.“[30] Veröffentlicht wurden diese Aufzeichnungen also als das „Zeugnis eines menschlichen Herzens, – eines aufrichtigen, treuen und tapferen Herzens auf der Feindseite, dem wir ritterliche Achtung schulden“[31].

Im Kontext von 1941 nehmen sich solche Worte seltsam aus, und mehr noch die, die der Bearbeiter einfach stehen ließ, ohne sie zu zensieren, ohne sich von ihnen zu distanzieren; Worte, die er selber niemals hätte sagen dürfen, ohne Leib und Leben aufs Spiel zu setzen. Bei Goebbels müsse man „immer das Gegenteil von dem meinen und denken, was er spricht“[32]; bei Hitler „stets auf alles gefasst sein“[33]; stets scheine er „neue Schandtaten auszuhecken“[34], gehe er mit „teuflischer Freude“[35] vor; von den „wahrhaft teuflischen Einfällen“[36] der Deutschen ist die Rede. Die „tollen Horden Hitlers“[37] sind „Hunnen“[38], „Schweine“[39].

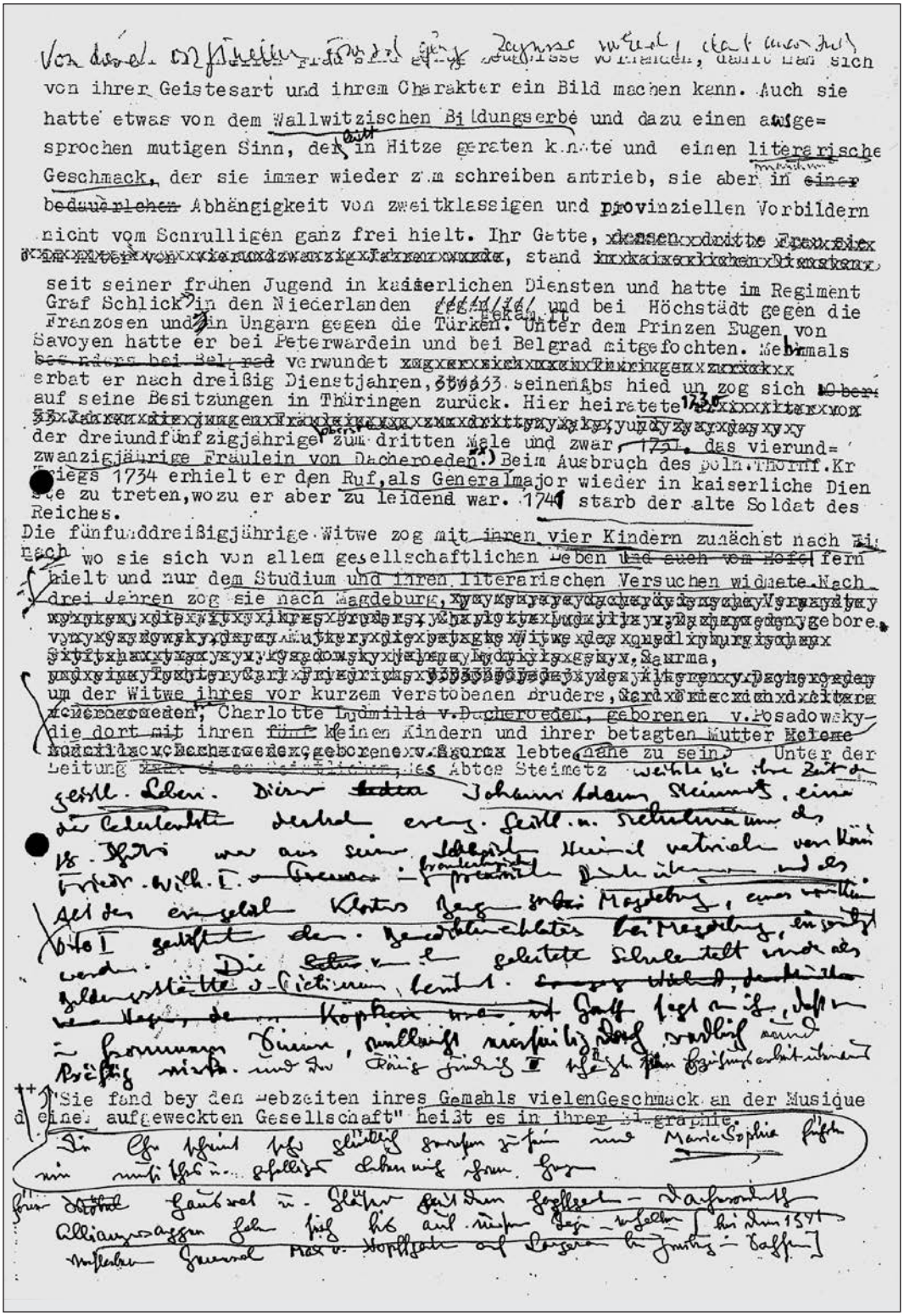
So mischt sich in dieses Tagebuch, das ansonsten die Erfolge der Deutschen und die Mißerfolge ihrer Gegner verzeichnet, ein eigenartiger Unterton. War das, was sich hier artikulierte, Widerspruch, gar Widerstand in der gerade noch möglichen Form? Kritik als Zitat, Zitat als Kritik?

Noch merkwürdiger mutet ein anderes Werk an, das ebenfalls im Krieg entstand und von der Stadt Sabratha handelt, die in Libyen liegt. L. beschrieb, wie sich diese Stadt unter den Phöniziern, Karthagern, Römern, Vandalen, Byzantinern und Arabern entwickelte, wie sie dann im Wüstensand versank und soeben erst wieder zutage trat, als „ein über die Jahrhunderte beredtes Beispiel des Geistes und menschlicher Leistung“[40]. Vielleicht hielt L. seiner eigenen Zeit, die nur sich selber kannte, die von ihrer Einzigartigkeit überzeugt war, hier einen Spiegel vor. Und vielleicht gehört auch der „ewig unruhig umherwandernde Schriftsteller und Rhetor Apuleius, jene merkwürdig schillernde Gestalt“[41], durch die Sabratha in die Literatur einging, zu den Gestalten, in denen L. sich spiegelte und wiederfand.

Soviel zu diesem Werk, und soviel schließlich über das ganze gedruckte Werk, hinter dem der, der es schuf, sonst fast verschwindet. Wer mag er gewesen sein?

Bruchstücke und Bruchstellen einer Biographie

Es war gar nicht leicht, den roten Faden dieses Lebens aufzunehmen und festzuhalten und ihn immer dann, wenn er abriß, wieder anzuknüpfen. Jedenfalls wurde *Maximilian Letsch* am 5. April 1906 in Rastatt geboren, und zwar als einziges Kind des Gärtners Emanuel Letsch und seiner Ehefrau Ida geb. Steinbach.[42] Er trat am 12. September 1916 in das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium ein und legte an ihm im Jahre 1925 das Abitur ab.[43] Dann ging er an die Universität in Freiburg, an der er im Sommersemester 1925 und im anschließenden Wintersemester katholische Theologie studierte; d. h. er war vom 27. April 1925 bis zum 14. Mai 1926 immatrikuliert. Am 2. April 1925 war er auch unter die Kandidaten der Theologie und ins Theologische Konvikt aufgenommen worden, bat aber schon am 23. November desselben Jahres um seine Ent-



Aus den Tegeler Exzerpten

lassung, „da ich mich aus Gesundheitsrücksichten dem Priesterberuf vorerst noch nicht gewachsen fühle. – Indem ich bitte, den Ausdruck meiner tiefsten Ehrerbietung und meines Gehorsams entgegennehmen zu geruhen, verbleibe ich eines hochwürdigsten erzbischöflichen Ordinariats ergebenster *Ernst Franz Bruno Maximilian Letsch,* Kandidat der Theologie."[44] Doch warum wechselte L. dann an die bischöfliche philosophisch-theologische Hochschule in Eichstätt? In ihrem Jahresbericht wird er, als einziger Badener, im Studienjahr 1925/26 unter den Kandidaten des

Maximilian Letsch
geb. 5. April 1906 in Rastatt

Einlegezettel (In: Johann Peter Hebel, Alemannische Gedichte)

philosophischen Kurses und im Studienjahr 1926/27 unter denen des 1. theologischen Kurses aufgeführt; in den Anmerkungen heißt es, dass er zu Beginn des Sommersemesters 1926 eingetreten und am 24. Juli 1927 ausgeschieden sei. (Nach dem Eichstätter Schematismus von 1927 war er einer der Alumnen des Priesterseminars und Priesteramtskandidat, sonderbarerweise für das Bistum Speyer.) Am 28. Oktober 1927 begann er in Heidelberg das Studium der Rechte, das er am 21. November 1930 beendete, vielmehr abbrach.[45] Offenbar war er entschlossen, als freier Schriftsteller zu leben; als solcher, und noch immer als stud. jur., erscheint er schon in „Kürschners Deutschem Literatur-Kalender" von 1934; als sein Pseudonym wird, nur dieses eine Mal, *Piccolomini* genannt, als seine Sachgebiete Politik, Völkerrecht, Geschichte, Buch- und Theaterkritik, Lyrik. In der nächsten Ausgabe von 1937/38 heißt es, dass er aus dem Lateinischen, Italienischen, Französischen und Englischen übersetze und in Rastatt wohne, nämlich im „Haus Letsch".[46]

In den dreißiger Jahren fuhr L. immer wieder nach Erfurt, um sich im Stadtarchiv, und nach Berlin, um sich im Humboldtschen Privatarchiv in Schloß Tegel umzusehen. Die Humboldtschen Nachfahren, mit denen er sich gut verstand, ließen ihn gern gewähren; er durfte nehmen, was er wollte, auch wenn er manches nur zögerlich zurückgab – oder vielleicht gar nicht. Blatt um Blatt füllte er mit großem, ja fast grenzenlosem Fleiß mit Extrakten und Exzerpten, von denen einiges erhalten blieb. Er hatte die Absicht, eine Biographie der Caroline von Humboldt zu schreiben, kam aber über Vorstufen und Vorstudien, die als Aufsätze erschienen, nicht hinaus.

Im März 1940 wurde L. zum Militärdienst einberufen und noch im selben Jahr mit dem Bau-Bataillon 55 im Westen und mit der 3. Infanterie-Division in der Heimat eingesetzt; dann, ab August 1941, mit der Nachschub-Kolonnen-Abteilung 909 im Afrikakorps (und, um schon einmal vorzugreifen, ab Mai 1944 mit dem Grenadier-Regiment 191 bei Cassino in Italien).

Irgendwann muß L. auch den bedeutenden Kunsthistoriker Giuseppe Marchiori kennengelernt haben, der abwechselnd in seiner Heimatstadt Lendinara bei Rovigo und in Venedig lebte. Ihm hat *Massimiliano* gelegentlich geschrieben[47], zuerst zusammen mit einem Freund, der, wie er in seinem ersten Brief vom 13. August 1942 hervorhob, „meine Freude verdoppelt". Am 12. September meldete er aus Rastatt, „Haus Letsch", dass er am nächsten Tag nach Berlin und am 19. nach Rom reise; und „am 25. werde ich – inschallah – in Taraboulous/el Gharb sein … und ich freue mich sehr, die Freunde wiederzusehen!". (Taraboulous ist Tripolis.[48]) Nach zwei Nachrichten vom Karfreitag 1944, und aus Rom, riß die Verbindung ab; warum, erklärte ein langer Brief, mit dem L. sie am 10. Juli 1947 wieder anknüpfte.

„Nachdem ich Euch in den ersten Tagen des Monats Mai 1944 verlassen hatte, machte ich für einen Tag Halt in Bologna, Florenz und Orvieto und hielt mich einige Tage in Rom auf, um meine römischen Freunde zu sehen – und um genau im Augenblick des Rückzugs beim Regiment in der Nähe von Gaëta anzu-

Wir beklagen das unerwartete Hinscheiden des verdienstvollen und liebenswerten Mitgliedes unserer Gesellschaft

Maximilian Letsch von Leczyca

Schriftsteller
5. 4. 1906 – 15. 5. 1972

Teut Andreas Riese

Vorsitzender der Goethegesellschaft Heidelberg

Die Trauerfeier findet statt heute, Donnerstag, 18. Mai 1972, 14 Uhr, in der Kapelle des Bergfriedhofes Heidelberg.

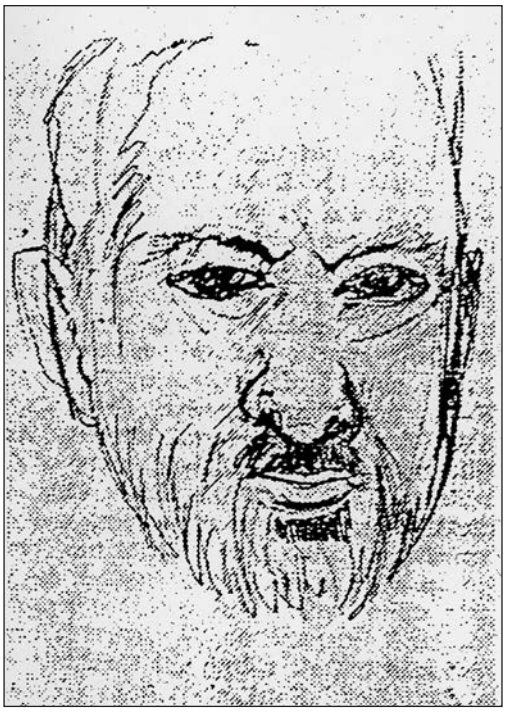
kommen. Während dieser Tage der Bewegung, einer letzten Anstrengung und der Angst wurde ich verletzt, ins Krankenhaus meiner Division in der Via Nomentana gebracht und von dort in meine Wohnung in Rom, wo ich vom Einzug der Alliierten überrascht wurde. Ich war ein Gefangener auf dem Bett meiner Wohnung und fuhr auf die eleganteste Art fort, täglich meine Freunde in meinem Salon zu empfangen. Aber schließlich brachten sie mich in ein Lager in der Nähe von Neapel und dann in die USA, nach Trinidad in Colorado, wo ich mit 2000 deutschen Offizieren ein Leben im Kloster, im Kaltbad, im Irrenhaus und im Krankenhaus führte.[49] Dieser Zauberberg[50] ist nicht zu beschreiben. Um mich in dieser illusionären Welt, die sie für uns schufen, nicht zu verlieren, hielt ich Vorträge über die Göttliche Komödie und die französische Literatur. Zwei Jahre … Nachdem der Krieg beendet war, mußten wir uns auf Landarbeit bei Farmern beschränken, eine sehr interessante und informative Zeit (die für mich nur zwei Monate dauerte). 1946 kehrte ich über San Francisco nach Europa zurück und kam, nach einem wenig schönen Aufenthalt in einem amerikanischen Lager in Frankreich, schließlich in Rastatt vor den Ruinen unseres völlig zerstörten Hauses an und vor dem Grundstück, das durch Bombardierungen und Kämpfe verwüstet ist. Aber mein achtzigjähriger Papa lebt noch und ist jünger als ich, und mit ihm – also mit uns – die treue Frau, die mich gekleidet hat, als ich ein Kind war. Sie leben sehr beengt und wenig gut. Aber wir sind dabei, zu arbeiten und den Garten wieder herzurichten. Ich auch! Für den Wiederaufbau des Hauses gibt es noch keine Hoffnung. Die Bibliothek mit mehreren tausend Bänden ist verbrannt, auch der größere Teil der Familienarchive und meiner Manuskripte. Es existieren noch einige Briefe von Caroline von Humboldt und Madame de Staël. Aber die Dokumente der Piasten, die Briefe der Orléans aus dem 18. Jahrhundert, Bücher, Bilder – alles verbrannt."[51]

Am 13. Oktober 1947 schrieb L., jetzt aus der Sibyllenstraße 4 in Rastatt, dass er demnächst nach Rom fahre und dort dann in der Villa Ruffo (via di villa Ruffo 27) auf dem Monte Pincio wohne; sein Gastgeber war Don Rufo Vincenzo Principe Ruffo, Principe della Scaletta, ein Fürst aus dem Hause Ruffo di Calabria.[52] Aus der Villa Ruffo kam, am 27. November, dann auch schon der nächste Brief, in dem L. schrieb: „Ich habe eine schwache Hoffnung, nach Italien zurückkehren zu können und in Rom zu bleiben und hier in Rom in einen religiösen Orden aufgenommen zu werden, sehr sympathisch. Wir werden sehen …" Das war nun ein neues, nein: eigentlich ein altes Ziel, das L. nunmehr erreichen wollte; und in der Tat nahm sein

Plan – wie er am 17. Dezember, immer noch aus der Villa Ruffo, verlauten ließ – immer konkretere Formen an.

Welcher Orden war gemeint? Kein anderer als der Souveräne Orden der Malteserritter, in den *Ernesto Enrico Massimiliano Letsch di Lecyza* am 17. März 1948 aufgenommen wurde; und zwar als sogenannter Justizritter der 1. Klasse, als welcher er eine förmliche Profeß ablegen musste – nach einem Noviziat, das er, wie am 1. Mai 1949 aus Rastatt an Marchiori schrieb, „in der Erzabtei Beuron verbracht" hatte. Deren Chronist notierte, in der Tat: „Auf besonderen Wunsch des hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. Burger verbrachte Herr *Maximilian Letsch-Lauschitz* aus Schlesien, Ordenskandidat des Malteser-Ordens, einige Monate in unserem Noviziat."[53] (Einer eigenen Liste zufolge hat L. auch aus Beuron Bücher entliehen und z. T. „nach Rastatt mitgenommen".) Weiterhin schrieb L. an Marchiori, noch immer im selben Brief, er „erwarte jetzt die Entscheidung des Großmeisters, um zu den einfachen Gelübden zugelassen zu werden. Ich wünsche mir sehr, dass es mir eines Tages möglich sein wird, Priester zu werden. Der Großmeister hat schon seine Zustimmung gegeben. Aber ich sehe die Möglichkeit noch nicht. Bis dahin möchte ich wenigstens ein guter Professritter sein."

Aber musste man, um Malteser zu werden, nicht adlige Ahnen[54] haben? Ja, und L. war sich sicher, dass er sie hatte. Nach einem Stammbaum, den er, *Maksymilian Letsch,* 1945 in Trinidad zeichnen ließ, stammte er in direkter Linie von den polnischen Herzögen ab, von denen wiederum die späteren polnischen Könige abstammten.[55] (Einer von ihnen, einer der letzten, war Stanislaus I. Leczinski, der in Nancy residierte.) Im Wörterverzeichnis zu den Gedichten Hebels führte L. 1947 das Wort „Letsch" für „Schlaufe" mit der Bemerkung an, dass es im Süddeutschen „auch als Geschlechtsname"[56] vorkäme. „Wenn nicht aus dem alemannischen Raum stammend, ist der Geschlechtsname Letsch aber anderer Herkunft."[57] Welcher, sagte er freilich nicht. Er ließ sich sogar Visitenkarten drucken, auf denen, schlicht und ergreifend, nichts anderes als *Il Duca di Leciza* stand; er war, wie er



Maximilian Letsch (Zeichnung: Marguerite von Beulwitz)

glaubte und glauben machte, kein anderer als der Herzog von Leciza; er, der Sohn eines Rastatter Gärtners.

„Malteserritter zu sein, ist keine alltägliche Sache. Und die Kunde, dass ein Rastatter dieser hohen Ehre teilhaftig ist, veranlasste uns" – nämlich die „Badischen Neuesten Nachrichten" – „bei Maximilian Letsch vorzusprechen, um aus seinem Munde die Gerüchte, denen die Rastatter selbstverständlich mit Skepsis begegneten, bestätigt zu erhalten."[58] Dem „momentan einzigen Rechtsritter Deutschlands", der, wie es hieß, „nur noch für seine zukünftige Ordensarbeit zu leben" schien, lag „die Wiedererrichtung einer Ordensniederlassung in Deutschland" am Herzen; außerdem war es, wie er sagte, „sein größter Wunsch, mit Hilfe der amerikanischen Magistralritter, in Rastatt ein Kinderhospital zu errichten". Die Zeitungsleute ließen sich von dem „etwa vierzigjährigen Mann mit rötlich-braunem Spitzbart" viele Dinge erzählen – „die Gewähr für deren Richtigkeit müssen wir allerdings Herrn Letsch überlassen". (Dazu gehörte vor allem die Behauptung, „dass schon im 14. und

15. Jahrhundert zwei Mitglieder der Familie Letsch Priore für Österreich-Böhmen gewesen seien“.)

Eine Postkarte, die L. am 1. Januar 1952 aus der Abtei Oelenberg am Oberrhein, einem Kloster der Trappisten, an Marchiori schrieb, trug, außer der französischen, auch eine Briefmarke des „Sovrano Militare Ordine di Malta“; eine Marke, die das Kastell von Tripolis zeigte, das L. noch vor zehn Jahren mit eigenen Augen gesehen hatte.

Doch auch diese Zeit, vielleicht die schönste in L.s Leben, ging zu Ende, als ihn der Orden am 8. November 1952 aus seinen Reihen ausschloß.[59] An Marchiori hat er, wie es scheint, nur noch dreimal geschrieben: zuletzt, am 22. September 1954, eine Postkarte aus Straßburg, erstmals mit der Unterschrift *Maximilien Letsch de Leczyca.* Das letzte Wort ist fast unleserlich.[60] Aus Velletri, das unweit von Rom in den Albaner Bergen und auf einem Ausläufer des Monte Artemisio[61] liegt, schrieb L. am 21. April 1955 an eine Bekannte in Rastatt mit dem Wunsch, dass „der Frühling, der in Rastatt nicht weniger beglückend ist, als hier, alle Erschwernisse des Winters ohnmächtig machen“ möge.

Mit seiner alten Schule in Rastatt war L. immer in Verbindung geblieben; vor allem ihre Bibliothek hatte es ihm angetan. Aber welchen Gebrauch er dank der Großzügigkeit von Prof. Max Bruder (von dem schon die Rede war) von ihr gemacht hatte, stellte dessen Nachfolger Prof. Max Weber mit Schrecken fest; weshalb er Ende 1951, in Abwesenheit von L., eine Rückführung der entliehenen Werke veranlasste. Es handelte sich um rund 400 Bände hauptsächlich literarischer, historischer und genealogischer Art; Bücher, die im 19., 18., 17., ja sogar 16. Jahrhundert gedruckt worden waren und die ein Bibliothekar nicht aus den Händen geben, ja nicht einmal aus den Augen lassen sollte.

Weber war sich nicht so sicher, dass alles, was L. entliehen hatte, zurückgekommen war; und so wandte er sich am 15. Mai 1965 nochmals an die Direktion der Schule. Jetzt, so meinte er, müsse man zugreifen, denn, wie er erfahren habe, „sollen Veränderungen im Haushalt Letsch bevorstehen“. Aber es scheint sich nichts mehr gefunden zu haben.[62]

L. hat in jenen Jahren fast keine Spuren hinterlassen; allenfalls in den Akten der Justiz (die aber auch nicht mehr erhalten sind). In Rastatt erinnert man sich noch daran, dass er sich am nahen Bahnhof seine Opfer suchte, mit denen er dann etwas tat, was ihn vor Gericht und ins Gefängnis brachte, vielmehr ins Zuchthaus nach Bruchsal; etwas, wofür er sich heutzutage nicht einmal mehr schämen müsste, womit er sich vielmehr öffentlich brüsten könnte.

Am 10. Juli 1969 zog L. von Bruchsal (Obergrombacher Straße 20) nach Heidelberg, wo er unterhalb des Philosophenwegs und unweit der Alten Brücke (nämlich in der Neuenheimer Landstraße 12) ein Gartenhaus fand, in dem er wohnen, schreiben und sich mit gleichgesinnten Freunden treffen konnte. In der Heidelberger Goethe-Gesellschaft trat er mit Vorträgen hervor, deren letzter „André Gides Blick auf Goethe“ galt. Aber seinen Frieden konnte er auch hier nicht finden, auch hier nicht zufrieden sein. „Die zermürbende Ansammlung unveröffentlichter Arbeiten in seinen Schubladen begann an seinem Lebensmut zu zehren und wurde schließlich die Ursache eines schleichenden Herzleidens, dem er (…) zur Bestürzung seiner Freunde unerwartet erlag.“[63] Er starb am 15. Mai 1972 und wurde am 18. Mai auf dem Heidelberger Bergfriedhof[64] bestattet – unter dem Namen *Maximilian Letsch von Leczyca* und als angeblich „letzter Nachkomme eines verarmten polnischen Fürstengeschlechts“[65]. Sein Nachlaß, den niemand übernehmen wollte, wurde gerichtlich „abgewickelt“, also wohl verschleudert und verstreut. Die Grabstätte wurde am 7. Mai 1998 aufgelöst.

Bibliographie

* Anima. Sammlung deutscher Verse. Rastatt 1932. – (Heidelberg: Wolff in Komm.).

* Die Wiederkunft des Ganymed. 1932. – Gedichte.

* Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden. 1933.

* Veröffentlichungen 1927–1934. Rastatt 1934. – (Rastatter Zeitung).

* speise der einsamkeit. 5 Gedichte. Rastatt 1935. – „als hs. gedruckt“ (Rastatter Zeitung).

+ Himmelszeichen. Rastatt 1935. – „Als Privat-Druck herausgegeben“ (Rastatter Zeitung).

+ Drei der Hirtengesänge. Rastatt 1935. – „Priv. Einblattdruck“.

+ Die Mitarbeiter der Erfurtischen Gelehrten Zeitung. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 57 (1940), S. 1–15.

+ Die Humboldts in Heidelberg. In: Mein Heimatland 7 (1940), S. 110–114.

+ Kriegstagebuch eines gefallenen französischen Soldaten. Frankfurt an der Oder 1941. – „Als Handschrift gedruckt“. – „Vorzugsausgabe. Fünfzig Stück auf holzfreiem Papier. Mit Vorwort von Maximilian Letsch“.

* Die spanische Mauer von Tripolis/Le mura spagnuole di Tripoli. 1942.

+ Sabratha. Tripolis 1942.

* Wandlungen. 1943. – Gedichte.

+ Der junge Wilhelm von Humboldt und die thüringischen Freunde. Mit unveröffentlichten Briefen der Zeit. In: Das goldene Tor 2 (1947), S. 769–779.

+ Johann Peter Hebel, Alemannische Gedichte. Karlsruhe 1947. – „Auswahl, Nachwort und Alemannisches Wörter-, Orts- und Namenverzeichnis von Maximilian Letsch“.

+ Die Nachkommen des Türkenlouis. In: Badische Heimat 36 (1956), S. 44–47.

+ Die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit der Professoren des Rastatter Gymnasiums. In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. Rastatt 1958, S. 175–195.

+ Pietas (Romerlebnis eines Rastatter Gymnasiasten). Ebd. S. 261–266.

+ Die Vergangenheit, o du Teilhaber meiner Leiden. In: Badische Heimat 43 (1963), S. 10–23.

+ Erinnerung an Otto Flake. In: Ekkhart 1965, S. 146–154.

*(Die mit + bezeichneten Titel lagen dem Verf. vor, während die mit * bezeichneten nur bibliographisch ermittelt wurden, aber nirgends mehr vorhanden zu sein scheinen.)*

Dank

Hier sind, dem Lebenslauf von L. folgend, diejenigen Institutionen und Personen zu nennen, ohne deren Hilfe dieser Aufsatz nicht hätte geschrieben werden können: Stadtarchiv Rastatt (Wolfgang Reiß); Historische Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium (Hans Heid); Universitätsarchiv Freiburg (Alexander Zahoransky); Erzbischöfliches Archiv Freiburg (Dr. Christoph Schmider); Diözesanarchiv Eichstätt (Dr. Bruno Lengenfelder); Universitätsarchiv Heidelberg (Dr. Ewald Keßler); Deutsche Dienststelle/WASt Berlin (Herr Rettig); Biblioteca Comunale „Gaetano Baccari“ Lendinara (Dott. Pier Luigi Bagatin); Erzabtei Beuron (P. Placidus Kuhlkamp OSB); Gran Magistero del Sovrano Militare Ordine di Malta/Il Conservatore degli Archivi e della Biblioteca dei Palazzi Magistrale (Valeria Maria Leonardi u. a.); Curia Generalizia dell'Istituto della Carità/Rosminiani (Fr. Domenico Mariani IC); Badische Neueste Nachrichten, Karlsruhe; Stadtarchiv Baden-Baden (Jutta Fabritius); Stadtarchiv Bruchsal (Thomas Moos); Justizvollzugsanstalt Bruchsal (Frau Gramlich); Landeskriminalamt Baden-Württemberg (Peter Huth); Generallandesarchiv Karlsruhe (Prof. Dr. Konrad Krimm); Stadtarchiv Heidelberg (Diana Weber); Goethe-Gesellschaft Heidelberg (Dr. Letizia Mancino-Cremer); Notariat 1 Heidelberg/Nachlassgericht (Frau Bernhard-Matzke); Universitätsbibliothek Heidelberg/Handschriftenabteilung (Ludwig Ries); Landschaftsamt Heidelberg/Abt. Friedhofswesen (Herr Lauterbach); Badische Landesbibliothek Karlsruhe; Dr. Udo von der Burg, Dortmund; Annemarie von Löw, Heidelberg; Michaela von Beulwitz, Karlsruhe; Bürgerinnen und Bürger von Rastatt, u. a. Ingrid Augenstein, Dr. Erwin Butz †, Martha Degler, Anna-Maria Dorff, Elsa Fink, Rosa Huck †, Inge Kiefer, Karl E. Küpper †, Erika Oechsler, Rosa Siebert †, Hermann Stimmler, Brigitte Weber und Eckart-Lutz Weber †, Erika Weßbecher, Klaus Ziegler; Beate Weisbarth. Ihnen allen sei aufs herzlichste gedankt.[66]

Schluss

Wenn man B., als er die Suche nach den Spuren von L. aufnahm, gesagt hätte, was er finden würde – er hätte es nicht geglaubt. (Obwohl er schon andere, ähnlich bizarre Biographien aufgeschrieben hat.[67]) Freilich erinnert er sich, den angeführten Nachruf in seiner Rastatter Fassung gelesen und sich gefragt zu haben, wie L. so weit kommen, nein: so weit hinter sich selber zurückbleiben konnte. Schuld trug auch die Zeit, in der er lebte; und die ihm Grenzen setzte, an denen er scheitern musste. „Man wählt sich seine Zeit nicht aus“[68] hatte ihm Flake schon 1937 ins Stammbuch geschrieben.

Es ist kaum glaublich, dass ein solches Leben gelebt wurde, mit solchen Umbrüchen und Umschwüngen, mit solchen Höhen und Tiefen, und über drei Kontinente hinweg; und ohne dass diejenigen, die L. kannten oder zu kennen glaubten, etwas davon wussten. Er war allen und sich selbst ein Rätsel; einer von denen, die es weit hätten bringen können, aber scheiterten; und von denen deshalb keiner spricht. Man mag sie bedauern, vielleicht auch belächeln; aber vergessen sollte man sie nicht.[69]

Anmerkungen

1 Letsch, Pietas S. 261. – Zu den in den Anmerkungen abgekürzt zitierten Titeln vgl. die Bibliographie.

2 Ebd. S. 262.
3 Ebd.
4 Ebd. S. 264.
5 Ebd. S. 263.
6 Ebd. S. 266.
7 Ebd. S. 265.
8 Ebd.
9 Ebd.
10 Ebd. S. 266.
11 Letsch, Die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit S. 176.
12 L. hatte, wie er (Die Mitarbeiter S. 4) schreibt, in einem in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin bewahrten Exemplar dieser Zeitung handschriftliche Randbemerkungen entdeckt, mit deren Hilfe sich die Mitarbeiter identifizieren ließen.
13 Letsch, Die Vergangenheit S. 10.
14 Ebd. S. 13 f. – In der Vorlage fälschlich: „verband".
15 Aus dieser Freundschaft entstand auch die „Reihe meiner über Flake veröffentlichten Aufsätze, in denen ich ihn deutete und rühmte" (Letsch, Erinnerung S. 146); die meisten von ihnen erschienen, wie L. schreibt, in Zeitungen, einer aber auch in der „Neuen Rundschau", die Flake für L. „öffnete" (ebd. S. 150). Es scheint jedoch, dass auch diese Angabe nicht zutrifft; jedenfalls hat sich weder in der „Neuen Rundschau" selber noch in den einschlägigen Bibliographien eine solche Besprechung finden lassen (vgl. z. B. Bibliographie der Rezensionen 58 [1934], S. 187).
16 Ebd. S. 151.
17 Otto Flake, Die junge Monthiver. Roman. 12. Aufl. Berlin 1935, S. 213.
18 Ebd. S. 49.
19 Letsch, Erinnerung S. 151. – Flake hebt selber die „bemerkenswerte Bibliothek" des Gymnasiums hervor, die er „bei Abfassung dieses Buches vielfach neben der Landesbibliothek in Karlsruhe benutzt" habe; beiden schulde er Dank (Otto Flake, Türkenlouis. Gemälde einer Zeit. Berlin 1937, S. 397 bzw. 434). Aus dem „übriggebliebenen Material" entstand laut L. (a. a. O. S. 151) noch das Buch über „Große Damen des Barock" (Berlin 1939). – Umso seltsamer ist es, dass Flake in seinen sonst so detaillierten Erinnerungen (Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben. Gütersloh 1960, S. 440, 446, 558) zwar den einen oder anderen Rastatter erwähnt, aber L. mit keinem Wort; worüber L. in seinen Erinnerungen an Flake wiederum kein Wort verliert.
20 Letsch, Erinnerung S. 148.
21 Ebd. S. 152.
22 Ebd. S. 151.
23 Ebd. S. 146.
24 Ebd. S. 146.
25 Ebd. S. 151.
26 Ebd. S. 151.
27 Auf dem ersten Blatt erscheint lediglich ein M und unter ihm, spiegelbildlich, ein W – das eine für Maximilian Letsch und das andere für Walther Osterrieth, dem das Büchlein laut Druckvermerk gewidmet ist? (Osterrieth war später Oberlandesgerichtsrat in Freiburg; L. könnte ihm in seinem Heidelberger Jurastudium begegnet sein.) Das dem Verf. vorliegende Exemplar der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe hat, wie es scheint, Adolf von Grolman gehört und ist ihm, dem „großen Erkenner oberrheinischer Form", von „M. L." gewidmet worden; ihm, der im selben Jahr sein Buch über „Wesen und Wort am Oberrhein" herausgebracht hatte.
28 Dieser „fünfte der hirtengesänge" (die anderen sind der zweite und der letzte) fängt, wie hier zitiert, mit drei vierzeiligen Strophen an, gipfelt in einer mittleren, fünfzeiligen, und hört mit drei vierzeiligen Strophen auf.
29 Zum Sonderführer konnte befördert werden, wer keine eigentlich militärische Ausbildung genossen, aber sprachliche, technische oder medizinische Fähigkeiten vorzuweisen hatte; L. wird wohl als Dolmetscher verwendet worden sein.
30 Letsch, Kriegstagebuch (Vorwort o. S.).
31 Ebd.
32 Ebd. S. 10.
33 Ebd.
34 Ebd. S. 8.
35 Ebd. S. 15.
36 Ebd.
37 Ebd. S. 24.
38 Ebd. S. 20, 27, 29.
39 Ebd. S. 29.
40 Letsch, Sabratha S. 3.
41 Ebd. S. 4.
42 „Maximilian Letsch, geb. 5. April 1906 in Rastatt" steht auch auf einem kleinen gedruckten Zettel, der dem Hebel-Buch beiliegt. – Immer wieder war zu lesen und zu hören, dass der alte Letsch „Friedhofsgärtner" gewesen sei; doch wohl nur, weil er Gärtner war und beim Friedhof wohnte. Das 1½-stöckige Haus und der 50 a umfassende Garten, in dem es stand, waren freilich sein eigener, durchaus bedeutender Besitz (vgl. Erzbischöfliches Archiv Freiburg B2-32/195); also nicht etwa der der Stadt, die ihren Friedhofsgärtner auch kaum so komfortabel hätte wohnen lassen. Dass er in „Göthen-Anhalt" (recte: Köthen-Anhalt) geboren worden und 1895 nach Rastatt gekommen sei, wo er „das ihm heute noch gehörende Besitztum an der Karlsruher Straße neben dem Friedhof" erworben habe, steht in einem Artikel, der am 22. 9. 1956 in den „Badischen Neuesten Nachrichten" erschienen ist und den vermutlich L., der Sohn, verfasst hat („Geburtstagsbesuch bei einem Individualisten. Emanuel Letsch wird morgen 91 Jahre"). In ihm heißt es auch, dass Ida Steinbach, die Mutter, eine Schwester von Emil Steinbach (1849–1919) und Fritz Steinbach (1855–1916) gewesen sei; beide haben sich als Komponisten, vor allem aber als Dirigenten in die Musikgeschichte eingeschrieben.
43 Das „Verzeichnis derjenigen Schüler, die sich der Reifeprüfung zu unterziehen beabsichtigen", nämlich „am Schluß des Schuljahres 1924–25", führt ihn mit den folgenden Gesamtnoten auf: Betragen 1, Fleiß 2, Religion 2, Deutsch 1, Latein 3, Griechisch 4, Französisch 1, Englisch 2, Hebräisch 4, Mathematik 4, Physik 2, Geschichte 1, Philosophische Propädeutik 2, Gesang 2; als

Berufswahl ist „Theologie und Jus“ angegeben. – Vgl. auch den „Jahres-Bericht für das Schuljahr 1924–25“ (Rastatt 1925, S. 17).

44 Erzbischöfliches Archiv Freiburg B2-32/180. Laut Notenliste vom Sommersemester 1925 erhielt er an der Universität in Philosophie 2, Theolog. Propaedeutik 1, Kirchengeschichte –, Patrologie 2, Alttestamentl. Einleitung –; im Konvikt in Philosophie 3, Vortrag 2/3. Zu den 63 (!) Teilnehmern seines Kurses gehörten u. a. Hermann Schäufele, Karl Gnädinger und Otto Stegmüller. – Eine weitere Erwähnung findet sich im Hauptverzeichnis Studienjahr 1925/26, 1. Kurs (Erzbischöfliches Archiv Freiburg B2-32/195).

45 Mit Exmatrikulation zum Ende des Sommersemesters 1930, nachdem er im Winter 1929/30 und im Sommer 1930 schon von der Belegpflicht befreit gewesen war.

46 Weitere, ähnliche Angaben in den Ausgaben von 1939, 1943, 1949, 1952, 1958, 1963 und zuletzt 1967; ein Nekrolog ist nicht erschienen.

47 Das umfangreiche Archiv von Giuseppe Marchiori, das auch 16 Schreiben von L. (in italienischer Sprache) enthält, befindet sich in der Biblioteca Comunale „Gaetano Baccari“ in Lendinara. – Übersetzung der Zitate von Beate Weisbarth.

48 Das Büchlein über Sabratha trägt auf dem Titelblatt die gedruckte Widmung „a Giuseppe Marchiori“.

49 Nach einer Auskunft der Deutschen Dienststelle/WASt vom 8. 10. 2004 befand sich L. „am 18. 5. 1944 als Sonderführer (Leutnant) der Einheit Grenadier-Regiment 191 wegen einer am 13. 5. 1944 erlittenen Fußverletzung (Unfall) im Feldlazarett 171. Das Grenadier-Regiment 191 war zu diesem Zeitpunkt im Raum Cassino/Italien eingesetzt. In diesen Zeitraum fällt auch die 3. Schlacht um Monte Cassino (11.–18. 5. 1944). (…) Am 26. 5. 1944 wurde er nach Perugia verlegt und dort von den amerikanischen Streitkräften gefangengenommen. In den Original-Kriegsgefangenschaftsunterlagen ist noch (ohne Datum) vermerkt: Camp Trinidad/Colorado.“

50 Wohl eine Anspielung auf den gleichnamigen Roman von Thomas Mann.

51 Dasselbe berichtet, mit fast denselben Worten, eine Postkarte, die L. am 18. August 1947 an eine Dame aus der Familie von Heinz von Sydow nach Tegel schickte; wobei er erwähnte, dass er durch seine Urgrossmütter mit ihr „ein wenig verwandt“ sei.

52 Vgl. z. B. Gothaischer Genealogischer Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche. Gotha 1907, S. 425 f.

53 Chronik von Beuron, 1. und 2. Halbjahr 1948, S. 28. (Eigentlich war ein zweijähriges Noviziat vorgeschrieben.)

54 Vgl. Stanislaus J. Klimek, Im Zeichen des Kreuzes. Die anerkannten geistlichen Ritterorden. Stuttgart 1986, S. 22. – Roger Peyrefitte hat in seinem Buch „Malteser Ritter“ (Karlsruhe 1957, S. 54–59) die Szene beschrieben, die sich abspielte, als der berühmte neapolitanische Komiker Totò, immerhin ein Nachfahre der byzantinischen Kaiser, in den Orden aufgenommen werden wollte.

55 Genealogy of the Piasts/The Gens Leczensis/The Kings of Poland. According to the Documents and Genealogical Tablets of the Archives of the House of Letsch, Cartularium Lezense, and according to (…) drawn up by Maksymilian Letsch, Trinidad 1945.

56 Johann Peter Hebel, Alemannische Gedichte S. 175.

57 Ebd.

58 Rastatt hat einen Malteserritter. Gespräch mit Maximilian Letsch. Neuentwicklung des Ordens in Deutschland. Badische Neueste Nachrichten 167 (27. 11. 1948); daraus die folgenden Zitate.

59 Für diesen – ungewöhnlichen – Ausschluß war, trotz mehrfacher Nachfrage, eine Erklärung nicht zu erfahren; sie wird wohl entweder in L.s sehr zweifelhafter Abstammung oder aber in seiner sexuellen Neigung zu suchen sein. War L. etwa der Ritter, der, nach dem zuverlässigen Buch von Peyrefitte (Anm. 54; hier S. 87 f.), wegen damals sogenannter Sodomie ausgeschlossen wurde, und zwar aufgrund von Berichten u. a. des Bischofs von Straßburg und eines Kommandanten der französischen Besatzungstruppen in Deutschland? In Rastatt wird erzählt, dass sich L., in eben jenen Jahren, gelegentlich mit jungen französischen Soldaten eingelassen habe.

60 Marchiori, geboren 1901, ist erst 1982 gestorben.

61 Vgl. die diesbezügliche Angabe in „Pietas“ (Anm. 6).

62 Der hier herangezogene Briefwechsel und ein späterer, ebenfalls ergebnisloser über den Nachlaß von L. sowie die Listen liegen in den Akten der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt.

63 Lili Fehrle-Burger, Maximilian Letsch von Leczyca gestorben. In: Heidelberger Tageblatt, 18. 5. 1972, S. 23. – Diesen Nachruf hat Günther Imm (d. i. Heinz Bischof) wenig später fast wortwörtlich wiederholt, doch ohne seine Quelle zu nennen („Letzter Nachfahre eines Fürstengeschlechts“. Maximilian Letsch in Heidelberg gestorben. In: Badische Neueste Nachrichten, 23. 5. 1972, S. 7); allerdings fügte er noch einige Bemerkungen über L.s Herkunft hinzu und darüber, dass er „nirgendwo den richtigen Ruhepol fand, dass er getrieben wurde durch sein Leben, das Stete ihm fehlte, er in Abhängigkeiten geriet, die ihn oftmals in Bedrängnis und Konfliktsituationen brachten“.

64 Litera L Nr. 173.

65 Fehrle-Burger, a. a. O. – Eine Familie „von Leczyca“ kommt freilich in keinem der einschlägigen historischen oder genealogischen Werke vor. Allenfalls wäre daran zu denken, dass zu den vielen kleinen Residenzen, in denen ein Fürst aus der weitverzweigten Familie der Piasten mehr oder weniger unabhängig regierte, im 13. Jahrhundert auch Lecyca in der heutigen Woiwodschaft Lódz gehörte (vgl. A.-M.-H.-J. Stokvis, Manuel d'histoire, de généalogie et de chronologie de tous les états du globe, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Bd. 2. Nachdr. o. O. 1966, S. 347–350).

66 Die Korrespondenzen und sonstigen Materialien wurden abschließend in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt deponiert. – Der Verf. hat am 12. Oktober 2005 vor der „Badischen Heimat“ einen Vortrag über L. gehalten, und zwar aus-

drücklich in der Hoffnung, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die ihn noch kannten; was in erstaunlichem Maße gelang. So wurde berichtet, dass man L. in Rastatt häufig in Begleitung junger Männer sah, von denen einer der Schwiegersohn von André Gide gewesen sei; dass er maßgeschneiderte Hemden, u. a. aus Seide, bestellte, aber leider nicht bezahlte; dass er sich niemals in Gegenwart einer Dame hingesetzt hätte; dass er einer Rastatter Dame, obwohl sie evangelisch war, regelmäßig zum Namenstag gratulierte; u. v. a. m.

67 Vgl. z. B. Johannes Werner, Ein asketisches Leben. Über Ludwig Wittgenstein. In: Stimmen der Zeit 12/1983, S. 838–844; Von Kairo nach Salem oder Wer war P. Chrysostomus? In: Freiburger Diözesan-Archiv 114 (1994), S. 319–328; Aufstieg und Fall von Gustav (Raphael) Kögel. Zugleich ein Kapitel Karlsruher Hochschulgeschichte. In: Badische Heimat 1/1997, S. 97–108; Von Rastatt nach Weimar und weiter. Der Lebensweg des Dichters Bonafont. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 36 (1997), S. 151–158; „Father Oschwald" oder: Ein Hirt und seine Herde ziehen in die Neue Welt. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen 41 (1998), S. 192–197; Ein Hamilton in Hornberg. Randbemerkungen zu einem Buch von Wilhelm Hausenstein. In: Die Ortenau 79 (1999), S. 529–542; Einer, der nirgends blieb. Über Heinrich Hauser. In: Aus dem Antiquariat 4/2001, S. 209–215; Ein Schwarzwälder wird Pfarrer in Amerika oder: Umwege führen auch zum Ziel. In: Die Ortenau 81 (2001), S. 359–370; Von Baden nach Amerika. Weg und Irrweg des Ordenspriesters Joseph Albrecht. In: Freiburger Diözesan-Archiv 123 (2003), S. 109–123.

68 Letsch, Erinnerung S. 154.

69 In seinem berühmten Buch „The Quest for Corvo" (London 1952) hat A. J. A. Symons nicht nur die Spuren, sondern auch die Suche nach den Spuren eines Mannes nachgezeichnet, dem L. in vielem glich. Denn auch Frederick Rolfe, der sich – zu Recht, zu Unrecht? – Baron Corvo nannte, war Schriftsteller von nicht geringen Graden; hatte Priester werden wollen; lebte lange in Rom; und wurde durch seine homosexuelle Neigung aus der Bahn geworfen. Symons „konnte nicht aufhören, an jenen begabten und geistreichen Mann zu denken, den die Abirrung seines Wesens so tief hinabzog, dass er in Schande, Armut und in der Fremde starb" (S. 14; vgl. das erste Motto dieses Beitrags).

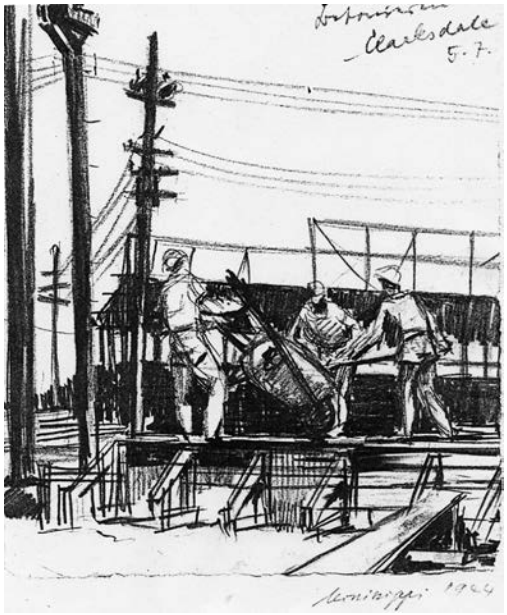
Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Christoph Schneider

Ein Leben … zeichnen

Zur Erinnerung an den im Oktober 2006 verstorbenen Freiburger Pädagogen und Zeichner Prof. Wilhelm Flamm

„Zeichnen ist vielerlei: Abbilden und Charakterisieren, Konkretion und Klärung, spontanes Sichäußern und sorgfältiges Erstellen, Vorbereitung von etwas, das anderweitig gemacht werden soll (…). Soll es aber beträchtlich sein im Sinne eines Kunstwerkes, dann muss es stets auch in seinem eigenen Interesse geschehen: Zeichen um des Zeichnen willen. Zeichnen ist so das Äußerste und das Innerste, das Erste und Letzte, Beginn aller künstlerischen Artikulation und zugleich höchstmögliche Verwesentlichung: des Werkes wie des Autors selbst (…). Zeichnung kann fast nichts und fast alles sein (…). Ob sie nach je ihren Möglichkeiten vollendet sei, vollendet selbst im Nichtbeendet sein, vollendet auch im flüchtig Transitorischen, vollendet im Höhenflug oder auch in einem nur bescheidenen Ansatz, das ist das Gewicht, mit dem sie wiegt." *(Franz Joseph van der Grinten, Zeichnen, in: Zeichnend, Hg. Klasse Brodwolf, Stuttgart, 1989)*



Bleistiftzeichnung auf Papier, Carlesdale/Mississippi, Ausbau des Kriegsgefangenenlagers (aus einem Skizzenbuch), 1944

Zeichnungen. Tausende einzelner Blätter und Dutzende durchnummerierte Skizzenbücher, dicke Blöcke und Hefte dokumentieren das über lange Jahre absolvierte tägliche Arbeitspensum und das große zeichnerische Spektrum im Werk von Wilhelm Flamm. Beeindruckend ist die fast programmatische Kontinuität im Zeichnen und das akribische Festhalten von alltäglichen Situationen und außergewöhnlichen Momenten eines langen Lebens.

Reiseskizzen. Gezeichnete Erinnerungen. Tagebücher mit Landschaften, Architektur und Menschen. Alltägliche Szenen. Diese Arbeit reflektiert eine über 70 Jahre dauernde zeichnerische Sicht auf die ganz persönliche Welt Wilhelm Flamms. Der Kulturraum Oberrhein, die Landschaften des Elsass' und Schwarzwaldes werden beim Durchblättern der vielen Zeichnungen immer wieder unterbrochen durch Eindrücke der weiten Reisen innerhalb Europas und noch weiter. Verbunden werden die bereisten Orte durch die Aneinanderreihung der Skizzen, die das Erlebte greifbar machen, zuordnen und durch ihre künstlerische Form vergleichbar machen. Immer wieder neu und doch bekannt wiederholen sich die Motive, die gewählten Ansichten trotz der formalen Änderungen in den Zeichnungen der Jahre.

Nahezu alle Zeichnungen und Skizzen sind vor Ort entstanden. Sie sind keine Erfindungen, aber auch keine Studien. Oft schnelle Skizzen, die mit wenigen Strichen angelegt wurden, und manchmal blieb auch Zeit für ausgearbeitete Fassungen. Und gerade wenn

Bleistiftzeichnung auf Papier, Miami, Straßenansicht (aus einem Skizzenbuch), 1945

Bleistiftzeichnung auf Papier, Weingarten, Innenansicht des barocken Langhauses mit Kanzel (erste Reise nach der Gefangenschaft nach Oberschwaben), 1947

sich Erinnerungen an frühere Zeiten im Kopf festsetzten, entstanden in den letzten Jahren auch Nachzeichnungen, die das vorhandene Bildmaterial illustrativ ergänzen. Einige ausgearbeitete Aquarelle und auch wenige Ölbilder findet man daneben, doch waren diese Techniken erklärtermaßen einfach zu zeitraubend. Der unmittelbaren schnellen zeichnerischen Umsetzung des Moments, einer Stimmung – akribisch abgebildet oder mit wenigen Strichen interpretierend festgehalten – galt Flamms künstlerisches Interesse.

Wilhelm Flamms zeichnerische Arbeitsweise entspricht im Grunde der eines Landschaftsmalers aus dem 19. Jahrhundert, der draußen vor der Natur den schnell wechselnden Eindruck der Welt im Wandel der atmosphärischen Bedingungen festhalten wollte. Zeichnung als Mittel, ohne größere Vorbereitungen bereit zu sein und das dem flüchtigen Eindruck weit entgegen kam. Spontan, unmittelbar, abkürzend in der Art der Niederschrift vermag die Zeichnung einer ersten Idee folgen.

„Zeichnen ist Weglassen! Ich habe beim eigenen Schaffen immer wieder versucht, mit wenigen Strichen auszukommen." Mit reduzierten Ausdrucksmitteln entwirft Flamm seine Zeichnungen im Wechsel dünner, breiter oder schwellender Striche mit Grafit, Kohle, Pinsel oder Feder. Verschiedene Papierqualitäten und Tönungen, auch wenig edles Papier wie Tapeten, Packpapier oder Zementsackpapier, ergeben Anreize der künstlerischen Auseinandersetzung.

Die Skizzen sind keine Vor- oder Nebenprodukte eines auf anderen Gebieten erfolgreichen Künstlers. Sie sind aus einer Leidenschaft zu Reise, Kunst und Natur entstanden und tief verwurzelt in persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, die nach vielen Aufenthalten im Ausland und auf langen Reisen sich immer wieder auf Freiburg und die Hügel des südlichen Schwarzwaldes fokussierten.

„Von Anfang habe ich meine Umgebung gezeichnet" sagte Flamm über seine schon früh autodidaktisch erworbenen Fähigkeiten, seine außergewöhnliche zeichnerische Begabung und berichtet von Kunstreisen mit dem Fahrrad als Schüler. Eigentlich waren es „Gewalttouren" in die nähere und weitere Umgebung Freiburgs, getrieben von dem Hunger nach

Rötelzeichnung auf Papier, Blick vom Feldberg nach Süden ins Jura und in die Alpen, 1953

Zeichnung, Filzstift auf Papier, Schwarzwald bei Urberg – Weg nach St. Blasien, 1980

neuen Motiven und der damit verbundenen Entdeckung des Abenteuers Leben.

„Als Student habe ich Radtouren gemacht, etwa zum oberschwäbischen Barock und dabei ein ganzes Buch voll gezeichnet. Oder eine 4-Tages-Tour im Elsass von Mulhouse bis Strasbourg. Ebenfalls ein Buch voll Skizzen ist da entstanden, dem später noch viele folgen sollten."

Krieg, Verwundung und Gefangenschaft bestimmen nachhaltig die Erinnerungen an die 40er Jahre. Nur das immer griffbereite Skizzenbuch hielt das Leben zusammen. „In verstärktem Maße habe ich in der amerikanischen Gefangenschaft gezeichnet: es gab viel Zeit und immer wieder etwas Neues. Ohne Fotoapparat – das war ohnehin verboten – habe ich alles zeichnerisch festgehalten, sozusagen als Bildberichterstatter. Ganze Serien eines Motivs aus dem engen Lagerleben, oder auch einer Landschaft oder Stadtansicht aus verschiedenen Blickwinkeln."

Wilhelm Flamm war ein Soldat, der die Verwüstungen und extremen Bedingungen von Russland und Nordafrika erfahren hatte. Er war aber auch Künstler, der seine Eindrücke zeichnerisch festhielt, wie etwa während der Kriegsgefangenschaft in Florida. „In Miami meldete ich mich freiwillig als Straßenkehrer", erinnert sich Flamm. „Da hatten wir 50 Minuten zu fegen und konnten dann 10 Minuten ausruhen. Diese Zeit nutzte ich immer zum Zeichnen und verschenkte gelegentlich diese Skizzen. Als meine Wächter darauf aufmerksam wurden, unterstützten sie mich und ermöglichten mir, 50 Minuten zu zeichnen und den Rest der Zeit zu arbeiten. So entstanden hunderte von Zeichnungen, die ich mit allem, was mir wertvoll schien, in Paketen nach Genf zum Roten Kreuz sandte, von wo aus ich sie zwei Jahre später nach Kriegsende zugeschickt erhielt. So wurde es jetzt – nach über 60 Jahren – möglich, zusammen mit diesem geretteten Material eine Wanderausstellung mit Werken deutscher Kriegsgefangener durch die USA zu organisieren."

Die Beschäftigung mit der eigenen Kultur und die Besinnung auf moralisch-ethische Werte gaben auch diesem Leben einen gewissen Sinn. Das kulturelle Leben im Lager wurde umfassend organisiert: für Theater, Lesungen und Konzerte wurden Veranstaltungsplakate, Bühnenbilder benötigt – und Karikaturen, Illustrationen zu Gedichten und Geschichten für die Lagerzeitung. Selbstverständlich übernahm Wilhelm Flamm diese Aufgaben mit großem Improvisationstalent handwerklich in professioneller Form.

Nach Krieg und Kriegsgefangenschaft kehrte Flamm 1946 nach Deutschland zurück. Freiburg und auch das Elternhaus waren schwer durch Bomben zerstört, sein Vater sehr krank. Es war eine schwere Zeit. Aber bald konnte sich Flamm seiner Ausbildung als Kunstlehrer zuwenden – zunächst in Freiburg, später in Karlsruhe.

„Das Zeichnen an der Akademie Karlsruhe bei Prof. Karl Hubbuch veränderte vorübergehend meinen zeichnerischen Stil. Beim Experimentieren mit einer Straffung der Linien, der Anlage von flächigen Grauwerten erkennt man sicher den Einfluss meines

Lehrers. Es war aber eher eine vorübergehende Phase, die sich aber nicht auf das Sujet und den Ausdruck im Ganzen auswirkte. Die Zeichnungen aus der Vorakademiezeit sind eigentlich nicht schlechter als solche aus der Studienzeit, denke ich. Dennoch möchte ich diese Zeit nicht missen!“

Noch in der Studienzeit bestätigt die Herausgabe einer Mappe mit 20 Lithografien „Städte und Dörfer Oberbadens“ auf Empfehlung Hubbuchs das große zeichnerische Potential Flamms. Bis in die 80er Jahre belegen zahlreiche Veröffentlichungen von Landschaftszeichnungen und Architekturansichten in regionalen Tageszeitungen (Badische Zeitung Freiburg, BNN Karlsruhe, FAZ) und Katalogen die Beliebtheit seiner akademischen Zeichnungen.

Das freie künstlerische Schaffen stand nicht im Vordergrund seiner Arbeit, was die eher geringe eigene Ausstellungstätigkeit zeigt. Einige regionale Einzelausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen sowie Aufträge für Wandmalereien vor allem in den 50er bis 70er Jahren dokumentieren seine künstlerische Arbeit in der Öffentlichkeit. Flamm fand vielmehr als Pädagoge, zunächst als Lehrer in der Schule bei der künstlerisch-handwerklichen Arbeit mit Schülern und später in der Hochschule im Rahmen der Lehrerausbildung, seine wirkliche Aufgabe. Zu dieser Zeit eher ungewöhnliche didaktische Methoden führte er in den Schulalltag der 50er Jahre ein – projektbezogene Lerneinheiten und häufig Gemeinschaftsarbeiten – weniger jedoch aus theoretisch-wissenschaftlichen Überlegungen, sondern mehr aus der Erkenntnis, dass die Anwendung und die Einbindung kreativer Arbeit in die Praxis die Schüler viel stärker motiviert. Beispielhaft hierfür stehen Schülerarbeiten im Bereich Gebrauchsgrafik. Plakate, die eine ganze Schulklasse aus Anlass der 850-Jahrfeier Freiburgs entwarf, wurden in einer Broschüre veröffentlicht und fanden so viel Anerkennung auch über die Schule hinaus. Im Augustinermuseum wurden damals Weihnachtskrippen ausgestellt, die Schüler im Unterricht aus Papier gebastelt hatten.

Kepler-Gymnasium, Freiburg, Schulklasse mit Papierkronen aus dem Kunstunterricht, ca. 1955

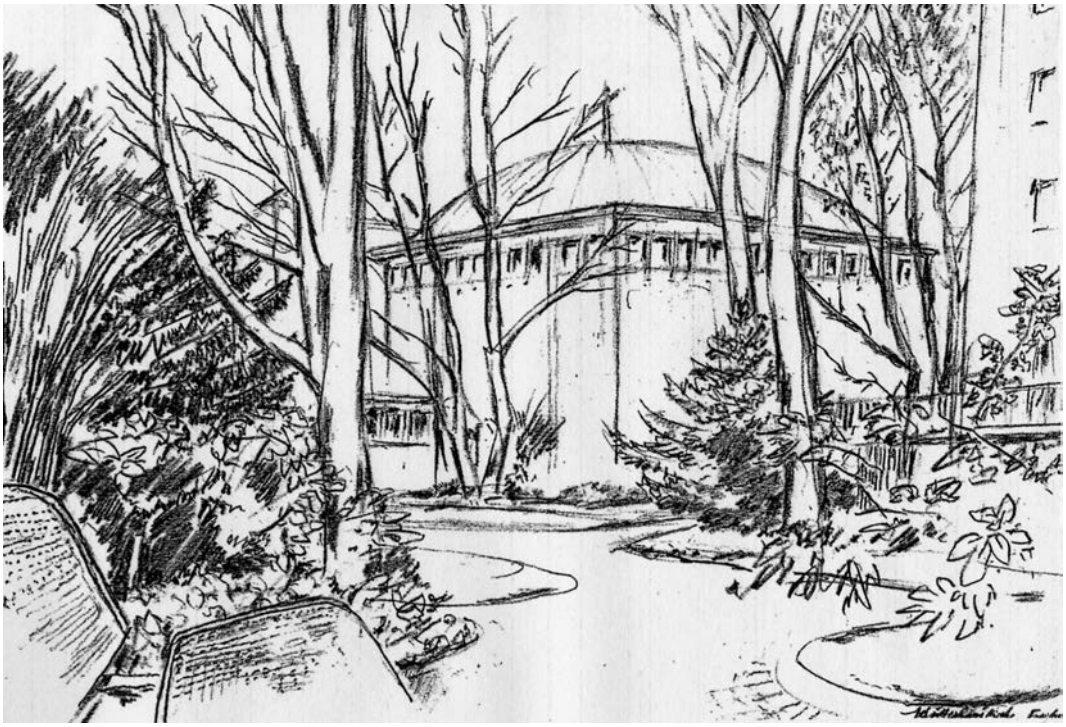
„Weil es in den 50er Jahren wenig gab, habe ich zusammen mit meinen Schülern im Kunstunterricht mit so genanntem Abfall oder billigem Material – alten Zeitungen, Karton oder Lehm – einfach experimentiert. Aus der anfänglichen Not der Improvisation heraus entwickelte sich eine ganz eigene Qualität des Gestaltens, die das kreative Potential einer solchen Aufgabenstellung deutlich zeigt. Hüte, ganze Kostüme entstanden aus Zeitungspapier – Königskronen wurden als dreidimensionale Gebilde mit ganz eigener Statik aus Pappstreifen gebogen und zusammengeklebt. Die Idee war entscheidend und natürlich die materialgerechte Ausführung. Und was mir auch sehr wichtig war, ich konnte darüber hinaus auch ein Gefühl für den Wert der Dinge, von Weggeworfenem oder Gefundenem vermitteln."

Mit diesem Werkansatz stand Flamm in guter künstlerisch-pädagogischer Tradition, denn er ist vergleichbar mit dem Lehrkonzept und Arbeitsweise am Bauhaus/Dessau. Insbesondere die Papierarbeiten beruhen auf den künstlerischen und didaktischen Prinzipien des modernen „basic design" der späten 20er Jahre am Dessauer Bauhaus. Dort wurden Fragen nach den dynamischen Kräften und Funktionen im Bereich Kunst durch Experimente mit struktureller Papierplastik behandelt. So konnte auch in der Schule mit einfachsten Mitteln Vorstellungen von möglichen Ordnungen und Raumkonstruktionen erarbeitet werden.

Zahlreiche kunstgeschichtliche Führungen in und um Freiburg belegen Flamms großes Engagement in der Erwachsenenbildung: als Professor auf Exkursionen mit Studenten der PH, aber auch außerhalb universitären Umfeldes reiste er als Leiter mit der Volkshochschule und kirchlichen Bildungswerken ab Mitte der 60er Jahre nach Frankreich, Italien, Griechenland, England, Jugoslawien, Marokko und Russland. Unterwegs zeichnete er und sprach über Kunst und Architektur.

Das Prinzip der Verbindung der eigenen künstlerischen Arbeit mit der Lehrtätigkeit an Schule und Hochschule bildete die Grundlage

Bleistiftzeichnung auf Papier, Rom, St. Giovanni in Laterano, 1966



Bleistiftzeichnung auf Papier, St. Carolushaus, Mutterhauskirche, 2005

seines Handelns. Nicht in der eigenen freien künstlerischen Entwicklung, sondern in der Vermittlung von Kunst – sehen und zeichnen – in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen lag der Schwerpunkt seines Wirkens. Und das zeichnete ihn aus.

Biografie

Wilhelm Flamm wurde 1920 im Schwarzwald, in Wittenschwand / Kreis Säckingen geboren. Er war Sohn des Postschaffners Andreas Flamm und seiner Ehefrau Karoline, beide aus Wyhl am Kaiserstuhl. Nach dem Umzug nach Freiburg besuchte er dort die Schule bis zum Abitur, das er als 19jähriger absolvierte. Im gleichen Jahr noch schlossen sich Arbeitsdienst und 1941 Wehrmacht an. Als Soldat wurde er nach Lothringen, in die Tschechoslowakei, nach Polen, Russland, Frankreich, Italien und Nordafrika in den Krieg geschickt. 1943 kam Flamm in amerikanische Kriegsgefangenschaft (Alabama, Mississippi, Florida) und wenige Jahre später in englische Gefangenschaft nach Schottland. Nach seiner Entlassung 1946 begann er im gleichen Jahr mit dem Pädagogikstudium in Freiburg. Im Anschluss daran besuchte er ab 1948 die Staatliche Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe bei Prof. Karl Hubbuch mit den Fächern Kunst- und Werkerziehung. Es folgte die Zeit als Referendar in Freiburg, Lörrach und Waldkirch. 1954 wird er Kunsterzieher an seiner ehemaligen Schule am Kepler-Gymnasium in Freiburg. Er heiratete seine Kollegin Edith Steinhart und hatte mit ihr drei Töchter. 1960 erfolgte die Berufung an die Pädagogische Akademie Freiburg als Dozent für Kunsterziehung, 1969 schließlich die Ernennung zum Professor. Neben seiner umfassenden Lehrtätigkeit engagierte sich Flamm in der Hochschulselbstverwaltung, bei der Mitarbeit und Leitung von Ausschüssen, Organisation von Ausstellungen, Führungen und Exkursionen im Bereich der Lehrerfortbildung. Unzählige Vorträge, Kurse und Tagungen im Rahmen der Erwachsenenbildung in der Katholischen Kirche und Volksbildungswerken stehen für sein weites pädagogisches Engagement, die Lust an der Lehre und die Vermittlung kultureller Werte und künstlerischer Qualität im direkten Diskurs. 1983 erfolgte seine Emeritierung. Ab 2004 lebte er im Freiburger Carolus-Pflegeheim, wo er nach wie vor zeichnerisch tätig war. Im Oktober 2006 verstarb er.

Anschrift des Autors:
Dr. Christoph Schneider
Erica-Sinauer-Straße 1
79111 Freiburg
E-Mail: drchristophschneider@arcor.de

Leonhard Müller

Wirken in Wirren

Willy Hellpach 1877–1955

Seine schillernde Biographie ist allein schon faszinierend. Mit brillanter Gelehrsamkeit ausgestattet und politischem Ehrgeiz erfüllt, wußte er zu überzeugen, wenn auch seine Wirkung begrenzt schien. Als badischer Unterrichtsminister war er wohl am erfolgreichsten, sicher auch als Hochschullehrer, der zu allen Zeiten seine Hörer gefangen hielt. Ein demokratischer Liberaler und zugleich kritischer „Antiparlamentarier", wie einige ihn gescholten haben, mit Mussolini sympathisierend und in skeptisch abwehrender Distanz zu Hitler, drum ein Gegner der Rassenideologie, und doch Promotor einer Völkerpsychologie, die andere für „angepaßt" hielten, charakterfest mit opportunistischen Zügen, auf jeden Fall eine bemerkenswerte Persönlichkeit.

Weg zum Wissenschaftler

Hellpach war ein Schlesier, der in Baden Karriere machte. Am 21. 11. 1871 in Oels geboren, schaffte er in der Kaiserzeit einen Studienabschluss, obwohl er früh den Vater verloren hatte und in beengten Verhältnissen groß geworden war. Der strebsame Schüler und Student, durch Stipendien gefördert, wurde 1900 in Leipzig in Psychologie, 1903 in Medizin promoviert, schloss eine Facharztausbildung in Heidelberg als Neurologe und Psychiater ab und eröffnete 1904 in Karlsruhe eine Praxis. Er habilitierte sich 1906 und lehrte als Psychologe an der Technischen Hochschule Karlsruhe, 1911 als außerordentlicher Professor. Sein akademischer Werdegang war von Themen und Ort her ungewöhnlich. So fand sich an der TH Karlsruhe kein Fachvertreter, der seine Habilitationsarbeit „Grundgedanken zur Wissenschaftslehre der Psychopathologie" begutachten konnte und Professoren des Heidelberger Psychologischen Instituts der Universität aushelfen mußten. Den 1. Weltkrieg durchstand er als Militärarzt und erlebte das Kriegsende wie viele Soldaten als tiefgreifenden Einschnitt im allgemeinen Bewußtsein. So entschloss er sich, in eine politische Partei einzutreten, und zwar in die Deutsche Demokratische Partei (DDP), einer linksliberalen Gruppierung, gab aber später zu, er hätte sich „damals ebenso gut zu jeder andern Neugründung" bekennen können.[1]

Hier profilierte er sich bald als politischer Journalist, denn schon als Schüler hatte er begonnen, Artikel zu schreiben. Sein Darstellungsverlangen war so ausgeprägt, dass man ihn später als „Vielschreiber" kritisierte, was seiner akademischen Laufbahn nicht immer hilfreich war, und der „Heidelberger Beobachter" verspottete ihn mit dem Spruch: „Hellpach redet über alles, über alles in der Welt".[2]

Badischer Politiker

Die Personaldecke der DDP war dünn, und als sie 1922 für die badische Regierung einen Unterrichtsminister suchte, schlug sie den 45jährigen Hochschullehrer vor. Die Presse war diesem gewogen, denn der Wissenschaftler war nicht nur ein flüssig schreibender Journalist, sondern auch ein brillanter Redner, der als Fachmann wie als Persönlichkeit mit „hervorragenden Führereigenschaften" charakterisiert wurde.[3]

Hellpach trat mit dem Anspruch an, den Vorbildcharakter Badens im Schulwesen weiter zu stärken. Zum einem wurde die Simultanschule, die christliche Gemeinschaftsschule als „die angemessene Erziehungsform für ein Volk, das nicht in weltanschauliche Lager zerrissen werden darf", gefestigt.[4]

Sein Hauptansatzpunkt galt aber den Fortbildungsschulen. 1907 war das Gewerbe- und Handelsschulwesen zuletzt geordnet worden. 1928 schrieb Hellpach rückblickend: „Als ich die Aufgabe ergriff, in Baden das Volks-, Fortbildungs- und Berufsschulwesen mit neuen Lehrplänen auszustatten, stand für mich fest, dass in der Berufsschule niemals die Fachbildung allein Trumpf sein dürfe. Ich stellte die Maxime auf: $^1/_3$ der Zeit des jugendlichen Menschen seiner Schule, $^2/_3$ seiner praktischen Lehre; von jenem einem Drittel aber wiederum $^1/_3$ dem Geist und Gesinnung formenden Unterricht, $^2/_3$ den … Fachfächern. Innerhalb jenes wiederum sicherte ich der religiösen Unterweisung abermals $^1/_3$: das ist nur noch eine Wochenstunde. Es ist besser als nichts, wenn die unterweisende Kraft ihre Sache richtig anzupacken weiß; denn welches Lebensalter ist weiter geöffnet für religiöse Fragen als die Pubertät? Hier hebt ja das religiöse und das ethische Fragen überhaupt erst an, und es gibt Millionen, für die diese Jahre die einzigen im Leben bleiben, da sie einmal um den Sinn des Daseins, um Zeit und Ewigkeit, um Welt und Gott, um den Wert und das Soll des eigenen Ich ringen."[5]

Zudem erhielten die Gewerbe- und Handelsschulen eine zusätzliche höhere Stufe. Mit zwei Fremdsprachen konnte der Absolvent der dreijährigen Oberhandelsschule mit der Reifeprüfung abschließen, seit 1925 ein Durchbruch des Hochschulzugangs auf einem zweiten Bildungsweg. Zurecht trägt heute eine Heidelberger berufliche Schule Hellpachs Namen. Als Arzt und Psychologe betrieb der Minister eine Aufklärungskampagne gegen das Rauchen in den Schulen, förderte das Jugendherbergswerk und führte „sozialhygienische Kurse für die Lehrerschaft" ein. Schon 1906 hatte er als Leiter des Instituts für Sozialpsychologie die Arbeitspsychologie in die Universitätslehre an der TH Karlsruhe eingebracht Teil der „Allgemeinen Abteilung", der späteren Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften.

Andere Impulse prägten seine Sorge um die staatsbürgerliche Erziehung in der neuen Republik, die Förderung eines Geschichtsunterrichts frei von weltanschaulichen Vorgaben und die entsprechenden Neukonzeption von Lehrbüchern. Als Liberaler sah er aber nicht nur den Staat in der Pflicht, sondern für die Schule forderte er einen Einbezug der Elternschaft. Der Begriff der „Schulgemeinde" sollte an Wirkung gewinnen. Als Mitglied der Kultusministerkonferenz, der Reichsschulkonferenz zählte der badische Unterrichtsminister zu den führenden Bildungspolitikern. 1924 wurde er turnusgemäß für ein Jahr zum badischen Staatspräsidenten gewählt, eine Plattform, wo er als Redner glänzen konnte. Ende November schied er aufgrund schlechten Abschneidens der Liberalen bei den Wahlen aus, aber bald bot sich eine neue Chance.

Reichspolitik

1925 wurde nach dem Tod Friedrich Eberts die Wahl eine neuen Reichspräsidenten nötig. Die DDP einigte sich auf Hellpach, denn er repräsentiere „mit Würde und Freiheit" und gelte als der „gegebene Vermittler zwischen Arbeiterpartei und Bürgertum".[6] Die Presse begrüßte diese Kandidatur, und die DDP hoffte, in einem zweiten Wahlgang Hellpach als „gemeinsamen Vertreter der republikanischen Parteien"[7] antreten zu lassen. Doch man setzte dann auf einen anderen, der dem alten Feldmarschall Hindenburg unterlag.

Diese Wahlentscheidung minderte Hellpachs politische Aktivität aber nicht. Seit 1926 veröffentliche er bis 1933 monatlich auf der ersten Seite der Neuen Züricher Zeitung (NZZ) einen politischen Kommentar, um im Ausland über die deutschen Verhältnisse zu berichten, neben vielen Artikeln in deutschen Publikationen. So kann man sich von seiner Meinung in diesen Jahren ein zutreffendes Bild machen.

1928 stellte sich Hellpach einem neuen Wahlkampf und wurde Reichstagsmitglied, eine Tätigkeit, die zum einen seine wissenschaftliche Arbeit stark einschränkte; zum anderen galt er als Quereinsteiger, der sich im politischen Alltag eines Abgeordneten nur schwer durchsetzen konnte. In diesem Jahr erschien sein Buch „Politische Prognose für Deutschland", das in vierter Auflage bald einen größeren Leserkreis erreichte. Hier interpretierte er nicht nur seine spezifische psychologische Denkweise und begann mit jenen Sätzen: „Die Deutschen sind kein Rassevolk.

Wer sie gewaltsam dazu machen, ihr Volkstum auf Rasse, ihr Nationalbewußtsein auf Rasseninstinkt gründen will, wird unausweichlich zum Zerstörer am Deutschtum“ – eine programmatische Abkehr von gängigen Zeitströmungen.[8] Im Kapitel „Der Staat und seine Ordnung“ setzte er sich auch mit der Weimarer Verfassung auseinander, nicht ohne einen ihrer Väter, Hugo Preuß, dem unter anderem dieses Buch gewidmet ist, zu würdigen. Aufgrund bisheriger Erfahrungen faßt er zusammen: „Der Parlamentarismus hat überall die Mittagshöhe seines Sonnenstandes überschritten. Warum? Weil er selber ein Geschöpf des Glaubens an die Macht der Wortes und der wortgegründeten Dialektik war: ein Kind der frühen Neuzeit, eine Kreatur der humanistischen Lebensform.“[9] In seinen zahlreichen Artikeln forderte er wenigstens eine Reform, „nicht nur des Parteiwesens. … Mit täglichem Befremden sehen die Novizen des Parlaments und zwar gerade die gereiften, in anderen politischen Stellungen längst erprobten unter ihnen, auf welche Weise die Parlamentsreform in die Wege geleitet wird“.[10] Eine bürokratische Verfahrensweise ersticke die Effizienz für ihn, der sich als Honoratiorenpolitiker verstand wie sein Heidelberger Kollege Alfred Weber und der 1923 verstorbene Eberhard Gothein. Auch andere Professoren der Ruperto Carola äußerten sich publizistisch in ähnlicher Weise.

Der „Novize“ Hellpach verschärfte in den kommenden Jahren seine Kritik. Nicht nur der „Verklüngelungsprozeß“ wie in der Kaiserzeit, die „Cliquenherrschaft der Parteiführer“, die Rolle des Parlamentariers als „Mietlinge“ von Interessenverbänden kennzeichnen seine zahlreichen Zeitungsartikel; besonders dem Verhältniswahlrecht mit der zunehmenden Zersplitterung der Parteien galt seine Kritik, ein Verfahren, das zu Recht nicht in das Bonner Grundgesetz aufgenommen wurde.

Hinzu kam die Zusammensetzung des Parlaments. „Das deutsche Volk besteht wahrlich nicht nur aus Beamten, Gewerkschaftssekretären, Verbandssyndiken und Parteiredakteuren.“[11] Dagegen forderte er immer wieder, mit jugendbewegten Gruppen zusammenzuarbeiten, verwunderte ihn doch, wie die nationalsozialistische Bewegung auf die Jugend eine große Anziehungskraft ausströmte. Als sich die DDP mit anderen Organisationen zur Deutschen Staatspartei zusammenschloß, nahm er an dieser Entwicklung nicht teil, weil sie seinen Vorstellungen von dem erhofften Sammelbecken nicht entsprach. Im Parlament konnte er nur einmal eine Rede halten – bei dürftiger Präsenz seiner Parteifreunde. 1930 kehrte er dem Reichstag und seiner Partei enttäuscht den Rücken. Die rechte Presse reklamierte diesem Schritt als „Faustschlag gegen die Republik“, was sicher töricht war, verstand Hellpach doch dies als Appell für Strukturreformen. Dennoch geriet er in den Verdacht eines Antiparlamentariers, wobei auch seine befremdlichen Vorstellungen von einer direkten Demokratie mit charismatischen Führern beitrugen, die „autoritärer und damit handlungsfähiger sein sollten“,[12] sicher eine Elite, die aber nicht den Führern der NSDAP entsprach. Nun wurde um 1930 von vielen Politikern eine Parlamentarismuskritik betrieben, die aber ihre demokratische Überzeugung nicht in frage stellten.

1933–1945

Hellpach unterschätzte wie viele Hitler und seine Bewegung, die er entschieden ablehnte. Dennoch war für ihn das Frühjahr 1933 „aufrüttelnd und mitreißend, aber auch übermannend und betäubend“. Dem NS-Regime galt er freilich als Prototyp der Weimarer „Systemzeit“, einige seiner Bücher kamen auf den Index und er beschränkte seinen Publikationsdrang auf wissenschaftliche Beiträge. Doch er arrangierte sich, zwar ohne Parteieintritt, aber seine Ausdrucksweise, „die Anleihen bei nationalsozialistischen Vokabeln nahem, erschwerte die Beurteilung seiner Texte … Hellpach glaubte irrigerweise, Begriffe des Zeitgeistes in seinem Sinne verwenden zu können“, so heißt es in einer jüngsten Dissertation.[13]

Das letzte Jahrzehnt 1945–1955

Nach dem Krieg galt Hellpach als persona grata. Wie eh und je publizierte er, trat aber keiner Partei bei, setzte sich vielmehr später

SOZIALISTISCHE EINHEITSPARTEI DEUTSCHLANDS

SED

ZENTRALSEKRETARIAT

BERLIN N 54 LOTHRINGER STRASSE 1

ZENTRALHAUS DER EINHEIT

Sozialistische Einheitspartei Deutschlands · Berlin N 54 · Lothringer Straße 1

Herrn
Dr. Wilhelm Helpach

Heidelberg

Landfriedstr. 14

IHRE ZEICHEN	IHRE NACHRICHT VOM	UNSERE ZEICHEN	TAG
			1o.12.1946

BETREFF

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wir dürfen Ihr Interesse an den Problemen einer zukünftigen deutschen Verfassung voraussetzen und sind der Auffassung, dass wir als Deutsche über alle Zonen hinweg eine Aussprache über die zukünftige deutsche Verfassung in Fluss bringen sollten, um die bestehenden Auffassungen zu entwickeln und die strittigen Fragen zu lösen.

Wir erlauben uns daher, Ihnen ein Exemplar des von dem Parteivorstand der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands beschlossenen Entwurfes einer Verfassung für die Deutsche Demokratische Republik zu übersenden und würden uns freuen, wenn Sie Zeit und Gelegenheit finden würden, Ihrerseits Ihre Gesichtspunkte hinsichtlich einer gesamtdeutschen Verfassung darzulegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung!
Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
Der Parteivorstand

Pieck Grotewohl

Zentralsekretariat

1 Anlage

DRAHTWORT: SED BERLIN | POSTSCHECKKONTO: BERLIN 58082 | BANKKONTO: BERLINER STADTKONTOR NR. 1/95788 | FERNRUF-SAMMELNUMMER: 425271

(206) Bez. F.

für einen Zusammenschluss von Baden und Württemberg unter dem Namen „Rheinschwaben“ ein. Er wurde Gründungsmitglied der „Gesellschaft für die Wiedervereinigung Deutschlands“, die eine gesamtdeutsche Verfassung bis zu einem Friedensvertrag vorbereiten wollte. In dieser Funktion erhielt er wohl am 10. Dezember 1946 von Pieck und Grotewohl, den Begründern der Sozialistischen Einheitspartei, den Entwurf für eine Verfassung einer Deutschen Demokratischen Republik mit einem freundlichen Begleitschreiben zugeschickt und der Bitte, „wenn Sie Zeit und Gelegenheit finden würden, Ihrerseits Gesichtspunkte … darzulegen.“[14]

Welche Strategie in dem Entwurf verfolgt wurde, war offensichtlich, z. B. umfassende Planwirtschaft, Bekämpfung von „Monopolorganisationen“ wie Konzerne u. a., Überführen aller Bodenschätze in das „Eigentum des Republik“, Enteignung privaten Großgrundbesitzes über 100 ha ohne Entschädigung.

Hellpach antwortete in einem bisher unveröffentlichten Briefwechsel am 15. Mai 1947 mit einem langen Schreiben. Auf die wirtschaftspolitischen Pläne ging er nicht ein, konzentrierte sich vielmehr auf den Regierungsaufbau, Gedanken wiederholend, die er 1928 in seinem Buch „Politische Prognosen für Deutschland“ niedergeschrieben hatte, 1936 von der Reichsschrifttumskammer aus dem Verkehr gezogen. Zunächst bezweifelte er die Fixierung auf eine Verfassung, sei doch „Britannien, das bekanntlich keine solche besitzt, … dabei nicht unter die Räder gekommen“. Wesentlicher als eine Verfassung sei die Erziehung der Jugend im staatsbürgerlichem Sinn.

Im weiteren sprach er sich für eine „Realdemokratie“ aus im Unterschied zu einer „Formaldemokratie“, die er in der „Weimarischen“ sah. Die Schweiz und die USA seien ihm Vorbild: „gar nicht genug Teilung der Gewalten … um das Übermächtigwerden einer Gewalt zu verhüten.“ Er bevorzuge ein Mehrkammersystem – im SED-Entwurf nicht vorgesehen, der sich nur neben Länderregierungen auf das Parlament mit einem starken Präsidium beschränkte. Hellpach spricht sich aber nicht nur für eine Länderkammer aus, sondern, wie 1928, für eine dritte Kammer, ganz andersartig, nämlich als berufsständische Körperschaft aufgebaut. Ihn hätte gewundert, „dass die Führung Ihrer Partei, die doch in stetiger Zusammenarbeit mit der *russischen* Besatzungsmacht steht, … im Verfassungsentwurf nichts von dem berücksichtigt, was sogar in Art. 165 der Weimarer Verfassung als *Möglichkeit* vorgezeichnet war, nämlich dem sogen. *Räte-Gedanken;* natürlich nicht in mechanischer Abschrift seiner russischen Verwirklichungsgestalt … wohl aber in sinnvoller Umformung nach den deutschen Verhältnissen“. Wieder zitiert Hellpach die Basis der „beruflichen Werktätigkeit“. „Einem solchen (um einmal den russischen Namen zu gebrauchen) *‚Sowjet‘* ließe sich dann die Einzelländervertretung an- oder einbauen, vielleicht in der Weise, dass überhaupt der ‚Sowjet‘ als Zentralvertretung der dezentralisierten *Selbstverwaltungskörper* im Lande unter berufsorganisatorischen Gesichtspunkten konstruiert würde. Ausgewogen durch die drei ‚Rivalen‘ Reichspräsidium – zweite Kammer – Volksbefragung, würde dass Parlament des allgemeinen Stimmrechts *zeigen* müssen, ob *seine Qualität* ihm in diesem Spiel der legislativen Kräfte die Vorhand zu sichern vermag. Gelingt ihm das nicht, so verdient er nichts besseres, als *eine* Machtverkörperung neben anderen zu sein.“

Wenn Hellpach das Weimarer Parlament 1930 als „Cliquenherrschaft“ bezeichnet hatte, war er sich aber jetzt bewußt, welche Schwierigkeiten seiner „Realdemokratie“ entgegenstünden, die einen „kulturförderlichen Realsozialismus herbeizuführen vermag“, nämlich die Zusammenführung der „gesamten Selbstverwaltungsdemokratie“ auf allen Gebieten, von den Handelskammern bis zu den Hochschulen. „Die zentrale Geltendmachung dieser Kräfte des Volkslebens wäre eben der Konstruktion einer sinnvollen ‚Sowjet-Kammer‘ zuzuschieben.“

In der Diktion 1947 wieder Anleihen an ein ideologisches Vokabular, das die Beurteilung seiner Auffassung nicht leicht macht, die aber im Trend der damaligen Diskussion um eine größere Rolle der Volksbefragung liegt trotz Erfahrungen des Mißbrauchs unter dem NS-Regime.

Der Vorstand :
Prof.DrDr W. H e l l p a c h

15.Mai 1947

An die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
Zentral-Sekretariat
Berlin N.54 Lothringerstr.1

Sehr geehrte Herren ! Sie waren so gütig,mir zwei in Ihrem Verlag veröffentlichte Druckschriften,Entwurf einer Verfassung für die deutsche Republik und O.Grotewohl,Deutsche Verfassungspläne,zuzusenden und meine Stellungnahme hierzu zu wünschen. Ich danke bestens für diese Aufmerksamkeit und versuche,in knappem Umriß eine kritische Stellungnahme Ihnen klarzulegen. Um mehr als diesen Umriß kann es sich nicht handeln,denn eine ausführliche Darlegung würde eine neue Druckschrift erfordern,zu der mir gegenwärtig völlig die Muße fehlt. Es wird sich mir vielleicht Gelegenheit bieten,im kommenden Jahre die Probleme einer "realen Demokratie" im Zusammenhang mit denen einer Weltfriedenssicherung eingehender zu erörtern,etwa in Anknüpfung an die Gedankengänge,die ich 1928 in meinem,1936 seitens der Reichsschrifttumskammer unterdrückten Buche "Politische Prognose für Deutschland" entwickelt hatte - selbstverständlich unter Berücksichtigung des welthistorischen Wandels der Umstände,der sich seither vollzogen hat. Heute muß ich mich auf kurze Anmerkungen beschränken.

1)Ich bin überhaupt nicht in dem Maße paragraphengläubig,daß ich eine ausgearbeitete und gedruckte Verfassung für die unerläßliche Grundlage eines gedeihlichen Staatslebens hielte. Britannien,das bekanntlich keine solche besitzt,sondern seit Jahrhunderten unter lauter Herkommen,Konventionen,"Ueblichkeiten" lebt,ist dabei jedenfalls nicht unter die Räder gekommen; im Gegensatz dazu hat alles Herumexperimentieren mit immer neuen Verfassungen der französischen Nation in den anderthalb Jahrhunderten seit 1789,in denen sie sieben Mal die Staatsform gewechselt hat,die schweren Krisen von 1830, 1852, 1870, 1887, 1899 (Dreyfusade),1916/17 und 1940 nicht ersparen können. E r z i e h u n g ist wesentlicher als V e r f a s s u n g,und in der Erziehung übt z.B.die Einführung staatsbürgerlicher Belehrung an Verfassungsparagraphen und etwa die Aushändigung von gedruckten Verfassungen an die Zöglinge,wie das Beispiel unserer ersten Republik gezeigt hat,eine sehr geringe Wirkung.

2) Stellt man sich trotzdem auf den Standpunkt,daß unter den deutschen Verhältnissen eine Reichsverfassung schon als Damm gegen das Ueberwuchern von Partikularismen unentbehrlich sei (und diesen Gesichtspunkt nehme ich durchaus ernst,da auch ich gewisse Spielarten des gegenwärtig so vielberufenen "Foederalismus" für sichere Wege in den Untergang der Deutschen als Nation halte),so müßte m.E.alles darauf angelegt sein,daß die Verfassung eine R e a l d e m o k r a t i e sicherstelle und nicht wiedar,wie die weimarische,in einer F o r m a l d e m o k r a t i e hängen bleibe.

Im Hinblick auf diese Zielsetzung nun nähert sich mein eigenes "Inbild" einer künftigen deutschen Verfassung am ehesten den Vorbildern der S c h w e i z und der U S A in d e r Hinsicht,daß m.E. gar nicht genug Teilung der Gewalten vorgenommen werden kann,um das Uebermächtigwerden e i n e r Gewalt zu verhüten. Man darf dabei nur nicht in den Schemen des vorletzten Jahrhunderts stecken bleiben und immer bloß an die Teilung der legislativen,exekutiven und judikativen "Gewalt" denken. Sondern es geht z.B. darum,daß auch noch innerhalb der exekutiven Gewalt zureichende Trennungen eingesetzt seien,etwa zwischen Staatsorganen und Selbstverwaltungskörpern,zwischen Schuloberbehörde,Schulortsleitung und Schulselbstverwaltung (Lehrerkollegium, school city der Zöglinge,Elternvertretung) - vorzüglich auch darum,

daß die Auswägung der gesetzgeberischen Gewalt zwischen m e h r e r e n Trägern sichergestellt werde. Neben der streng zu begrenzenden präsidialen Gewalt (die aber innerhalb solcher Begrenzung keineswegs ohnmächtig sein sollte) xxxx bevorzuge ich daher ein M e h r k a m m e r n-Prinzip, natürlich nicht in Gestalt einer zweiten Kammer, die aus ererbten Vorrechten oder Ernennungen hervorgeht, wohl aber im Sinne der Schweiz und der USA (Nationalrat-Ständerat; Repräsentantenhaus - Senat), etwa also im Sinne einer Länderkammer, die selber dann nach weiter unten zu skizzierenden Gesichtspunkten konstruiert sein könnte. Es liegt nun einmal in der M e n s c h e n n a t u r, daß Zusammenballung von Machtbefugnissen in e i n e r Hand (auch wenn diese Hand ein "Kollektivum", wie ein Parlament ist, stets dazu v e r führen wird, diese Macht zu übersteigern, zu mißbrauchen, zu absolutieren - und hiergegen gibt es keinen andern Schutz, als die Auswägung durch Gegenmacht, welche jene Macht begrenzt. Macht ist gewiß nicht "das Böse an sich", wie man es vielfach dem Jakob Burckhardt gedankenlos nachreden hört, aber Macht hat es in sich, zum Bösen zu verleiten. Gerade als Psychologe, der die Sozial= und Völkerpsychologie zu seinem besonderen Studien= und Unterrichtsgegenstand gemacht hat, komme ich über diese E l e m e n t a r t a t s a c h e der Menschensseele nicht hinweg, um so weniger heute, wo es sich erwiesen xxx hat, daß ein großer Teil xxxxxx unseres Unheils aus mangelhafter Psychologie im öffentlichen Leben hervorgegangen ist.

2) Indem ich unterstelle, daß Ihr Parlament ein solches ist, daß aus Wahlen nach einem allgemeinen und gleichen Stimmrecht hervorgeht (Ihr Entwurf läßt ja den Wahlmodus noch offen, worauf aber doch entscheidendes ankäme !), würde ich nun n e b e n diese Kammer eine zweite zu setzen anregen, die nach einem g a n z a n d e r n Prinzip aufgebaut ist. Und im Hinblick hierauf habe ich mich ein wenig gewundert, daß die Führung Ihrer Partei, die doch in stetiger Zusammenarbeit mit der r u s s i s c h e n Besatzungsmacht steht, wie es sich ja aus der seit 1945 geschaffenen Zwangslage ergibt, im Verf.Entwurf nichts von dem berücksichtigt, was doch sogar im Artikel 1 6 5 der Weimarer Verfassung als M ö g l i c h k e i t vorgezeichnet war, nämlich vom sogen. R ä t e - G e d a n k e n; natürlich nicht in mechanischer Abschrift seiner russischen Verwirklichungsgestalt, denn niemals läßt sich die Verf. einer Nation gleichsam hektographisch vervielfältigen und an andere Völker austeilen, wohl aber in s i n n v o l l e U m f o r m u n g nach den deutschen Verhältnissen. Ich habe seit einem langen Gespräch, das ich i.J.1923 über diesen Gegenstand mit Hrn Parvus-Helphand im Beisein des Staatssekretärs Ago Frh.v.Maltzan in einem Berliner geselligen Kreise führte, nicht aufgehört, über diesen Punkt nachzudenken (Helphand galt ja als der erste, 1905 in Erscheinung getretene Redaktor der "Räte-Idee") und habe verwandte Gedankengänge in der "Vossischen Zeitung" und den "Sozialistischen Monatsheften" xxxxxx danach mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Eine Volksvertretung a u ß e r vom Boden der formalen Rechtsgleichheit aller Erwachsenen her auch noch von der Basis der b e r u f l i c h e n W e r k t ä t i g k e i t her aufzubauen, erschiene mir als eine überaus sinnvolle u n d praktische Möglichkeit für die A u s w ä g u n g der Macht des Parlaments allgemeinen Stimmrechts. Einem solchen (um einmal den russischen N a m e n zu gebrauchen) "S o w j e t" ließe ich dann die Einzelländervertretung a n= oder sogar e i n bauen, vielleicht in der Weise, daß überhaupt der "Sowjet" als die Zentralvertretung der dezentralisierten S e l b s t v e r w a l t u n g s k ö r p e r im Lande unter berufsorganisatorischen Gesichtspunkten konstruiert würde. Ausgewogen durch die drei "Rivalen": Reichspräsidium - zweite Kammer - Volksbefragung, würde dann das Parlament des allgemeinen Stimmrechts z e i g e n müssen, ob s e i n e Q u a l i t ä t ihm in diesem Spiel der legislativen Kräfte die Vorhand zu sichern vermag. Gelingt ihm das nicht, so verdient es nichts besseres, als e i n e Machtverkörperung n e b e n anderen zu sein.

3) Das judikative Problem liegt sehr schwierig. Weitgehendes Mißtrauen gegenüber dem "unabsetzbaren" Berufsrichter ist in politicis nach den Erfahrungen zwischen xxxxxxx 1919 und 1932 leider nur zu begreiflich. Leider sind die weiteren Erfahrungen mit den "Volksgerichten" der nationalsozialistischen Aera noch vielxxxx entmutigender. Denkt man auch den

Terror weg, der hier im Spiele war, so hat doch schon die Beobachtung an den reinen Schwurgerichten gezeigt (und als häufiger psychiatrischer Gutachter habe ich dies jahrzehntelang mitbeobachten können), daß reine Laienurteile (wie es das "Wahrspruch" der Geschworenen war, der den Berufsrichter in enge Schranken band) namentlich in kritisch erregten Zeitläuften sehr stark von Stimmungen, Affekten, Zufälligkeiten des Tages, auch der personellen Zusammensetzung mitbeeinflußt werden. Ich möchte glauben, daß die künftige "höhere" Rechtsprechung von einer Verknüpfung d r e i e r richtender Kategorien getragen werden sollte: unabsetzbare Berufsrichter mit völliger Unabhängigkeit - "Volksrichter", d. h. sonst irgendwie berufstätigen Menschen von mindestens 30 Jahren Alter, die in bestimmter Schulung rechtskundig geworden sind - Laien im bisherigen Schöffen- und Geschworenen sinne; es würde bei solcher Auswägung der richterlichen Gewalten ("intrajudikative Gewaltenteilung") den Laienrichtern ohne Gefahr fürs Recht unbenommen sein, auch Stimmungsfaktoren der "öffentlichen Meinung" zur Geltung zu bringen, was bei einem Konopol oder Vorrang der Laienrichter eine Gefahr für die objektive Rechtsfindung bedeutet.

4) Ein Problem für sich innerhalb einer echten R e a l d e m o k r a t i e, die allein auch einen kulturförderlichen R e a l s o z i a l i s m u s herbeizuführen vermag, bildet die gesamte gute Selbstverwaltungs-Demokratie, welche ja künftig nicht nur die herkömmlichen Selbstverwaltungen (Kommunen, Handelskammern, Hochschulen usw.) umfassen wird, sondern auch sämtliche Wirtschaftsunternehmungen, wie Gutshöfe, Fabriken, Kaufhäuser usw., alles, was als "Betriebs-Demokratie" auf dem Wege oder schon im Zuge der Verwirklichung ist. Die zentrale Geltendmachung dieser Kräfte des Volkslebens wäre eben der Konstruktion einer sinnvollen "Sowjet-Kammer" zuzuschieben. Daß dies leichter so hingeschrieben, als ausgeführt ist, dessen bin ich mir durchaus bewußt; aber das deutsche Volk steht eben, nachdem es sich sein nationales Dasein hat allzu leicht machen wollen, indem es sich einer Diktatur Weniger überantwortete, nunmehr vor wirklich s c h w e r e n Selbstverantwortungspflichten und muß sie bei Gefahr seiner sonstigen Versumpfung und Zerrüttung auf sich nehmen. Es hat nachzuholen, was es zweihundert Jahre fast niemals hat auf sich nehmen wollen (denn sogar seine radikalliberalen Kreise erwarteten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die politische Mündigkeit als ein Geschenk des damaligen Kronprinzen, wenn der erst an die Regierung käme, und seiner englischen Gattin, nicht etwa als eine Frucht eigenen Kampfes): die durchgehende, bis ins kleinste Lebens- und Wirkensfeld sich erstreckende V e r a n t w o r t u n g für sein eigenes Schicksal.

Ich bitte Sie, sehr geehrte Herren, heute mit diesen wenigen Bemerkungen vorlieb nehmen zu wollen,
und verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung

Eine Antwort der SED erfolgte nicht, weiß man doch heute, dass die Gruppe Ulbricht nur eine demokratische Fassade wollte, hinter der alles von Kommunisten gesteuert würde.

Die „Gesellschaft für die Wiedervereinigung Deutschlands“ schmolz dahin, von der Presse kaum mehr beachtet, und den Vorsitz zu übernehmen lehnte Hellpach aus Altersgründen ab. Er hatte noch genug wissenschaftliche Aufgaben als ordentlicher Honorarprofessor zu bewältigen, der nie Ordinarius trotz vieler Bemühungen geworden war. Eine Biographie unter dem Titel „Wirken in Wirren“ verfasste er nach dem Krieg, in der freilich manches offen bleibt. Ausgezeichnet mit dem großen Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ist er am 6. 7. 1955 in Heidelberg gestorben.

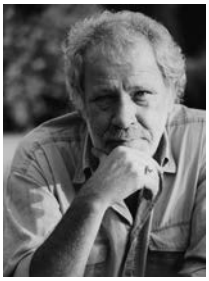
Wie gesagt: eine faszinierende Persönlichkeit, in badischer Liberalität tief verwurzelt, verspäteter Teilhaber an jenem „Heidelberger Geist“, der um die Jahrhundertwende zum Ruhm dieser Stadt beitrug, aber auch eine diffizile Intellektualität, oft auf Gradwanderungen, nicht ohne Eitelkeit ob seiner hohen Begabung und einem professoralem Geltungsbedürfnis, der sich immer zur Elite zählte, und doch um Volkstümlichkeit rang.

Anmerkungen

1 Claudia-Anja Kaune, Willy Hellpach, Mainzer Studien zur Neueren Geschichte, Band 15, Frankfurt/M 2005, S. 71.
2 Heidelberger Beobachter, 7. 2. 1931.
3 Kaune, S. 92.
4 Willy Hellpach, Politische Prognosen für Deutschland, Berlin 1928, S. 346.
5 A. a. O. S. 3477 f.
6 Kaune, S. 152.
7 Vossische Zeitung 13. 3. 1925.
8 Polt. Prognosen, S. 9.
9 A. a. O. S. 145.
10 Neue Züricher Zeitung 18. 7. 1929.
11 Kölnische Zeitung 18. 7. 1929.
12 Christian Jansen, Professoren und Politik, Göttingen 1972, S. 255.
13 Kaune, S. 315.
14 Generallandesarchiv Karlsruhe Ka NH 262.

Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Reinhold-Schneider-Straße 10
76199 Karlsruhe

Hermann Bausinger



Einfach so …

Hommage an Harald Hurst*

Im Vorfeld zu dieser Veranstaltung habe ich nachgefragt, ob es für diesen Hurst-Abend einen besonderen Anlass gibt – ob etwa eine Auszeichnung vorgesehen ist, irgendwo zwischen Wanderstockplakette vom Schwarzwaldverein und Nobelpreis, oder ob Harald Hurst ein runder Geburtstag ins Haus steht, zu dem sich die Gratulanten versammeln. Die Antwort war: Nein, man feire einfach so – und diese Antwort hat mir gefallen.

Groß aufgezogene Geburtstagsfeste sind immer ein Risiko. Harald Hurst hat in der kleinen Komödie *„Fuffzich“* gezeigt, wie viel Argumente und Schutzbehauptungen einer zur Hand hat, der sich nicht feiern lassen will, und es ist anzunehmen, dass sich bei der Ersatzprobe mit Sechzig nicht viel verschiebt. Er hat vorgeführt, wie ungern manche Leute zu solchen Festen gehen, zumal dann, wenn vorgesehen ist, dass man in den Geburtstag hineinfeiert, wenn sich also der Aufenthalt in ungeliebtem Gelände ungebührlich verlängert. Man hat durchaus den Eindruck, dass er keine Schwierigkeiten hatte, sich in die Rolle des Geburtstagsmuffels zu versetzen. Und bei öffentlichen Geburtstagsfeiern kommen besondere Tücken dazu. Eigentlich, hat Alfred Polgar angemerkt, müsse ein Schriftsteller ja nicht unbedingt durch zehn teilbar sein, damit man an ihn erinnert; er sprach in solchen Fällen ironisch vom „Geburtstags*begängnis*“ und stellte so die Verbindung zu einem anderen Ritual her; und tatsächlich zwingen solche Feiern den Festredner zu einer Art ultimativer Laudatio, obwohl das Wort ultimativ ja eigentlich besser zu der anderen Gelegenheit passt.

Kein besonderer Anlass also, keine spezielle Feier – einfach so. Das gefällt mir auch deshalb, weil dieses *einfach so* fast so etwas wie ein Motto ist, das über der ganzen Schreiberei von Harald Hurst stehen könnte. Viele, vielleicht die meisten Dichter schreiben nicht einfach so. Sie setzen kunstvoll nuancierend ihre Worte, wählen aus einem Vorrat eindringlicher Ausdrücke und lassen die Leser teilhaben an dieser Wahl. Harald Hurst dagegen erzählt einfach so; er greift hinein ins volle Menschenleben und schildert nicht nur eine Welt, die man kennt, sondern er schildert sie auch so, wie man sie kennt. Die banalen Tischgespräche übers Essen, in denen nicht eigentlich übers Essen, sondern um die Anerkennung der häuslichen Kochleistung gestritten wird. Die Einkaufstouren, bei denen man das wichtigste vergisst und grundsätzlich vor der falschen Kasse in der Schlange steht. Die kargen Gespräche zwischen Eheleuten, die sich im Kreis drehen – die Gespräche, aber in gewisser Weise auch die Ehepaare. Die neugierige Nachbarin, der niemand entkommt: *„Wenn du die sieh'sch, hat die dich scho g'seh. Die sieht dich immer vorher, ich waiß net, wie se's macht.“* Die Ventile, die nicht recht funktionieren: Die ziellosen Sonntagsausflüge, die oft nur ermüdend sind. Oder die Partys mit der verdächtigen Notiz auf der Einladung: *Bringt gute Laune mit!* All das wird einfach so präsentiert. Er habe versucht, *unterhaltsam zu schreiben,* notiert Harald Hurst, obwohl das bei den Kritikern eine *Strafversetzung in den Kleinkunstbereich* zur Folge hat; und vergnügt registriert er, dass bei einer Lesung vor jungen Holztechnikern die Berufsschüler erleichtert feststellen, *dass ich gar kain richtiger Dichter bin, wie se befürchtet habe.*

Man lässt sich hineinziehen in die Szenerie von Harald Hurst, und man muss erst ein paar Schritte zurücktreten, um aus der Distanz zu erkennen, dass dieses *einfach so* eine zwar keineswegs künstliche, aber durchaus kunstvolle Angelegenheit ist. Wenn man die Alltagsskizzen von Harald Hurst liest, liegt es einem

ständig auf der Zunge: Ja, so ist es, genau so. Der Eindruck, dass es genau so ist, entsteht aber genau dadurch, dass es nicht genau so ist. Etwas weniger um die Ecke gedacht: In Wirklichkeit verhalten sich die Eberhard, Edgar, Günter, Dagmar, Renate, die man kennt, die Weinbrenners, Pfitzenmeiers, Eiseles und Schönlebers in der Nachbarschaft keineswegs so wie ihre Namensvettern und -basen zwischen den Buchdeckeln; sonst müsste man sich beispielsweise bei jeder Begegnung mit ihnen den Bauch vor Lachen halten, was bekanntlich nicht geschieht. Harald Hurst pointiert; er schleift an den Versatzstücken aus der Wirklichkeit, damit sie noch ein wenig wirklicher werden, und er setzt sie so zusammen, dass sie überzeugende Bilder vermitteln.

Freilich Bilder, in denen Brüche oder mindestens kleine Haarrisse nicht fehlen dürfen. Hursts Metier ist der Alltag, und dieser Alltag hat etwas Tautologisches an sich – er besteht aus dem Immer-gleichen, aus Wiederholungen, die es streng genommen nicht braucht. Aber man nimmt es nicht streng im Alltag; das Ritual, die Routine, die Wiederkehr des Gleichen entlasten. Hurst weiß das; er lobt sogar, nur halb ironisch, die Endlosschleifen des Fernsehens: *Ich guck gern Wiederholunge. Es isch selte, dass mer im richtige Lebe zwai Stunde im voraus waiß, was passiert.* Er überträgt die Medienerfahrung aufs richtige Leben. *Im Drehbuch steht jetzt: Trude geht ab* heißt es bei der Schilderung einer häuslichen Meinungsverschiedenheit – Routine, störende Routine, die aber berechenbar ist und Sicherheit garantiert. In der aber auch, zum Beispiel nach ermüdenden Ehejahren, die Monotonie des Vorhersagbaren dominieren kann: *Er hatte kein unbekanntes Land mehr vor dem Bug, nur noch Wiederholung, eine abgestandene Szenerie (…). Wenn er in Fahrtrichtung blickte, sah er seinen Schienenstrang und weit vor dem Horizont den Sackbahnhof mit Prellbock, eine Bahnstation ohne Stadt, nichts zum Aussteigen* – heißt es in der freundlich-resignierten Schilderung eines Sonntags. Das ist so ein Riss, ein Heraustreten aus dem Verlaufsgetriebe, das aber dessen Funktionieren auf lange Sicht nicht beeinträchtigt. *Wie geht's?* ruft der Erzähler einem flüchtigen Bekannten zu, und der kommt sofort über die Straße und beginnt mit einer umständlichen Schilderung seiner Befindlichkeit. *Ich hab net ahne könne, dass der geglaubt hat, ich wollt tatsächlich wisse, wie's ihm geht* stellt der Erzähler fest: Die Alltagsroutine wird deutlich, weil einer dagegen verstößt.

Man liest oder hört das gerne, weil man sich selber wieder erkennt: verhaftet im Alltäglichen, ausgeliefert der nichtssagenden Wiederholung, ohne die alles mühsamer wäre. Allerdings hält einen Harald Hurst nicht fest in diesem Klima des Gleichförmigen, zu dem schon wegen dieser Gleichförmigkeit ein Moment der Komik gehört. Er lädt auch immer wieder ein zu kleinen Exkursionen, die in eine bunte Landschaft führen. Richtige Exkursionen, grenzüberschreitend (was hier noch keine großen Sprünge bedeutet), wie ein *Tour d' Alsace* in freien Rhythmen, bei dem er seine Gelassenheit der Hektik der Andern gegenüberstellt:

Japaner filme Japaner
vor'm Hotel Diligence
ich sitz immer noch
in de rue beim Sylvaner
d' Sonn kippt übers Dach
de Schatte vom Haus
steigt peu à peu
vom Gürtel zum Hals
an mir hoch …

Exkursionen durch die Zeit auch, etwa wenn er die schmerzliche Entwicklung des jungen *Bonanza-Matthes* begleitet in seinen *Szenen vom Mannwerden.* Exkursion auf den Samstagsmarkt, wo er eigentlich nur *Rabatt-Rose* kaufen will, aber von einem kleinen Gesprächsabenteuer ins nächste stolpert. Oder die hinreißende Tour durch diverse Tanz- und andere Lokalitäten, die beweist, dass in der *Stadt mit dem schläfrigen Namen* halt doch manche wach bleiben, ja die wahrscheinlich einen Stadtführer „Karlsruhe bei Nacht" ersetzen könnte und die für den Erzähler – der sich hier weniger als *der mit der Wurst* als der mit dem Durst präsentiert – ernüchternd in der *kuscheligen Gruft,* in der *repräsentativen Versandhauseinsamkeit* einer etwas zweifelhaften Dame endet.

Solche Touren und Szenen sind bunt, abwechslungsreich, vergnüglich auch – heitere Idyllen sind es nie. Der Boden wird mindestens aufgerauht, und meistens ist er es schon, weil

sich Harald Hurst nicht in den polierten Kultiviertheiten der Mittelklasse und der Neureichen bewegt, sondern grundsätzlich ein Stockwerk tiefer. Er braucht allerdings das gehobene Milieu, als die immer verfügbare Angriffsfläche und als Gegenwelt. Wie die Badener nach seiner Auffassung die Schwaben brauchen, um sich als Kontrastprogramm dagegen zu definieren (ich komme darauf zurück), so braucht er die fragwürdigen *Leichtgenießer mit Lebensart,* um davon die zumindest seinem poetischen Ich näherstehenden *Sattfresser un Humpestemmer* abzugrenzen. Alle Vornehmen und vor allem alle Vornehmtuer haben gute Chancen, ihm ins Visier zu laufen. Nicht nur beim Champagner vom Aldi schmeckt er, wenn er prahlerisch serviert wird, das *Anspruchsaroma* heraus. Herablassende Anbiederung wie im *Prösterchen* beim Begrüßungscocktail *(Ich denk do immer an ältere Dame mit'me Amarettoschwips)* nimmt er ebenso aufs Korn wie die weltweit-exotische Dia-Orgie eines kinderlosen Lehrerpaars, das seine Gäste so ihr Provinzlertum spüren lässt.

Ökologisch angehauchte Gespräche wie das *Magerstufe-Geschwätz* mit dem *„Du Darfst"-Blabla* sind ihm genau so verdächtig wie die quasi klassischen Präsentationen der besseren Gesellschaft, etwa die ambitionierten Gespräche über das Golfspiel, denen er die Begeisterung fürs Mini-Golf gegenüberstellt – *Zwische Mensche, die zum Golfspiele nach Johannesburg fliege und solche, die mit der Stadtbahn zum Mini-Golf nach Wiesbronn fahre, liegen Welten.* Meine Urteilsfähigkeit ist in diesem Zusammenhang sehr begrenzt: Ich bin noch nicht zum Golfer aufgestiegen oder abgesunken, und von Harald Hurst kenne ich weder die Laktatwerte noch die sportlichen Präferenzen. Es könnte ja sein, dass all das nur Rollenprosa ist, und zweifellos macht er sich auch über die prolligen Attacken ein wenig lustig. Aber so viel ist sicher: dass er den Luxus denunziert, indem er an Notwendigkeiten (auch im eigentlichen Wortsinn) erinnert und dass er allzu luftigen Gebilden grundsätzlich handfeste Körperlichkeit gegenüberstellt.

Es gibt wahrscheinlich wenig Schriftsteller, für die der Schweiß ein so besonderer Saft ist wie für Hurst – andere Körpersäfte und Körperausscheidungen übergehe ich, obwohl das Übergehen in diesem Punkt nicht zu den Stärken von Hurst gehört. Vermutlich kann, was Schweißproduktion anlangt, höchstens engagierte Werktätigen-Literatur mit ihm Schritt halten – aber bei ihm schwitzen die Leute selten, weil sie sich überarbeiten, sondern eher aus Angst und Unsicherheit, aber auch beim Radfahren und noch lustvolleren Tätigkeiten. Keine Betroffenheitstexte also, aber doch ständig der Rekurs aufs Elementare, aufs Einfache, aufs Untere im Gegensatz zu den ignoranten Luftblasen der Oberen. In diesem Gegeneinander lebt etwas fort von der früher stärker politisch akzentuierten Widerspenstigkeit seiner Gedichte und Geschichten.

An dieser Stelle ist es angebracht, den Fokus der Betrachtung etwas zu erweitern. Ich habe mich bisher strikt an das von Harald Hurst Geschriebene und Publizierte gehalten, ohne nach links und rechts zu schauen – close reading gewissermaßen, Lesen, das nicht bloß sprunghaft dem Happy End zustrebt. Es ist Zeit, den Blickwinkel zu erweitern und Hursts Arbeit (es *ist* Arbeit, auch wenn sie einfach so daherkommt!) in den Zusammenhang jener Literatur zu stellen, die man als Heimatliteratur, Provinzliteratur, Dialektliteratur auch, manchmal schmäht und manchmal rühmt.

Tatsächlich musste man mit diesen Begriffen lange Zeit in erster Linie Betulichkeit, Verniedlichung, Nostalgie assoziieren – bis zum Ausbruch der Dialektliteratur aus dem Gatter der Beschaulichkeit und bis zum Aufbruch der Heimatliteratur in die reale Welt der Dörfer und Städte, die nicht heil und oft alles andere als gut ist. In ganz Deutschland und darüber hinaus gibt es so viel Poeten, die mit geschwellter Brust versichern, sie hätten den neuen Trend in Gang gesetzt, das man daraus nur die Folgerung ziehen kann, dass jene Revision klebriger Heimatseligkeit in der Luft lag und dass es sich um ein ziemlich flächendeckendes Phänomen handelte. Aber es gab Schwerpunkte, und Baden gehört dazu. Vor allem das Alemannische war hier ein Zentrum, in dem der neue Ton gedieh und ein kräftiges Echo fand. *Dialekt als Waffe* hieß die Parole, und die Waffe richtete sich nicht nur gegen sprachliche Überfremdung, sondern auch gegen den Übergriff der Kapitale (Kapitale im doppelten Sinn) auf die Provinz. Faktisch war

die Bewegung, die sich im Dreyecksland entwickelte, die Realisierung eines Stücks europäischer Realität, auch wenn die kleine Internationale stets auf die Region bezogen blieb. Eben diese Bindung an die eigene Gegend, die Heimat, die Heimatsprache, sorgte dafür, dass man sich nicht etwa nur einer freischwebenden Ideologie auslieferte, sondern dass es eine sehr konkrete Besinnung auf die eigenen Interessen, die eigene Welt blieb.

Nach Norden stößt das Alemannische an eine Sprachgrenze, aber sie blieb durchlässig für die Ideen, welche die neue Literatur bestimmten, und für den oft frechen und schnoddrigen, jedenfalls herzhaften und oft auch herzlichen Ton dieser Literatur. In Harald Hursts ersten Versen und Prosatexten ist er noch sehr deutlich herauszuhören. *Ich bin so frei* heißt der Titel des 1981 zuerst erschienenen Bändchens, und dieses Freisein war durchaus eine Abgrenzung gegenüber der reglementierungswütigen, sich nach links abschottenden Gesellschaft – kein Wunder, denn Hursts Abschied vom Schuldienst war zwar eine *Trennung zur beiderseitigen Erleichterung,* wie er formulierte; aber er war nicht ganz freiwillig, und er brachte dem jungen Mann, der eben nicht nur ein biederes Philologiestudium hinter sich hatte, sondern einen erfahrungsträchtigen Zickzackweg zwischen Schule und großer Seefahrt, nicht nur die persönliche Unabhängigkeit, sondern weckte in ihm auch vollends den Willen, zu mehr gesellschaftlicher Freiheit beizutragen. *Lernprozess* ist ein vielsagender Vierzeiler in jenem ersten Band überschrieben:

es hat schon mancher
nach 'me schlag
gege de kopf
d' bewusstlosigkait verlore

Die Mundartdichtung ist später verschiedene Wege gegangen. Ein Teil der Dialektpoeten (ich benütze die männliche Form, um die mitunter etwas umständliche sprachliche innen-Architektur zu vermeiden, will aber anmerken, dass die Dialektpoesie in jener Phase weitgehend männlich bestimmt war) ging zur Standardsprache über, weil der besondere Impetus erschöpft, die über den Dialekt automatisch transportierte Widerspenstigkeit zumindest teilweise verflogen war. Andere, nicht ganz Wenige, machten den Dialekt selbst zur Achse, um die sie sich nun schon eine ganze Zeitlang bewegen; Redensarten – manchmal aus dem Arsenal der Mundartwörterbücher – werden als Botschaften stilisiert, und in Sprachspielereien, die manchmal sehr lustig sein können, wird der sinnliche Reichtum der Dialekte gegen die oft allzu glatte Standardsprache in Stellung gebracht.

Harald Hurst hat sich selbst gelegentlich als *Wörterclown* bezeichnet, und es gibt in seinen Texten hin und wieder den clownesken Effekt, dass er über ein Wort oder eine Wendung der gängigen Sprache stolpert und dass sich daraus eine unerwartete Sequenz, ein neuer Sinn ergibt. Aber jenes Jonglieren mit Sprachelementen, das oft gar nicht mehr zur Sache kommt, ist ihm ziemlich fremd. Der Dialekt ist für ihn ein Stück Heimat, sicheres Gefühl der Zugehörigkeit – und Heimat wie Dialekt sind ihm eine standfeste Basis, die er nicht preisgeben will. Er kokettiert nicht mit dem Dialekt wie mit einem Trachtenjanker überm Seidenhemd; er liefert aber auch nicht die badische Variante des radikalen bairischen Berufsseppls. Er schätzt und er gebraucht den Dialekt als eine besonders nuancenreiche Sprachform, nuancenreich vor allem in dem von manchen Zierlichkeiten der Zivilisation verschonten Feld, das er mit Vorliebe bestellt. Der Dialekt ist für ihn dabei aber so selbstverständlich, dass er ihn – einfach so! – verwendet und nicht wie eine kostbare Fahne vor sich herträgt.

Deshalb gibt es bei ihm auch keine verkrampften Anstrengungen, in seinem Werk ein abgeschlossenes Naturschutzgebiet für den Dialekt einzuzäunen. Texte in Standardsprache, also auf „Hochdeutsch", wechseln mit solchen im Dialekt; manchmal lässt sich der Übergang gar nicht präzise bestimmen, weil eben auch die hochsprachlichen Texte durchtränkt sind vom Fluidum der Mundart – Alltagssprache ist es hier wie dort. Und Harald Hurst bemüht sich auch nicht um eine ängstlich lautgerechte Schreibung, wie sie von manchen anderen Dialektdichtern oft in esoterisch wirkenden Zeichen und Buchstabenfolgen präsentiert wird.

Dabei habe ich allerdings vor allem die Produkte schwäbischer Dialektautoren vor Augen

– und hier muss man feststellen, dass die Badener gerade auch, soweit sie keine Alemannen sind, einen unbestreitbaren Heimvorteil haben: Was um Karlsruhe herum oft als Badisch bezeichnet wird, ist ein recht gemäßigter fränkischer Dialekt, der von der Hochsprache nicht halb so weit weg ist wie das Schwäbische oder erst recht das Alemannische. Auch wenn er ziemlich exakt nach der akustischen Realisation niedergeschrieben wird, können das selbst Menschen aus dem hohen Norden, also jenseits der Mainlinie lesen – sie kritisieren dann höchstens die vielen Druckfehler, weil *ich waiß* oder *kain* oder *Stain* immer mit *ai* geschrieben wird. Diese Nähe zur Lautform der Hochsprache trägt mit zur Offenheit mundartlicher Texte bei, und sie harmoniert mit der inhaltlichen Ausrichtung, die bei allem Eigensinn (Eigen-Sinn!) weltoffen ist und höchstens augenzwinkernd davon ausgeht, dass die Badener die gelungensten Exemplare der Schöpfung sind.

Ich weiß, dass es fast schon gewagt und politisch nicht ganz korrekt ist, wenn diese Relativierung von einem Schwaben vorgenommen wird. Zu diesem Thema – Schwaben und Badener – möchte ich einen kurzen Exkurs einschieben, der aber keine Abschweifung darstellt, weil er einiges über Harald Hurst und seine Art zu schreiben aussagt.

Es wäre verwunderlich, wenn die Schwaben kein Thema für ihn wären, denn schon lange und vermehrt seit der Fusion der Länder besteht eine der wichtigsten Funktionen der Schwaben darin, dass sie für ihre westlichen Nachbarn komische Figuren sind, die Ostfriesen, Mantafahrer und Blondinen mehr oder weniger überflüssig machen. Bei Hurst habe ich keine der brutaleren Varianten der Schwabenwitze gefunden; er fragt weder, warum so viele Schwaben einen Mittelscheitel haben, noch erzählt er, wie man mit Hilfe der Schwaben eine Brücke einweiht. Er erzählt in der Regel überhaupt keine Witze, sondern ist selber witzig – Humor von der Stange, komische Fertigteile sind nicht seine Sache. Aber in lebendigen Szenen bringt er in aller Unschuld die schwäbischen Macken zur Geltung; eine südwestdeutsche Mischehe, bei der sich auch noch die schwäbischen Schwiegereltern ins Spiel bringen lassen, bietet eine geschickte Handhabe für die ironische Stammescharakteristik. *Net dass die Chrischtl geizig wär, des net.* Als Landsmann von der Christel, die er ausgerechnet in meiner ostschwäbischen Heimatstadt ansiedelt, atmet man auf – aber dann kommt der freundlich verpackte Dolchstoß: *Sie hat halt nur eine Abneigung gege alles, was net sei muss. Des muss net sei, jenes muss net sei.* Hurst räumt ein: *Vielleicht hat se sogar Recht.* Doch dann setzt er sich entschieden ab: *Aber lieber Gott, wenn mer net ab und zu was macht, was net sei muss – des isch doch kai Lebe!*

Kein Wunder, dass es Hursts poetisches Personal und wohl auch ihn selber schmerzt, dass sich nicht nur im Norden Deutschlands, sondern auch in allen umliegenden Regionen wie dem Elsaß und der Schweiz der historisch begründete umfassende Begriff vom Schwaben gehalten hat: Kaum fährt der Badener *von dehaim fort, wird er zum Schwob und schwätzt Schwäbisch.* Tolerabel ist diese Verwechslung wohl nur deshalb, weil bei verständnisvoller Betrachtung die beiden feindlichen Brüder (und auch die Schwestern) doch näher zusammen rücken. Sie sind sich beispielsweise darin einig, dass sie alles Überkandidelte ablehnen. Außerdem: *Ich waiß, net alle Schwobe sin typisch* sagt einer, der mit einer Schwäbin verheiratet ist und der es deshalb eigentlich wissen muss. Und auch abgesehen davon: *Fleiß un Sparsamkeit wäre willkommene Eigenschafte, solang se net ins Schwäbische entarte* – ja bei näherem Zusehen ergibt sich, dass der *Wunschkatalog badischer Stammestugenden (…) im Wesentlichen aus der radikalen Umwertung schwäbisch vermuteter Defizite* besteht. So wird vollends deutlich, dass die Schwaben aus badischer Sicht dazu da sind, ein Kontrastprogramm zu liefern, von dem her sich die Badener definieren, und natürlich recht positiv definieren können.

Ich verlasse diesen etwas glitschigen Parcours, auf dem man – egal, auf welche Seite man sich wendet – eigentlich nur ausrutschen kann. Was hier und an vielen anderen Beispielen deutlich wird: Harald Hurst spielt mit Klischees, mit gängigen Meinungen, die einer nüchtern-sachlichen Betrachtung nicht standhalten. Seine Figuren steigern Vorurteile oft zu

einer Drastik, die in ihrer Übertreibung die Fragwürdigkeit erkennen lässt – was aber nicht ausschließt, dass man sich als Leser und vor allem als Hörer ein Stück weit mit den Vorurteilen identifiziert. Wer (und sei es auch nur durch elektronische Vermittlung) einen der Auftritte von Harald Hurst, in aller Regel mit Gunzi Heil, erlebt, merkt schnell, dass das kaum zu bremsende Gelächter sich zwischen beiden Ebenen bewegt: Das Publikum freut sich über die vorgetragene Zeitkritik, an der ja meistens etwas dran ist; es hat aber auch seinen Spaß an der Übertreibung, welche die Kritik ins Lächerliche steigert und damit relativiert.

Discounthumor für die Schnäppchenjäger der Spaßgesellschaft bietet Hurst jedenfalls nicht an. Selbst zwischen derbe und deftige Passagen schiebt sich immer wieder ein Stück Besinnlichkeit: Verständnisvoll und genau beobachtet er menschliche Schwächen und Marotten und bilanziert seine Beobachtungen zu einer allgemeinen Erkenntnis. Solche Weisheiten serviert er aber nicht auf dem Präsentierteller, sondern beiläufig, einfach so – er ist auch ein Philosoph, aber ein heimlicher Philosoph.

Im Gedicht *Love Story* resümiert er am Ende: *'s war Liebe uff de erschte Blick,* und dann fügt er hinzu: *oder zu spät / um wegzurenne.* Bei der Schilderung der *Ausgehvorbereitungen* eines schon lang über die Flitterwochen hinausgewachsenen Ehepaars gehen dem Mann Fragen durch den Kopf, die den alltäglichen Anlass weit übersteigen: *Was taugt das noch, was Trude und ich da zusammen machen? Teilen wir womöglich nur noch den Mangel, den wir ohne uns nicht hätten?* Oder: Ritual des Einschenkens. *Halt! Nur e Schlückle!* heißt es, aber die Hiltrud schenkt voll. Kommentar: *Also die Hiltrud hat die Feinhaite begriffe. Die waiß inzwische, dass d' Leut bei uns oft schwätze, um was anneres zu sage.* Oder der wunderbare Hinweis für eine alternde Gesellschaft, der eigentlich eine Auszeichnung durch das Gesundheitsministerium verdient: *Ab'me gewisse Alter muss mer froh sei, wenn mer noch relativ viel e bissl mache kann.*

Die fröhliche Resignation, die in diesem Spruch steckt, charakterisiert auch Harald Hursts Blick auf sich selbst. *Ich brauch nimme laufend den Kick. Ich bin froh, wenn's mir gleichmäßig net schlecht geht* sagt der Ich-Erzähler in der langen Geschichte von den Rabattrosen. Und ganz ähnlich klingt die Selbstbeschreibung im Gedicht *Es hätt schlimmer komme könne.* Es fängt an:

Des normale Glück
isch net mei Ding
ich bin der Hans im Glück
mit'm Arm in de Schling

und am Ende formuliert der Dichter ironisch:

Glück habe annere
ich hab immer nur
grad nochmol Glück g'habt
ich komm mit 'me blaue Aug
aus meine Glücksfäll raus
es könnt besser geh
es könnt schlimmer komme
danke, es geht
mer sieht halt mit de Zeit
vor lauter Glück
e bissl mitg'nomme aus.

Vermutlich ist das die Tonart, in die man auch die Wünsche an Harald Hurst kleiden sollte. Bei runden Geburtstagen lässt es sich kaum vermeiden, dass man dem Jubilar Glück und Segen fürs neue Lebensjahrzehnt wünscht – das klingt freundlich, aber mit der exakten kalendarischen Abgrenzung auch etwas geschäftlich. Wir hier brauchen keine Zahlen; wir wünschen Harald Hurst, dass er noch oft *grad nochmol Glück* hat und dass es noch *e ganzes bissl* so weitergeht – einfach so.

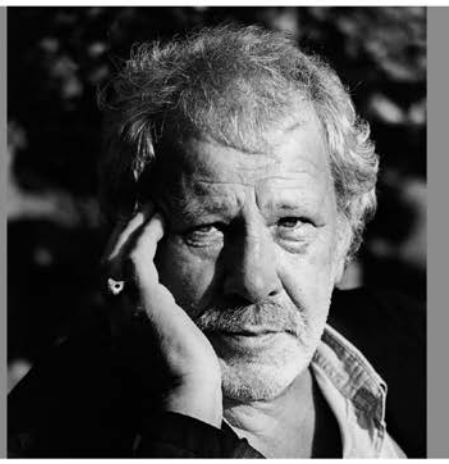
Anmerkungen

* Vortrag beim Festabend der Literarischen Gesellschaft für Harald Hurst am 14. März 2006 im Kammertheater Karlsruhe.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hermann Bausinger
Universität Tübingen
Biesingerstraße 26
72070 Tübingen

DER NEUE HURST

HARALD
HURST



Des elend schöne Lebe

Geschichten und Gedichte

G. Braun Buchverlag

www.gbraun-buchverlag.de

Manfred Teufel

Ludwig Hugo Franz von Jagemann

13. Juni 1805 – 11. Juli 1853

Wenn der noch allseits gut bekannte „fürstenbergisch gesinnte Altbadener“ Karl Siegfried Bader als einer der „Großen des 20. Jahrhunderts“ u. a. in den Bereichen der Kriminologie in dem großartigen „Badischen Kalendarium“ von Hauß/Schmid (Seite 194) verdiente Erwähnung findet, soll mit einigen Worten auch an das Wirken eines anderen angesehenen badischen Kriminologen des 19. Jahrhunderts erinnert werden: vor über 200 Jahren, am 13. Juni 1805 kam in Gerlachsheim bei Lauda/Königshofen Ludwig Hugo Franz von Jagemann zur Welt. Als Sohn des Mannheimer Ehrenbürgers Philipp Anton von Jagemann, Stadtdirektor und späterer Hofgerichtspräsident in Mannheim, erhielt er dort seine Schulbildung, um dann zum Rechtsstudium die Universitäten in Heidelberg und Göttingen zu beziehen. Mit 22 Jahren bestand von Jagemann das juristische Staatsexamen. Als Assessor der Fürstlich-Löwenstein-Wertheim-Rosenbergischen Domänenkanzlei zog er mit einer wissenschaftlichen Abhandlung die Aufmerksamkeit der Fachwelt auf sich. In der 1831 in Frankfurt/M. erschienenen Schrift untersuchte er die zeitgemäßen Anforderungen an die „Civilrichter“. 1834, als er Oberamtsassessor in Heidelberg war, gab er eine Broschüre mit dem Titel „Die Öffentlichkeit des Strafverfahrens“ heraus, die einiges Aufsehen erregt haben dürfte. Ab 1836 fungierte er dann als Großherzoglich-badischer Amtmann am gleichen Ort. Der badische Amtmann war nach den Worten von Karl Zbinden mit dem damaligen Kompetenzenbereich ein mixtum compositum, das neben verwaltungsrechtlichen insbesondere auch untersuchungsrichterliche Aufgaben zu besorgen hatte (in einigen schweizerischen Kantonten trifft man noch heute eine ähnliche Regelung).

Wie auch unser Historiker Karl Siegfried Bader ist der Kriminalist v. Jagemann keineswegs „bloß in Paragraphen aufgegangen“. Seine Reiseskizzen aus den Jahren 1837–40, die ein Leipziger Verlag 1846 unter dem Titel „Deutsche Städte und deutsche Männer nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft“ in zwei Bänden herausbrachte, verraten eine ungewöhnlich lebendige Wesensart. Beleg für seinen schriftstellerischen Fleiß in jenen Jahren liefert wiederum ein 1838 in Karlsruhe verlegtes Druckerzeugnis, in dem er vordring-

Ludwig Hugo Franz v. Jagemann
(nach einem Bild im Besitz von Frau Lina von Schelling-von Jagemann, Schloß Stetten)
Aus: Kriminalstatistik 8. (1954) Seite 64 (Hamburg)

lich auf die „Mittel zur Unterdrückung der Mißbräuche der Untersuchungsbeamten“ einging und dabei gegenwartsnah den Titel 50 des badischen Strafgesetzentwurfs fixierte.

Bald nach dem ihm die Juristische Fakultät der Universität Heidelberg am 30. Januar 1838 die Würde eines doctor juris verlieh, ließ v. Jagemann den 1. Band (XXXII, 772 Seiten) seines „Handbuchs der gerichtlichen Untersuchungskunde“ (mit dem Untertitel „Die Theorie der Untersuchungskunde“) bei Kettembeil erscheinen, dem 1841 der zweite Band mit dem Untertitel „Die Pragmatik der Untersuchungskunde in 344 acten-mäßigen Beispielen enthaltend“ folgte. Im gleichen Jahr wurde v. Jagemann in Freiburg Hofgerichtsrat, ein Jahr später 1842 Staatsanwalt und ab 1843 bekleidete er die Stellung eines Ministerialrats im Badischen Justizministerium. Hier oblag ihm das Referat für den Strafvollzug, dem zu jener Zeit starke politische Aufmerksamkeit zukam. Neben seiner bedeutenden fachschriftstellerischen Tätigkeit u. a. als Mitherausgeber der „Zeitschrift für deutsches Strafverfahren“ (1842–1847) hinterließ er auch sonst justizpolitische Spuren, die für jene Zeit teilweise recht militant daherkamen. Seine „Offenen Gedanken über die Abneigung der Rheinpreußen gegen Strafgesetzreformen“ (1843) oder die Denkschrift „Volksrichter oder Staatsrichter“ (Darmstadt 1846) dürften höherenorts nicht immer auf positive Resonanz gestoßen sein. Wie viele Jahrzehnte später der als Schöpfer des Reichskriminalpolizeigesetzes in die Geschichte eingegangene sächsische Geheimrat Robert Heindl (1883–1958) Studienreisen zur Erkundung der Strafvollzugssysteme unternahm, machte sich auch v. Jagemann auf weite Reisen durch England, Frankreich und Belgien mit den dortigen Justizsystemen vertraut. In der praktischen Umsetzung seiner auswärtigen Erfahrungen gestaltete er das Zuchthaus in Bruchsal nach dem „pennsylvanischen“ Zellensystem um, wobei er grundsätzlich der Einzelhaft in Strafgefängnissen den Vorzug gab. Als Ministerialreferent vertrat er in jener Zeit im badischen Parlament den Entwurf zu einem „Badischen Strafgesetzbuch“; seine Vorschläge fasste er in den 1846 herausgegebenen „Beiträgen zur Erläuterung der neuen Strafgesetzgebung im Großherzogtum Baden“ zusammen, denen fünf Jahre später „Das badische Strafgesetzbuch mit systematischen Übersichten“ folgte.

Ein 1849 in Erlangen erschienener Titel „Die Militärstrafen im Lichte der Zeit“ sollte den publizistischen Niederschlag seiner Tätigkeit als Generalauditor im Badischen Kriegsministerium bilden, in das man ihn kurzzeitig versetzte. Mit dem preußischen Generalauditor arbeitete er dann später den Entwurf für ein „Strafrecht des Reichsheeres“ aus.

Am 11. Juli 1853 verstarb v. Jagemann an der Ruhr auf einer Reise durch seinen geliebten Schwarzwald.

Die Durchmusterung anderer anfangs des 19. Jahrhunderts auf den Markt gekommener kriminalistischen Fachliteratur (oder wie man sie auch nennen will) zeigt, dass darin praktisch nur die Technik des bloßen Inquirierens abgehandelt wurde. Erst mit v. Jagemann trat ein badischer Kriminalist in Erscheinung, der der sich entwickelnden Kriminalistik zu einem Aufschwung verhalf. Die heutige Fachwelt geht sogar soweit, in ihm den eigentlichen Begründer dieser Disziplin zu sehen. Sein Hauptwerk aus den Jahren 1838/1841 sollte den Versuch einer „gerichtlichen Untersuchungskunde“ darstellen und zwar als „abgeschlossenes, von der Theorie des Strafprozesses nicht unbedingt abhängiges, auf eigenen Grundsätzen errichtetes Lehrgebäude“. Die Untersuchungskunde sollte alle Kenntnisse und Erfahrungssätze umfassen, mittels welcher man am schnellsten, am sichersten und am redlichsten, auf gesetzlichem Wege, den wahren „Thatverhalt“ eines vorgefallenen Vergehens oder Verbrechens erforschen kann. v. Jagemann erkannte bereits, dass die Inquisition überall Stückwerk bleiben würde, „wenn es ihr an den wissenschaftlichen Elementen fehle.“ Für von Jagemann stand der persönliche Beweis (Beschuldigtenvernehmung) im Vordergrund. Das Hinwirken auf ein Geständnis hielt er für die Hauptaufgabe des Inquirenten. Praktische Menschenkenntnis setzte er bei allem voraus. Unter Andeutung von Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Abhängigkeit kriminalbiologischer und kriminalistischer Umstände waren vom Untersuchungsrichter Schlüsse auf die Tat und den Täter zu ziehen und „vom Charakter des Letzteren wieder auf die Beschaffen-

heit der That“. Von ihm stammten bereits erklärende psychologische Anmerkungen zur Beschuldigtenvernehmung, wobei es ihm darum ging, „nicht mit allen Mitteln zu einem Geständnis zu kommen“. Für uns Heutigen lassen die Vermerke unter der Überschrift: „Weichmüthige und Furchtsame“ aufhorchen: „Es ist eine heilige Pflicht des Inquirenten, so gebeugte, zerknirschte Stimmungen nicht zur Entlockung eines Geständnisses systematisch zu benutzen, sondern vielmehr das geängstigte Gemüth aufzurichten“.

In weiten Strecken zeigt sich eine humane Tendenz, die der Badener für eine Prozessführung seinerzeit empfahl: Als unwürdig hielt er die körperliche Züchtigung als Überbleibsel von dem monströsen Foltersystem. Der Beschuldigte soll beim Verhör sitzen dürfen, Zwischenpausen im Verhör sind einzulegen und die Ketten abzunehmen. Wenn es gelte, sich zu verteidigen, müsse man „frei sein“. Die erläuternde Betrachtungsweise von v. Jagemann zum Zeugen – als auch Sachverständigenbeweis ist ebenfalls noch lehrhaft. Wenn er auch noch nichts von Fernsprecher, Polizeifunk, Fernschreiber und anderen Mitteln der Nachrichtentechnik berichten konnte, sind die Teilstücke über „Fahndung auf Subjekte und Objekte der Tat“, Nacheile, Streife, Haussuchung, Beschlagnahme usw. nicht weniger lesenswert.

Armin Forker war im November 1978 in einer Nachlese zu einem Reprint von Zimmermann „Die Diebe in Berlin“ (Berlin 1847) der Meinung, dass die v. Jagemanns Handbücher zur Untersuchungskunde in norddeutschen Ländern, insbesondere in Preußen nicht verbreitet gewesen seien. Bei Karl Zbinden, dem fleißigsten Biographen von Jagemann lesen wir dagegen, dass das zweibändige Handbuch auch jetzt (1968) „noch nicht dazu verurteilt ist, in den Bibliotheken das Schicksal jener ehrbaren Schinken zu fristen, die nur gelegentlich zum Studium der geschichtlichen Entwicklung einer wissenschaftlichen Frage gleichsam im Vorbeigehen zu Rate gezogen werden“. Diese Konstatierung ist mit Fug und Recht zu bestätigen: auch in der allerjüngsten, nicht bloßen kriminalistischen und polizeilichen Fachliteratur (z. B. „Kriminalistische Kompetenz“ – Kriminalisten-Fachbuch – Lübeck, 2000) stoßen wir permanent auf den badischen Kriminalisten, der uns ein reichhaltiges Schrifttum hinterließ. In einer fast schon philosophisch angelegten „Verhör“-Studie von Niehaus (2003) werden v. Jagemanns Empfehlungen zu diesem Thema aus den Jahren 1838/41 in einem Zuge mit Franz Kafka's Gesammelten Werke (1994) genannt. Ebenso nimmt Franz-Reiner Schurich in seinem durchaus ernstgemeinten „Kuriosenlexikon der Kriminalgeschichte“ (Berlin 1997) beim Thema „Überführungstricks“ Bezug auf v. Jagemann, der früher schon verfängliche (capitöse) Fangfragen bei Vernehmungen energisch ablehnte. Vor wenigen Monaten erst erschien im Darmstädter Primus-Verlag eine beachtenswerte Monographie des Hochschullehrers Peter Becker von der Universität Linz, in der die Geschichte der Kriminalistik als interdisziplinäre Form der Verbrechensaufklärung und Prävention mit Hilfe von Fallstudien dargeboten wird. Auch dabei werden einige Anleihen an die v. Jagemanns Handbücher aus dem 19. Jahrhundert gemacht.

Quellen

Karl Zbinen, Kriminalistik (Strafuntersuchungskunde), München, 1954.

Derselbe, Kriminalistische Akzente (Grundlagen der Kriminalistik), Hamburg, 1968.

Edwin Kube, Beweisverfahren und Kriminalistik in Deutschland. Hamburg, 1964.

Anschrift des Autors:
Manfred Teufel
Karpfenstraße 15
78532 Tuttlingen

Heinrich Hauß

Verabschiedung des Vorsitzenden Adolf Schmid am 7. Mai 2006 in Lörrach

Rede des Schriftleiters der Badischen Heimat

Lieber Herr Adolf Schmid,
sehr geehrte Frau Schmid,
lieber Herr Kohler, sehr geehrte Frau Kohler,
sehr geehrter Herr Kronemaier,
sehr geehrter Herr Regierungspräsident,
liebe Mitglieder der Badischen Heimat,
sehr geehrte Damen und Herren

I. Programmatische Positionsbestimmungen

Zur Verabschiedung von Herrn Adolf Schmid als Landesvorsitzenden der Badischen Heimat werde ich in meiner Rede den Rückblick auf seine Tätigkeit mit kritischen Ausblicken auf die nähere Zukunft des Vereins verbinden.

Zum siebzigsten Geburtstag von Herrn Adolf Schmid habe ich im Jahre 2004 im Heft 2 der Badischen Heimat wichtige Positionen seiner Vereinspolitik gewürdigt. Ich greife deshalb bei dieser Gelegenheit auf meine damaligen Ausführungen zurück.

Bis zur Amtsübernahme durch Adolf Schmid war es erstaunlicherweise nicht üblich, dass der Vereinsvorsitzende ein vereinspolitisches Programm vorlegte. In einem Aufsatz im Heft 3/1998 hat Adolf Schmid denn auch eine „Unsicherheit" über das Konzept in den vorausgehenden Jahren der Vereinsführung festgestellt. Bei Amtsantritt ging Adolf Schmid davon aus, dass der Verein von manchen Wunschwelten Abstand nehmen müsse und Wechsel in allen Bereichen angesagt sei. Er versprach vor allem, dass die Badische Heimat „sich wieder stärker öffentlich einzumischen" wolle und „dazwischen zu reden" gesonnen sei.

Der Vorsitzende hat sich im Laufe seiner achtjährigen Amtszeit von Fall zu Fall zu grundsätzlichen Fragen der Vereinspolitik geäußert, so dass sich im Rückblick progammatische Positionsbestimmungen für die Arbeit des Landesvereins ergaben.

Bei der Verabschiedung von Adolf Schmid darf der Schriftleiter der Badischen Heimat anerkennend hervorheben, dass Adolf Schmid erstmals in der neueren Vereinsgeschichte seit 1952 Versuche unternommen hat, Positionen zu Selbstverständnis und Politik des Landesvereins Badische Heimat zu formulieren. Die früheren Vorsitzenden haben sich zumeist darauf beschränkt, die konventionellen Arbeitsschwerpunkte wie Landes- und Volkskunde, Natur- und Denkmalschutz zu bestätigen. Eine Aktualisierung der Positionsbestimmung unter den veränderten staatlichen Bedingungen des neuen Bundeslandes wurden, so weit ich sehe, unterlassen.

II. Schwerpunkte

Die Schwerpunkte der Vereinspolitik, die zu verwirklichen Adolf Schmid sich in seiner Amtszeit vorgenommen hat, sind:

- Die Arbeit des Landesvereins an einer „Erinnerungskultur" der badischen Geschichte,
- die Konzeption, die Regierungspräsidien zu verstehen als „Wahrer" der regionalen und damit nach der Auffassung Schmids auch badischer Interessen,
- die Funktion des Landesvereins als einer „Kulturlobby", und schließlich
- die oberrheinische Komponente, die „Nachbarschaft am Oberrhein".

III. Erinnerungskultur

Der alte und der neue Vorsitzende der Badischen Heimat (von rechts nach links) Foto: Heinrich Hauß

Den Landesverein Badische Heimat verstand der Vorsitzende nachdrücklich nicht als Geschichtsverein neben anderen Geschichtsvereinen, sondern gewissermaßen die lokalen und regionalen Geschichtsvereine übergreifend, als Hüter der ganzen badischen Geschichte. Erinnerungskultur sollte dabei einmal die Sicherung der badischen Geschichte innerhalb der baden-württembergischen Landesgeschichte leisten und andererseits die Erinnerung an die „badische Mitgift", die das Land Baden 1952 in die südwestdeutsche „Erfolgsgeschichte" eingebracht hat, wachhalten. Zur Erinnerungskultur gehört auch, dass die Badische Hei-

mat jeder angemaßten Deutungsmacht badischer Geschichte entgegentritt.

Abgeleitet aus dem Gedanken der „badischen Mitgift“ erwartete der Vorsitzende, „dass die spezifischen Leistungen, die in den badischen Regionen auf dem vielfältigen Gebiet der Kultur erbracht worden sind, von der Landesregierung deutlich anerkannt, gewürdigt und die Leistungsträger entsprechend gefördert werden“.

IV. Treuhänderschaft der badischen Geschichte

Im Laufe der nun vierundfünfzig Jahren des Bindestrichlandes Baden-Württemberg hat sich im ehemaligen Lande Baden eine Regionalisierung ausgebildet, d. h., Baden ist wieder in seine Teile vor der Bildung des Großherzogtums zerfallen. Die ehemals unter Dynastie und badischen Staat geeinigten Landesteile und Orte haben sich wieder verselbständigt. So hat denn der Karlsruher Oberbürgermeister schon 1998 beklagt, „dass es keine badische Solidarität“ mehr gäbe (BH 4/2000, S. 797). In diesem Zusammenhang ist auch beim zweihundertsten Jahrestages der Erinnerung der Erhebung der Markgrafschaft Baden zum Großherzogtum in diesem Jahre die Frage aufgetaucht, wer denn in Zukunft die Sach- und Treuhänderschaft der badischen Geschichte übernehmen soll. Geht man von der Regionalisierung des ehemaligen Landes Baden aus, dann wird der Landesverein zwingend dazu aufgefordert sein, die Treuhänderschaft der badischen Geschichte zu übernehmen, da sich gerade im Zusammenhang mit dem Jubiläum herausgestellt hat, dass keine Institution, Behörde oder Stadt bereit ist oder sich autorisiert fühlt, eine solche Treuhänderschaft zu übernehmen. Zur Übernahme dieser Aufgabe gehören Sachverstand, Mut, Ausdauer und – finanzielle Mittel. Über die Frage der Treuhänderschaft der badischen Geschichte wandelt sich die zunächst harmlos erscheinende unpolitische „Erinnerungskultur“ in ein politisches Problem. Denn es ist ein Unterschied politischer Art, ob der Landesverein bloß „Erinnerungskultur“ betreibt oder die Treuhänderschaft für die badische Geschichte übernimmt[1].

V. Die Regierungspräsidien als Handlungspartner des Landesvereins

Die Badische Heimat verfolgt „kein politisches Ziel im engeren Sinne“, stellte Helmut Engler anläßlich des 90. Geburtstages der Badischen Heimat fest. Wenn die Badische Heimat tatsächlich keine politischen Ziele verfolgt, weder landespolitische noch regionalpolitische, dann bleibt sie auf die Regierunsgpräsidien als politische Handlungspartner angewiesen. Dieses Konzept, von dem Adolf Schmid während seiner Amtszeit ausging, ist gerechtfertigt, wenn man davon ausgeht, dass Regierungspräsidien die „Aufgabe der Interessenwahrnehmung der Regionen“ zukommt. Für die Tatsache der „selbsbewussten südbadische Eigenständigkeit“ (In P.-L. Weinacht, Die Badischen Regionen am Rhein, 2002, S. 185) hat Ungern-Sternberg sogar die „Entwicklung einer unverwechselbaren südbadischen Regionalpolitik“ gefordert. Als „Repräsentanten und Fürsprecher seines Bezirks“ bezeichnete Hans Scheurer die Regierungspräsidenten. Sie sind ein „Teil der Identität ihrer Landschaft“ (P.-L. Weinacht, a. a. O., S. 45). Wenn das zutrifft, dann könnten die Regierungspräsidien in Karlsruhe und Freiburg in der Tat die Handlungspartner des Landesvereins sein, die das politische Geschäft der Interessenwahrung ausfechten.

Gestatten Sie mir, dass ich zu dem handlungsentlastenden Konzept einige Bemerkungen mache.

Heinrich Hauß bei seiner Laudatio Foto: D. Depenau

Die Wahrnehmung der beschriebenen Aufgaben durch die Regierungspräsidien hängt stark vom Amtsverständnis der jeweiligen Regierungspräsidentin oder jeweiligen Regierungsgpräsidenten ab. Zu bedenken gebe ich auch, dass es im ehemaligen Lande Baden zwei Regierungspräsidien gibt. Es dürfte deshalb schwierig sein, auf der Ebene der Regierungspräsidien gesamtbadische Belange wahrzunehmen und zu fördern. Dazu kommt, dass die Regierungspräsidien nicht mehr das frühere Land Baden abdecken. Mit der Gebietsreform wurden die früheren Grenzen verwischt.

Die politische Abstinenz des Landesvereins hat ihren Preis. Einerseits bedeutet diese Abstinenz die radikale Absage gegenüber der „Landesvereinigung Baden in Europa“ während der Amtszeit von Adolf Schmid, Andererseits wäre ein politisches Engagement für regionale Fragen ein Feld, auf dem sich die Badische Heimat über bloße historische Interessen bemerkbar machen könnte und für zukünftige Mitglieder attraktiv wäre. Die strenge politische Abstinenz ist, so scheint mir, ein Erbe der Furcht nicht mit den sogenannten „Altbadenern“ verwechselt zu werden.

Für die südbadische Region mit ihrem engagierten Regierungspräsidenten mag das von Adolf Schmid verfolgte Modell voll gerechtfertigt zu sein. Es beruht auf einem Zusammenspiel der Stadt Freiburg, des Regierungspräsidiums und der Region. Diese Konstellation scheint mir anderen Orts nicht unbedingt gegeben.

VI. Kulturlobby

Baden brachte unbestritten ein „unvergleichlich angesehenes Erbe“ in das neue Bundesland ein. „Nicht zuletzt erbte das Land den historischen Kulturboden am Bodensee und Rhein und darf sich heute auf Landesausstellungen mit dem badischer Familienerbe des Liberalismus und der Demokratiebewegung während der 48er Revolution schmücken“ (P.-L. Weinacht in: Die badischen Regionen am Rhein, S. 520). „Wahrung, Pflege und Anwandlung dieser kulturellen Identität

benannte Schmid mit den Begriff Kulturlobby und meinte damit eine Interessenvertretung aller kulturschaffenden Kräfte“ (BH, Heft 2/2004, S. 281). Nach Schmids Vorstellungen hat der Landesverein überall dort sich „einzumischen“, wo dieses kulturelle Erbe, sei es als Natur, Landschaft, Gebäude, Stadt- oder Dorfkern gefährdet ist. Kulturlobby bedeutet darüberhinaus, dass der Landesverein darüber wacht, dass Baden nicht auf Tourismus, Lebensart, Essen, Trinken und auf den von der Sonne verwöhnten Wein reduziert wird. Wer das nicht will und die kulturellen Traditionen und Identität erhalten will, muss aber aktive Kulturpolitik betreiben. In diesem Sinne war Adolf Schmid wie kein anderer Vorsitzender vor ihm auf vielen Veranstaltungen präsent. Er hat auch zur Erinnerung der Säkularisation einen Wettbewerb ausschreiben lassen, der erfolgreich durchgeführt wurde. Im Sinne einer kulturellen Orientierung über die Grenzen hinaus hat Schmid alljährlich am Salon du livre in Colmar teilgenommen.

VII. Nachbarschaft am Oberrhein

Geschichte allein und die Erinnerung daran kann den „badischen Regionen am Rhein“ keine Zukunftsperspektive geben.

Es scheint mir deshalb nur konsequent, dass Baden nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit sich grenzüberschreitend oberrheinisch und europäisch orientiert. Das Eigne – das Badische – kann nur lebendig bleiben, wenn es in einem geographisch und kulturpolitisch Umfassenderen aufgehoben ist. So hat „Baden zwar vor einem halben Jahrhundert die politische Selbständigkeit verloren, aber eine europäische Perspektive gewonnen“ (Rolf Böhme, Baden, Modellregion für Europa, in: Badens Mitgift, S. 182). Baden hat damit eine neue kulturgeschichtliche und kulturpolitische Aufgabe gefunden. Für Adolf Schmid war von Anfang seiner Amtszeit an die „Nachbarschaft am Oberrhein“, wie er die Option nannte, ein „persönliches Herzensanliegen“. Die Langzeitperspektive dieser Option ist für mich der eigentliche Beitrag der Badischen Heimat zur Profilierung des Vereins in den letzten acht Jahren gewesen. Dieser Aufsatz Adolf Schmids – Badische Heimat auf ihrem Weg in eine Oberrheinische Heimat – sollte unbedingt weitergeführt werden.

Das Rheinbewusstsein ist nun tatsächlich etwas, das die „badischen Regionen am Rhein“ Württemberg voraus haben und nach dem sie ihre zukünftige Identität ausrichten sollten. Die Zukunftsfähigkeit der badischen Heimat liegt in der Identifikation mit der europäischen Region am Oberrhein.

VIII. Der Landesverein: Kein bloßer Heimat- und Geschichtsverein

Als Vorsitzender des Landesvereins hat Adolf Schmid Wert darauf gelegt, dass die Badische Heimat nicht einfach ein Heimatverein ist und dass die Badische Heimat auch nicht nur ein Geschichtsverein ist.

Ein Heimatverein vertritt die Interessen lokaler oder regionaler Heimaten.

Ein Geschichtsverein macht sich die Pflege lokaler Geschichte vor Ort zum Anliegen.

Der Landesverein will, wie der Name schon sagt, mehr sein als bloßer lokaler Heimat- oder Geschichtsverein.

Der Landesverein vertrat seit seiner Gründung landeskundliche und volkskundliche Belange innerhalb eines selbständigen Staates. Seit 1952 hat der Landesverein ohne die Eigenstaatlichkeit Badens zu agieren. Das ist so lange kein Problem wie Baden-Württemberg Geschichte, Traditionen und Identität des Teillandes achtet, ernst nimmt, fördert. Es ist so lange kein Problem wie „Baden-Württemberg ein Land ist, das seinen Menschen die Heimat beläßt, nach der sie verlangen“ (P.-L. Weinacht, Die badischen Regionen am Rhein, S. 28). Dass diese Position nicht unbedingt gesichert ist, zeigt sich an folgender Feststellung: „Die Gemeinsamkeit der Bewohner des badischen Landesteiles zeigt sich in neuerer Zeit (2002) hauptsächlich im Singen des Badnerliedes, bei Sportwettkämpfen zum Beispiel“ (Karl Mörsch/Peter Hölzle, Kontrapunkt Baden-Württemberg, 2002, S. 191).

Der Landesverein Badische Heimat ist kein bloßer Heimat- und Geschichtsverein, weil er seine Aufgabe nach wie vor darin sieht, ein Ganzes zu vertreten: Eben das frühere eigenstaatliche Baden in seiner Geschichte und das heutige Teilland Baden in kulturpolitischer Hinsicht. Das Gelingen hängt davon ab, ob die Menschen in dem Teilland Baden heute und in Zukunft auch nach der Heimat verlangen, die Baden-Württemberg – hoffentlich – ihnen beläßt, wie oben gesagt wurde.

IX. Badisches Kalendarium

Am Schluß sei noch darauf hingewiesen, dass Adolf Schmid die langjährige Praxis des Kalenders in den Ekhardheften wieder aufgegriffen hat und ein „Badisches Kalendarium“, nun erweitert durch historische Daten, angeregt hat.

Meine Laudatio für Adolf Schmid ist unversehens auch zu einer Art „Regierungserklärung“ der Badischen Heimat geworden. Das hat aber einen tieferen Sinn, weil Adolf Schmid einen wesentlichen Teil seiner Arbeit, der Programmatik und der Selbstbestimmung des Landesvereins gewidmet hat.

Persönlich darf ich Adolf Schmid für die gute und für Innovationen der Hefte der Badischen Heimat offene Zusammenarbeit herzlich danken. Die Qualität der Publikation „Badische Heimat“ ist dann am besten gewährleistet, wenn in den Zielsetzungen für Inhalt und Gestaltung absoluter Konsens zwischen dem Vorsitzenden und dem Schriftleiter gewährleistet ist. Es mag für die Arbeit die Maxime gegolten haben, die wir hier – dem Liebhaber des Lateins (A. Schmid war Lateinlehrer) zuliebe – so wiedergeben:

„In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“.

Frei übersetzt für die Belange der Badischen Heimat: Im Programm Einigkeit, in allem anderen freie Hand, bei allem aber Liebe zur Heimat.

1 Im Grußwort zu der Begleitpublikation zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg/ Generallandesarchiv Karlsruhe und des Landesmuseums im Karlsruher Schloß, 30. Juni bis 20. August 2006, hat der Präsident des Landesarchivs Baden-Württemberg, Dr. Robert Kretschmar, das Generallandesarchiv als „den Hüter der Quellen und Sachwalter der badischen Geschichte“ (S. 7) bezeichnet.

Volker Kronemayer

Verabschiedung von Frau Kohler und Herrn Kohler bei der Mitgliederversammlung 2006 in Lörrach

Liebe, sehr geehrte Frau Kohler,

leider haben Sie sich entschlossen, mit dem heutigen Tag Ihre Tätigkeit beim Landesverein Badische Heimat Freiburg aufzugeben. Zwanzig Jahre lang sind Sie im Haus der Badischen Heimat gegenwärtig gewesen, haben Sie sich als kompetente und unverzichtbare Sachwalterin des Vereins erwiesen. Gerade die Betreuung der Mitglieder erfordert Ausdauer – und

manchmal auch starke Nerven. Ihrer Arbeit auf diesem Feld haben wir es zu verdanken, dass es möglich gewesen ist, die Quartalshefte der Badischen Heimat nicht nur korrekt zustellen zu können, sondern deren Druck und Versand auch zuverlässig bezahlen zu können. Es war eine Tätigkeit, die nicht immer einfach war, aber es ist Ihnen gelungen, in all den Jahren Gelassenheit und Distanz zu bewahren. Dafür sei Ihnen an dieser Stelle im Namen des Vorstandes, des Beirates und der Mitglieder herzlich gedankt.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle eine persönliche Erinnerung: Als ich 1994 zum ersten Mal nach Freiburg in das Haus Badische Heimat kam, merkten Sie bei der Betrachtung der Büroräume an, dass die Möbel alt seien wie die Mitarbeiterinnen. Nun, wer die ganz ausgezeichneten Schreinerarbeiten im Haus kennt, der wird bestätigen können: Beide sind bestens gepflegt und erhalten; eine Wohltat für das Auge und sehr bestimmend für die angenehm freundliche Atmosphäre in ihrer Umgebung.

Mit diesen etwas launigen Worten verabschieden Sie Vorstand, Beirat und Mitarbeiter des Vereins mit Wehmut aus der langjährigen treuen Mitarbeit. Aber es ist allen Anwesenden verständlich, dass Sie nun auch etwas mehr Zeit mit Ihrem Gatten verbringen möchten. Wir wünschen Ihnen alles Gute auf Ihrem weiteren Lebensweg und bedanken uns mit einem Geschenk, dass wir Ihnen am Ende unserer Ausführungen gerne gemeinsam überreichen möchten.

Lieber, sehr geehrter Herr Kohler,

schon seit einiger Zeit haben Sie darum gebeten, dass man für das Ehrenamt des Landesrechners im Verein Badische Heimat Freiburg e. V. einen Nachfolger finden möge. Dies hat sich bis auf den heutigen Tag als außerordentlich schwieriges Unterfangen erwiesen. Denn – um dies auch ein Stück weit vorweg zu nehmen – der Umfang Ihrer Tätigkeit ist derart groß und die Kenntnisse, die Sie sich angeeignet haben, sind so vielfältig, dass dies auf Interessenten an sich schon abschreckend genug wirken mag. Außerdem mögen heutzutage die meisten Frauen ihren Ehemann nicht so ohne weiteres zu ehrenamtlichen Pflichten entlassen. Oder gar das Hobby ihres Gatten teilen. In Ihrem Fall ist dies ganz anders. Und so dürften wir Sie eigentlich gar nicht ziehen lassen.

Da Sie nun aber doch fest entschlossen sind, den Abschied als Landesrechner zu nehmen, so lassen Sie mich feststellen: Es geht damit nicht nur eine Tätigkeit im Landesverein zu Ende, sondern es verschwindet eine Tradition.

Es bleibt festzuhalten, dass Sie in nunmehr fünfundzwanzig Jahren einen erheblichen Teil Ihrer Arbeitskraft und Freizeit dem Landesverein zur Verfügung gestellt haben. Und dies ehrenamtlich. Das sind nicht allein Jahre, die zählen, es ist dies ein halbes Arbeitsleben. Es sind dies ihre kreativsten und kraftvollsten Jahre Ihres Lebens gewesen, die Sie in den Dienst der Badischen Heimat gestellt haben.

Im Rahmen dieser Tätigkeit sind es die alltäglichen Geschäfte, die einen erheblichen Teil der Zeit beanspruchen: Abrechnungen aller Art, Rechnungslegung

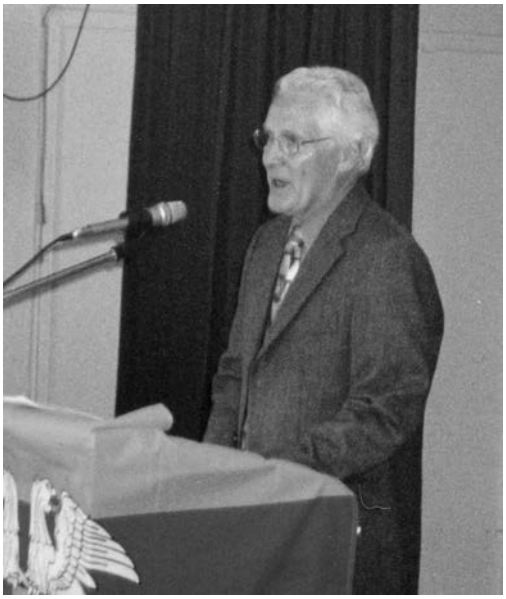


Foto: Heinrich Hauß

für Kassenprüfer und Mitgliederversammlung – seit einigen Jahren meldet sich nun auch noch das Finanzamt. Schließlich die Bezahlung des Quartalsheftes der Badischen Heimat, die Klammer, die die Vereinsmitglieder über das ganze Land hinweg miteinander verbindet. Die Liste ließe sich detailliert sehr lange fortsetzen.

Darüber hinaus oblag Ihnen in dieser Zeit auch die Pflege und Verwaltung des Hauses Badische Heimat in der Hansjakobstraße in Freiburg. Dies war Ihnen weit aus mehr als Pflicht und Routine – es war Ihnen eine Herzensangelegenheit. Wann immer möglich, präsentierten Sie das Anwesen mit Stolz. Mit Begeisterung stellten Sie in der Mitte der neunziger Jahre das renovierte Gebäude vor, an dessen gitterbewehrten Fensterstäben das Emblem des mittlerweile erloschenen Privatbankhauses Krebs prangte. Das gepflegte Treppenhaus mit seinem mittlerweile selten gewordenen hölzernen Geländer lag Ihnen ebenso am Herzen wie der riesige Speicher oder die damals noch zu renovierenden Kellerräume. Mit viel Engagement, großer Energie und bewundernswertem Einfallsreichtum was die Finanzierung anbelangte haben Sie es verstanden, die ständig notwendigen Sanierungen umzusetzen. Dass Sie dabei auch gleichfalls die Interessen der Mieter berücksichtigen konnten und das gut nachbarschaftliche Verhältnis bis auf den heutigen Tag bewahren konnten, gereicht Ihnen zur Ehre. Und an dieser Stelle sei es nun auch gestattet, Herrn Schweizer für die einvernehmliche Nachbarschaft zu danken.

Lassen Sie mich nach diesem kleinen Exkurs zu Ihnen, Herr Kohler, zurückkommen. Wann immer ein Sturm durch die Straßen Freiburgs fegte und Ziegel von den Dächern jagte, waren Sie es, der in der Hansjakobstraße als Erster nach dem Rechten schaute. Die wahrscheinlich wichtigste Leistung bestand wohl darin, dass Sie den Kauf des Grundstückes in der Hans-Jakobstraße in die Tat umsetzten. Damit befreiten Sie den Verein von der Unwägbarkeit der Erbpachtzahlungen an die Stadt Freiburg und senkten innerhalb weniger Jahre die Schulden auf ein erträgliches Maß. Und dafür gebührt Ihnen unser tiefster Dank.

Des Weiteren darf nicht übersehen werden, dass Sie in Namen des Vereins Arbeitgeberpflichten zu erledigen hatten. Insbesondere nachdem Frau Beck aus Endingen nach langen Jahren als treue Mitarbeiterin ausgeschieden war, oblag im Wesentlichen Ihnen diese Aufgabe. Sowohl bei der Wahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie auch bei der Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten hatten Sie eine glückliche Hand. Die sicherste Wahl hatten Sie mit Ihrer Gattin getroffen, die nunmehr schon seit über zwanzig Jahren im Büro des Hauses Badische Heimat tätig ist – und heute ebenfalls Ihren Abschied nimmt. Mit Herrn Karl Bühler gelang es Ihnen, jemanden zu finden, der nicht nur Mitarbeiter der Badischen Heimat, sondern auch Mitstreiter für die Anliegen des Vereins ist.

Summa summarum – Landesrechner, Hausverwalter, Arbeitgeber – lieber Herr Kohler, es war ein ausgefülltes und reiches Leben, das Sie in den Dienst des Landesvereins Badische Heimat Freiburg gestellt haben. Vorstand und Beirat und nicht zuletzt die Mitglieder sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Als Zeichen der Anerkennung Ihrer Verdienste um den Verein laden wir Sie herzlich ein, mit der Bezirksgruppe Schwetzingen eine Mehrtagefahrt in den herbstlichen Harz zu unternehmen. Bleiben Sie und Ihre Gattin auch weiterhin der Badischen Heimat eng verbunden. Wir freuen uns darauf.

Ab Heft 1/2007 wird auf Antrag und Beschluss des Vorstandes, des Beirats und der Regionalvertreter zur Einsparung der Kosten der Hefte der Badischen Heimat kein Honorar mehr an die Autoren gezahlt. (Beschluss vom 21. Oktober 2006)

Als Autorenkorrekturen werden ab Heft 1/2007 nur noch Rechtschreib-, Komma- und Trennfehler akzeptiert. Eine Ausnahme sind die Platzierung der Bilder sowie Bildunterschriften. Die Autoren werden eindringlich gebeten, im Manuskript deutlich zu kennzeichnen, an welcher Stelle das Bild platziert werden soll.

Liebe Mitglieder,

wir möchten gerne unseren Verteiler aktualisieren und nun auch einen E-Mail-Verteiler aufbauen.

Bitte kopieren Sie die Seite und faxen Sie sie uns oder schicken Sie mit einem Brief an die Geschäftsstelle, oder, noch einfacher, Sie schicken uns gleich eine E-Mail.

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Telefax _____

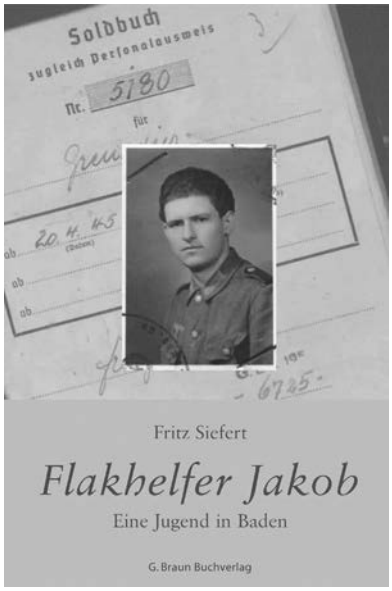
E-Mail _____

Regionalgruppe _____

Wenn Sie ein Fax besitzen, faxen Sie dieses Formular bitte ausgefüllt an 07 21/9 82 21 77

Wenn Sie E-Mail besitzen, mailen Sie diese Angaben formlos an depenau@badische-heimat.de

Eine Jugend in Baden



Flakhelfer Jakob.
Eine Jugend in Baden
von Fritz Siefert

144 Seiten
11 s/w-Abbildungen
broschiert

€ 12,90
ISBN 3-7650-8341-0

Jakob – das ist eine Jugend in Baden zwischen 1927 und 1947. In Tiengen am Hochrhein wird Jakob geboren und wächst in Dinglingen bei Lahr und Karlsruhe auf. Als Oberschüler in Karlsruhe wird er mit 15 Jahren zur Fliegerabwehr eingezogen und in Konstanz und anderen Orten in Süddeutschland ausgebildet und als Flakhelfer eingesetzt. Das Kriegsende erlebt er in Oberschwaben, wo er verwundet wird, im Lazarett in Sigmaringen ist und dort in französische Kriegsgefangenschaft gerät. Über das Gefangenenlager in Kehl wird er ins Elsass verschickt, wo er in St. Louis bei Mulhouse zu schwerer Waldarbeit eingesetzt wird. Mit gravierenden gesundheitlichen Schäden wird er schließlich 1947 nach Hause entlassen.

In ungewöhnlich offener Sprache berichtet der Erzähler über die Kindheit und Jugend von Jakob, über seine Erfahrungen in der Schule und seine erste Liebe.

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Mitgliederversammlung am 7. Mai 2006

Lörrach, Museum im Burghof, 10.30–12 Uhr

1. Begrüßung der Anwesenden

Der scheidende Vorsitzende Adolf Schmid begrüßt die anwesenden Mitglieder des Landesvereins und eröffnet die Mitgliederversammlung.

2. Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden

Der scheidende Vorsitzende Adolf Schmid legt in einem Rechenschaftsbericht die Grundzüge seiner Arbeit während seiner zurückliegenden Amtszeit dar.

3. Bericht des Landesrechners

Landesrechner Rolf Kohler legt den Bericht über die Rechnungsjahre 2004 und 2005 vor und erläutert die wesentlichen Eckdaten.

4. Bericht der Kassenprüfer

Der Bericht der Kassenprüfer über die beiden Rechnungsjahre wird verlesen, da beide nicht persönlich anwesend sein können.

Sie stellen in beiden Geschäftsjahren eine gewissenhafte und korrekte Kassenführung fest.

5. Entlastung des Vorstands

Der Vorsitzende bittet die Mitglieder um Entlastung des Vorstands. **Diese wird einstimmig ausgesprochen.**

6. Satzungsänderungen

Dr. Christoph Bühler trägt der Mitgliederversammlung die Vorschläge zur Satzungsänderung vor, die sich aus der Neustrukturierung der Vorstandsarbeit ergeben.

Die Anlage „Satzungsänderungen" ist Bestandteil dieses Protokolls.

7. Ehrenmitgliedschaften

Der Vorsitzende Adolf Schmid schlägt der Versammlung die Ernennung folgender Mitglieder zu Ehrenmitgliedern vor:

Rolf Kohler (Freiburg)
Elisabeth Burkard (Bruchsal)
Alois Obert (Lahr)
Hedwig Maurer (Lörrach)

Die Mitgliederversammlung stimmt dem Vorschlag einhellig zu.

Die Ernennung erfolgt vorbehaltlich der Zustimmung des Beirats.

8. Neuwahl des Vorstands

Der scheidende Vorsitzende Adolf Schmid schlägt der Mitgliederversammlung Herrn Regierungspräsident Dr. Sven v. Ungern-Sternberg als neuen Landesvorsitzenden vor.

Dieser stellt sich der Mitgliederversammlung in einer kurzen Ansprache vor und bittet um ihr Vertrauen.

Herr Karl Heinz Vogt übernimmt die Wahlleitung und schlägt offene Stimmabgabe vor. Diese wird einstimmig gebilligt.

Die Neuwahl des Vorstands ergibt folgendes Ergebnis:

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg (einstimmig bei 1 Enthaltung),

Stellvertretender Landesvorsitzender: Dr. Volker Kronemayer (einstimmig bei 1 Enthaltung),

Schriftführer: Dr. Christoph Bühler (einstimmig bei 1 Enthaltung),

Schriftleiter: Heinrich Hauß (einstimmig bei 1 Enthaltung),

Beauftragter für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: David Depenau (einstimmig bei 1 Enthaltung),

Der Posten des Landesrechners wird mit Herrn Michael Nitsche vorläufig besetzt (einstimmig bei 1 Enthaltung).

9. Laudatio

Herr Heinrich Hauß hält die Abschiedsrede für den scheidenden Landesvorsitzenden Adolf

Schmid und betont die richtungweisende Arbeit des Vorsitzenden in den vergangenen Jahren seiner Amtszeit.

10. Verabschiedung

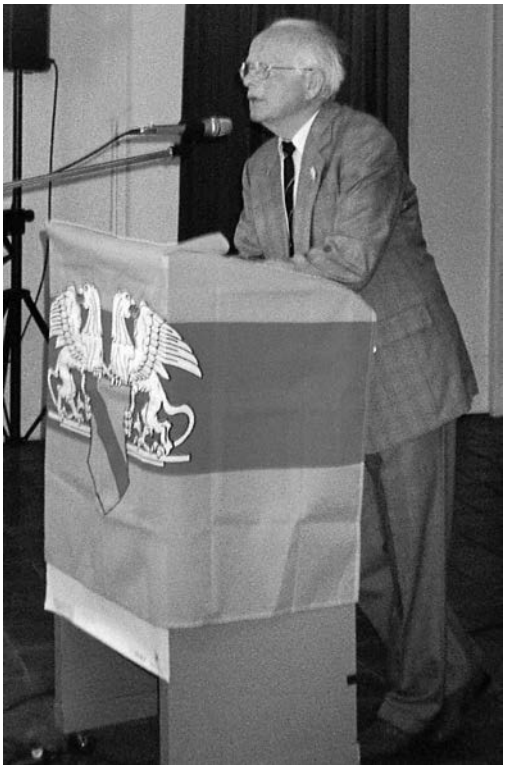
Frau Schmid, Herr Schmid, Frau Kohler und Herr Kohler werden mit dem Dank der Mitgliederversammlung für die geleistete Arbeit verabschiedet.

11. Sonstiges

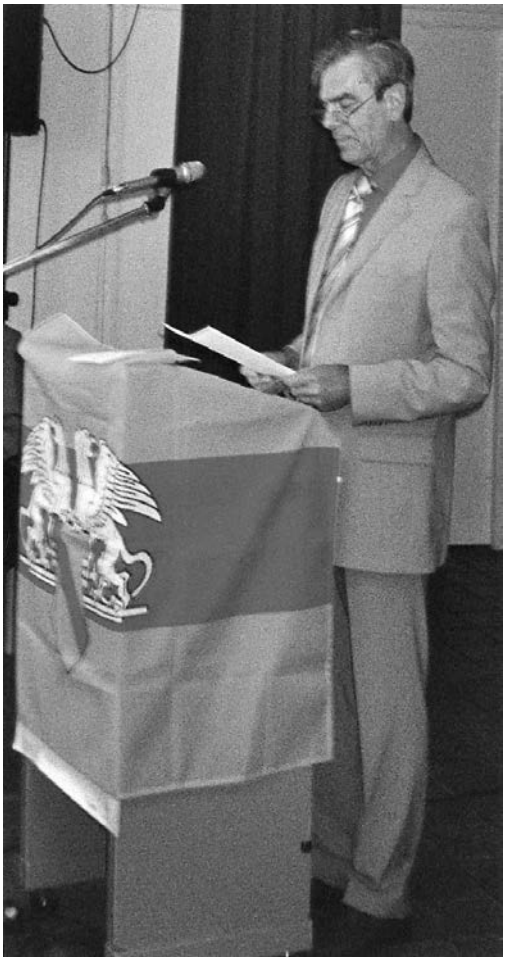
keine Punkte unter „Sonstiges“

Heidelberg, 26. 5. 2006
Der Schriftführer
Dr. Christoph Bühler

Der Innenhof des Burghofs in Lörrach



Adolf Schmid bei seiner Abschiedsansprache



Dr. Volker Kronemayer

v.l.n.r.: Frau Hug, Prof. Hug, Prof. Schupp, Dr. von Ungern-Sternberg

v.l.n.r.: H. Kohler, H. Schmid, Dr. Bühler, Dr. Kronemayer, H. Hauß, Fr. Schmid

Der Burghof in Lörrach

alle Fotos: Heinrich Hauß

Landesverein

BADISCHE HEIMAT

Satzung

des Landesvereins Badische Heimat e. V. gegründet am 1. Januar 1909

– Fassung vom 7. Mai 2006 –

§ 1 Name und Sitz

Der Verein führt den Namen Landesverein Badische Heimat e. V. und hat seinen Sitz in Freiburg i. Br.

§ 2 Zweck

1. Der Verein will das überlieferte heimatliche Kulturgut erhalten, pflegen, wissenschaftlich erforschen und an seiner sinnvollen Neugestaltung mitwirken. Er widmet sich der ideellen Förderung des Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes, betreibt Volks-, Heimat- und Landeskunde, regt genealogische Forschungen an und trägt zur Erhaltung der heimischen Mundarten bei.
2. Der Verein wirkt für die Zwecke vornehmlich durch:
   a) Vorträge, Lehr- und Studienfahrten, Führungen, Besichtigungen, Konzerte, Tagungen und Kolloquien,
   b) fachliche Beratung auf seinen Arbeitsgebieten,
   c) Herausgabe der Zeitschrift „Badische Heimat“ und anderer Schriften, die geeignet sind, die Öffentlichkeit im Sinn der Vereinszwecke zu informieren und diese Zwecke zu erfüllen.
   d) Zusammenarbeit mit Gesellschaften und Vereinen gleicher oder verwandter Zielrichtungen im Inland und benachbarten Ausland, sowie mit entsprechenden staatlichen und kommunalen Behörden, öffentlichen und privaten Körperschaften,
   e) Sammlung des Schrifttums aus seinen Arbeitsgebieten.

§ 3 Gemeinnützigkeit

1. Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnittes „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.
2. Der Verein ist selbstlos tätig: er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Mittel des Vereins dürfen nur für satzungsmäßige Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Gewinnanteile und in ihrer Eigenschaft als Mitglieder auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Sie erhalten bei ihrem Ausscheiden oder bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins keinerlei Zahlungen oder Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.
3. Es darf keine Person durch Ausgabe oder durch Verwaltungsaufgaben, die dem

Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen oder Vergünstigungen bevorzugt werden.

§ 4 Mitgliedschaft

1. Mitglieder des Vereins können natürliche Personen und juristische Personen (körperschaftliche Mitgliedschaft) werden. Über die Aufnahme, die schriftlich zu beantragen ist, entscheidet der Landesvorstand.
2. Wer sich um den Verein und seine Ziele besonders verdient gemacht hat, kann auf Vorschlag des Landesvorstandes mit Zustimmung des Beirats von der Mitgliederversammlung zum Ehrenmitglied werden.
3. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Ausschluß oder Tod.
4. Der Austritt ist nur auf Ende eines Geschäftsjahres zulässig und muß dem Verein mindestens drei Monate vorher schriftlich erklärt werden.
5. Ein Mitglied kann durch den Landesvorstand ausgeschlossen werden,
   a) wenn es den Verein schädigt oder seinen Zwecken zuwiderhandelt,
   b) wenn es mit der Entrichtung des Beitrages mehr als zwei Jahre im Rückstand bleibt.

   Gegen den Ausschließungsbeschluß des Landesvorstands steht dem Mitglied das Recht zu, innerhalb eines Monats ab Zugang des Ausschließungsbeschlusses den Beirat anzurufen, der über den Ausschluß endgültig entscheidet.

§ 5 Beitrag

1. Jedes Mitglied hat einen Jahresbeitrag zu leisten; Eheleute und Familien entrichten einen ermäßigten Beitrag. Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch die Mitgliederversammlung festgesetzt. Der von körperschaftlichen Mitgliedern zu leistende Jahresbeitrag wird durch Selbsteinschätzung bestimmt; er soll mindestens das Doppelte des Jahresbeitrages der Einzelmitglieder betragen.
2. Der Beitrag ist zu Beginn des Geschäftsjahres fällig.
3. Ehrenmitglieder sind von der Beitragsleistung befreit.
4. Die Mitgliedschaft kann außer als Vollmitgliedschaft, die den Bezug der Zeitschrift „Badische Heimat“ einschließt, auch als Fördermitgliedschaft, ohne den Bezug der Zeitschrift geführt werden.
5. Der Landesvorstand kann in Härtefällen Ermäßigung des Vereinsbeitrags gewähren.

§ 6 Geschäftsjahr

Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 7 Vereinsorgane

1. Organe des Vereins sind:
   Die Mitgliederversammlung,
   der Landesvorsitzende und der stellvertretende Landesvorsitzende,
   der Landesvorstand,
   der Beirat.
2. Der Landesvorsitzende und der stellvertretende Landesvorsitzende bilden den Vorstand i. S. des § 26 BGB. Beide sind einzeln zur Vertretung des Vereins berechtigt.

§ 8 Mitgliederversammlung

1. Die ordentliche Mitgliederversammlung findet alle zwei Jahre statt.
2. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung ist einzuberufen,
   a) wenn die Interessen des Vereins es erfordern,
   b) auf Antrag des Beirats,
   c) auf schriftlichen Antrag von mindestens einem Zehntel der Mitglieder unter Angaben der Gründe.
3. Die Einberufung der Mitgliederversammlung erfolgt durch den Landesvorsitzenden mindestens zwei Monate vor dem Termin unter Angabe der Tagesordnung durch die Zeitschrift „Badische Heimat“ oder durch Rundschreiben.
   Anträge, die zu begründen sind, und Anregungen der Mitglieder sind dem Landesvorstand spätestens sechs Wochen vor der Mitgliederversammlung schriftlich mitzuteilen. Die Anträge sind dem Beirat spätestens drei Wochen vor der Mitgliederversammlung zuzuleiten und mit ihm zu beraten.
4. Die Mitgliederversammlung wird von dem Landesvorsitzenden geleitet. Stimmrecht haben nur die anwesenden, bei körper-

schaftlichen Mitgliedern die in der Versammlung vertretenen Mitglieder. Über wesentliche Vorgänge und die Beschlüsse der Mitgliederversammlung wird eine Niederschrift gefertigt, die vom Landesvorsitzenden und dem Schriftführer zu unterzeichnen ist. Der wesentliche Inhalt dieser Niederschrift ist in der Zeitschrift „Badische Heimat" zu veröffentlichen.

5. Die Mitgliederversammlung hat die Aufgabe,
   a) den Landesvorsitzenden, den stellvertretenden Landesvorsitzenden, den Schriftführer, den Landesrechner, den Schriftleiter der Zeitschrift „Badische Heimat" sowie der Beauftragte für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit auf die Dauer von vier Jahren zu wählen; geheime Abstimmung hat zu erfolgen, wenn mindestens zehn anwesende Mitglieder oder ein Zehntel der anwesenden Mitglieder Antrag auf geheime Abstimmung stellen;
   b) den Tätigkeitsbericht des Landesvorsitzenden, den Kassenbericht des Landesrechners und den Prüfbericht der Rechnungsprüfer entgegenzunehmen und dem Landesvorstand Entlastung zu erteilen;
   c) Satzungsänderungen zu beschließen;
   d) die Höhe des Jahresbeitrages festzusetzen;
   e) zwei Rechnungsprüfer auf die Dauer von 4 Jahren zu wählen;
   f) über sonstige wichtige Angelegenheiten des Vereins und über Anträge der Mitglieder zu beschließen;
   g) die Auflösung des Vereins zu beschließen.
6. Das Ergebnis der Rechnungsprüfer, die alljährlich zu erfolgen hat, ist zwischen den Mitgliederversammlungen vom Landesvorstand dem Beirat mitzuteilen.

§ 9 Landesvorstand

1. Der Landesvorstand besteht aus dem Landesvorsitzenden, dem stellvertretenden Landesvorsitzenden, dem Schriftführer, dem Landesrechner, dem Schriftleiter der Zeitschrift „Badische Heimat" sowie dem Beauftragten für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Der Landesvorsitzende führt die Bezeichnung „Präsident des Landesvereins Badische Heimat".
2. Der Landesvorsitzende erledigt die laufenden Geschäfte des Vereins.
3. Sitzungen des Landesvorstandes werden von dem Landesvorsitzenden einberufen. Sie sind nach Bedarf, jedoch mindestens zweimal im Jahr durchzuführen. Wenn mindestens zwei Vorstandsmitglieder die Einberufung unter Angabe von Gründen schriftlich verlangen, muß eine Sitzung des Landesvorstandes einberufen werden.
4. Der Landesvorstand ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Er entscheidet mit Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Landesvorsitzenden. Über Beschlüsse des Landesvorstandes, die mit Zustimmung aller seine Mitglieder auch im schriftlichen Verfahren herbeigeführt werden können, ist eine Niederschrift zu fertigen, die von dem Sitzungsleiter und dem Schriftführer zu unterschreiben ist.
5. Der Landesvorstand kann für bestimmte Aufgabengebiete des Vereins Ausschüsse berufen oder Einzelpersonen mit Sonderaufgaben betreuen.
6. Der Landesvorstand führt im Falle des Ablaufs der Wahlperiode die Geschäfte weiter bis zur Eintragung des neugewählten Landesvorstands im Vereinsregister. Scheidet ein Mitglied des Landesvorstandes während der Amtsperiode aus, so kann der Landesvorstand ein Ersatzmitglied für die restliche Amtsdauer des Ausgeschiedenen bestellen.
7. Der Landesrechner legt dem Vorstand zum 1. Februar des Geschäftsjahres einen Haushalts-Voranschlag zur Genehmigung vor.
8. Der Landesvorstand erstellt einen Geschäftsverteilungsplan für seine Mitglieder.

§ 10 Beirat

1. Der Beirat besteht aus den Vorsitzenden der Regionalgruppen und bis zu zwölf weiteren Mitgliedern. Die weiteren Mitglieder werden vom Landesvorstand auf vier Jahre berufen. Die Berufung ist durch die Mitgliederversammlung zu bestätigen. Bei der

Auswahl der weiteren Mitglieder des Beirats sind die Aufgabengebiete des Vereins zu berücksichtigen.

2. Sitzungen des Beirats werden vom Landesvorsitzenden einberufen und geleitet; sie sollen mindestens zweimal jährlich stattfinden. Der Beirat muß einberufen werden, wenn mindestens fünf Beiratsmitglieder die Einberufung schriftlich vom Landesvorsitzenden verlangen. Es können gemeinsame Sitzungen des Landesvorstands und des Beirats stattfinden.
3. Der Beirat hat folgende Aufgaben:
   - Beratung des Landesvorstands in wichtigen Vereinsangelegenheiten.
   - Herstellung und Pflege von Kontakten zu Persönlichkeiten und Institutionen aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur mit dem Zweck, diese zur tätigen Unterstützung des Landesvereins zu gewinnen.
   - Anregung bzw. Sammlung von Beiträgen für die Zeitschrift „Badische Heimat".
   - Mitwirkung bei der Durchführung konkreter, zeitlich befristeter oder längerfristig angelegter Projekte, durch die die Badische Heimat ihre satzungsgemäßen Ziele verwirklicht.
   - Aktive Vertretung der Interessen des Landesvereins im Bereich der Tätigkeit der Beiräte.
   - Werbung von Sponsoren, die die Arbeit des Landesvereins unterstützen.

   Die Beiräte verpflichten sich bei ihrer Berufung, diese Aufgaben im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu erfüllen. Sie berichten jährlich dem Vorstand über ihre Arbeit.

   Der Beirat bildet seine Meinung durch Beschlussfassung, bei der die Mehrheit der abgegebenen Stimmen entscheidet. Über die Sitzung des Beirats ist eine Niederschrift zu fertigen, die vom Sitzungsleiter zu unterschreiben ist.

§ 11 Regionalgruppen

1. Die Mitglieder einzelner örtlicher und räumlicher Bereiche können sich zur Förderung der Vereinszwecke zu Regionalgruppen zusammenschließen. Die Regionalgruppen pflegen den Zusammenhalt unter den Mitgliedern, sie unterstützen die Arbeit des Vereins in ihrem Bereich.
2. Die Regionalgruppen besitzen keine eigene Rechtsfähigkeit. Sie können sich im Rahmen der Satzung des Landesvereins eine vereinsmäßige Verfassung geben oder die Bestimmungen über die Organe des Landesvereins entsprechend anwenden. Die Regionalgruppen sind durch ihre Vorsitzenden im Beirat vertreten.
3. Die Regionalgruppen erhalten aus den Jahresbeiträgen der in ihnen zusammengeschlossenen Mitglieder für ihren Geschäftsbedarf eine Rückvergütung. Die Höhe der Rückvergütung wird durch den Landesvorstand im Einvernehmen mit dem Beirat festgesetzt.
4. Die Auszahlung der Umlage kann durch Beschluss des Vorstands von der Rechnungslegung der Regionalgruppen abhängig gemacht werden.
5. Die Regionalgruppen sind nicht berechtigt, unabhängig vom Landesverein finanzielle Rücklagen zu bilden oder zu halten, die über die zur Sicherung der Vereinsarbeit notwendigen Mittel hinausgehen. Zur Ermittlung der als angemessen anzusehenden Rücklagen wird der Rechnungsbericht der Regionalgruppen herangezogen; ihre Ermittlung obliegt Landesvorstand und Beirat.
6. Die Vorsitzenden der Regionalgruppen haben folgende Aufgaben:
   - Gestaltung eines Programms, das Mitgliedern und Öffentlichkeit die Ziele des Vereins vermittelt.
   - Herstellung und Pflege von Kontakten zu Persönlichkeiten und Institutionen aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur mit dem Zweck, diese zur tätigen Unterstützung des Landesvereins zu gewinnen.
   - Anregung, Sammlung und Verfassen von Beiträgen für die Zeitschrift „Badische Heimat".
   - Werbung von Sponsoren, die die Arbeit des Landesvereins unterstützen.

   Die Vorsitzenden unterrichten den Landesvorstand jährlich in einem Rechenschaftsbericht über ihre Tätigkeit in den Regionalgruppen.

§ 12 Satzungsänderungen

Satzungsänderungen werden von der Mitgliederversammlung beschlossen. Sie bedürfen einer Mehrheit von drei Vierteln der anwesenden Mitglieder. Anträge auf Änderung der Satzung müssen bei der Einberufung der Mitgliederversammlung schriftlich mitgeteilt werden.

§ 13 Auflösung und Anfallberechtigung

1. Die Auflösung des Vereins kann nur durch eine zu diesem Zwecke einberufene Mitgliederversammlung mit mindestens vier Fünfteln der anwesenden Mitglieder beschlossen werden. Die anwesenden Mitglieder müssen dabei mindestens ein Viertel aller Vereinsmitglieder darstellen.
2. Bei Auflösung des Vereins entscheidet die Mitgliederversammlung über die satzungsgemäße weitere Verwendung des Vereinsvermögens.
3. Die vorstehenden Vorschriften gelten entsprechend für den Fall, dass der Verein aus einem anderen Grunde aufgelöst wird oder seine Rechtsfähigkeit verliert.

§ 14 Inkrafttreten

Diese Neufassung der Satzung ist von der Mitgliederversammlung am 28. April 1985 beschlossen worden und tritt am Tage der Eintragung in das Vereinsregister in Kraft. Gleichzeitig tritt die Satzung in der Fassung vom 14. September 1975 außer Kraft.

Die Änderungen dieser Satzung gegenüber der am 28. April 1985 beschlossenen Fassung wurden am 7. Mai 2006 von der Mitgliederversammlung beschlossen.

Die Satzung wurde am 2. Dezember 1985 in das Vereinsregister beim Registergericht Freiburg i. Br. unter Nr. 229 eingetragen.

Dr. Christoph Bühler, Schriftführer

Satzungsänderungen, der Mitgliederversammlung am 7. 5. 2006 vorgelegt und beschlossen

Anlage zum Protokoll vom 26. 5. 2006

§ 2 Zweck
Satz 2

Punkt *c) Herausgabe der Zeitschriften „Badische Heimat" und „Ekkhart", volksbildender und wissenschaftlicher Schriften.*

wird geändert in:

c) Herausgabe der Zeitschrift „Badische Heimat" und anderer Schriften, die geeignet sind, die Öffentlichkeit im Sinn der Vereinszwecke zu informieren und diese zu erfüllen.

<einstimmig angenommen>

§ 5 Beitrag
Satz 4

4. Der Landesvorstand kann in besonderen Härtefällen teilweise Ermäßigung des Vereinsbeitrags gewähren.

wird geändert in:

4 a) Die Mitgliedschaft kann außer als Vollmitgliedschaft, die den Bezug der Zeitschrift „Badische Heimat" einschließt, auch als Fördermitgliedschaft, ohne den Bezug der Zeitschrift geführt werden.

b) Der Landesvorstand kann in Härtefällen Ermäßigung des Vereinsbeitrags gewähren.

<einstimmig angenommen>

§ 9 Landesvorstand
Satz 1

Der Landesvorstand besteht aus dem Landesvorsitzenden, dem stellvertretenden Landesvorsitzenden, dem Schriftführer und dem Landesrechner. Der Landesvorsitzende führt die Bezeichnung „Präsident des Landesvereins Badische Heimat".

wird ersetzt durch:

Der Landesvorstand besteht aus dem Landesvorsitzenden, dem stellvertretenden Landesvorsitzenden, dem Schriftführer, dem Landesrechner, dem Schriftleiter der Zeitschrift „Badische Heimat" sowie dem Beauftragten für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Der Landesvorsitzende führt die Bezeichnung „Präsident des Landesvereins Badische Heimat".

<einstimmig angenommen>

Satz 8 (bisherige Fassung)

Der Landesvorsitzende kann zu den Sitzungen des Landesvorstandes den Schriftleiter einladen.

wird ersatzlos gestrichen

neu:

Satz 8:

Der Landesvorstand erstellt einen Geschäftsverteilungsplan für seine Mitglieder.

<einstimmig angenommen>

§ 10 Beirat
Punkt 1, Satz 1

Der Beirat besteht aus den Ortsgruppenvorsitzenden, dem Schriftleiter und bis zu zwölf weiteren Mitgliedern.

wird geändert in:

Der Beirat besteht aus den Vorsitzenden der Regionalgruppen und bis zu zwölf weiteren Mitgliedern. <einstimmig angenommen>

Punkt 3, Satz 1

Der Beirat hat die Aufgabe, den Landesvorstand in wichtigen Vereinsangelegenheiten zu beraten.

wird ersetzt durch:

Der Beirat hat folgende Aufgaben:

- Beratung des Landesvorstands in wichtigen Vereinsangelegenheiten.
- Herstellung und Pflege von Kontakten zu Persönlichkeiten und Institutionen aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur mit dem Zweck, diese zur

tätigen Untertützung des Landesvereins zu gewinnen.
- Anregung bzw. Sammlung von Beiträgen für die Zeitschrift „Badische Heimat“.
- Mitwirkung bei der Durchführung konkreter, zeitlich befristeter oder längerfristig angelegter Projekte, durch die die Badische Heimat ihre satzungsgemäßen Ziele verwirklicht.
- Aktive Vertretung der Interessen des Landesvereins im Bereich der Tätigkeit der Beiräte.
- Werbung von Sponsoren, die die Arbeit des Landesvereins unterstützen.

Die Beiräte verpflichten sich bei ihrer Berufung, diese Aufgaben im Rahmem ihrer Möglichkeiten zu erfüllen. Sie berichten jährlich dem Vorstand über ihre Arbeit.

<einstimmig angenommen>

Sätze 2 und 3

Der Beirat bildet seine Meinung durch Beschlussfassung, bei der die Mehrheit der abgegebenen Stimmen entscheidet. Über die Sitzung des Beirats ist eine Niederschrift zu fertigen, die vom Sitzungsleiter zu unterschreiben ist. bleiben unverändert.

§ 11 Ortsgruppen

1. *Die Mitglieder einzelner örtlicher und räumlicher Bereiche können sich zur Förderung der Vereinszwecke zu Ortsgruppen zusammenschließen. Die Ortsgruppen pflegen den Zusammenhalt unter den Mitgliedern, sie unterstützen die Arbeit des Vereins in ihrem Bereich.*
2. *Die Ortsgruppen besitzen keine eigene Rechtsfähigkeit. Sie können sich im Rahmen der Satzung des Landesvereins eine vereinsmäßige Verfassung geben oder die Bestimmungen über die Organe des Landesvereins entsprechend anwenden. Die Ortsgruppen sind durch ihre Vorsitzenden im Beirat vertreten.*
3. *Die Ortsgruppen erhalten aus den Jahresbeiträgen der in ihnen zusammengeschlossenen Mitglieder für ihren Geschäftsbedarf eine Rückvergütung. Die Höhe der Rückvergütung wird durch den Landesvorstand im Einvernehmen mit dem Beirat festgesetzt.*

Im gesamten § 11 wird das Wort „Ortsgruppen“ durch „Regionalgruppen“ ersetzt:

§ 11 Regionalgruppen

1. Die Mitglieder einzelner Bereiche können sich zur Förderung der Vereinszwecke zu regionalen Mitgliedergruppen zusammenschließen. Diese Regionalgruppen pflegen den Zusammenhalt unter den Mitgliedern, sie unterstützen die Arbeit des Vereins in ihrem Bereich.
2. Die Regionalgruppen besitzen keine eigene Rechtsfähigkeit. Sie können sich im Rahmen der Satzung des Landesvereins eine vereinsmäßige Verfassung geben oder die Bestimmungen über die Organe des Landesvereins entsprechend anwenden. Die Regionalgruppen sind durch ihre Vorsitzenden im Beirat vertreten.
3. Die Regionalgruppen erhalten aus den Jahresbeiträgen der in ihnen zusammengeschlossenen Mitglieder für ihren Geschäftsbedarf eine Umlage. Die Höhe der Umlage wird durch den Landesvorstand im Einvernehmen mit dem Beirat festgesetzt.

neu hinzu kommen:

4. Die Auszahlung der Umlage kann durch Beschluss des Vorstands von der Rechnungslegung der Regionalgruppen abhängig gemacht werden.
5. Die Regionalgruppen sind nicht berechtigt, unabhängig vom Landesverein finanzielle Rücklagen zu bilden oder zu halten, die über die zur Sicherung der Vereinsarbeit notwendigen Mittel hinaus gehen. Zur Ermittlung der als angemessen anzusehenden Rücklagen wird der Rechnungsbericht der Regionalgruppen herangezogen; ihre Ermittlung obliegt Landesvorstand und Beirat.
6. Die Vorsitzenden der Regionalgruppen haben folgende Aufgaben:

- Gestaltung eines Programms, das Mitgliedern und Öffentlichkeit die Ziele des Vereins vermittelt.
- Herstellung und Pflege von Kontakten zu Persönlichkeiten und Institutionen aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft

und Kultur mit dem Zweck, diese zur tätigen Untertützung des Landesvereins zu gewinnen.
- Anregung, Sammlung und Verfassen von Beiträgen für die Zeitschrift „Badische Heimat“.
- Werbung von Sponsoren, die die Arbeit des Landesvereins unterstützen.

Die Vorsitzenden unterrichten den Landesvorstand jährlich in einem Rechenschaftsbericht über ihre Tätigkeit in den Regionalgruppen.

<mit 3 Gegenstimmen angenommen>

§13 Auflösung und Anfallberechtigung
Satz 2

Im Auflösungsbeschluß kann bestimmt werden, daß das Vermögen des Vereins einem als gemeinnützig anerkannten Verein gleicher oder verwandter Zielrichtung zufallen soll. Erfolgt ein solcher Beschluß nicht, fällt das Vermögen je zur Hälfte an die Universitäten Freiburg und Heidelberg mit der Bestimmung, dieses im Sinne der Zwecke des Vereins zu verwenden.

erhält folgende Fassung:

Bei Auflösung des Vereins entscheidet die Mitgliederversammlung über die Verwendung des Vereinsvermögens.

<einstimmig angenommen>

Adolf Schmid

Meine Jahre im Dienst der „Badischen Heimat“

Auf der Vorstandssitzung der „Badischen Heimat“ im Herbst 1997 in Karlsruhe war das Interesse, die Nachfolge im Landesvorsitz zu übernehmen, sehr gering. Aber die Aufgabe stellte sich nun einmal, für unseren Landesverein organisatorisch die Zukunft zu sichern. Ich nahm diese Aufgabe an.

Adolf Schmid fotografiert nach der Verleihung der „Staufer-Medaille“ durch den Ministerpräsidenten Günther Oettinger bei der Veranstaltung des Deutschen Heimatbundes in Freiburg-Littenweiler (2006) Foto: Heinrich Hauß

Ich war mir dabei klar, dass ich damit viele Verpflichtungen übernahm: Wir sehen die Vermittlung konkreter Landeskunde als große Aufgabe; sie wird geleistet in unserer Zeitschrift mit wichtigen Ergebnissen der Forschung und der Diskussion aktueller Themen, geleistet durch viele Mitglieder in unseren Regionalgruppen – mit Vorträgen, Ausstellungen, Diskussionen usw. Wir wollen so tätig sein für das „badische Gedächtnis“. Es gibt viele große badische Persönlichkeiten, um deren Gedenken wir besorgt sind. Wir unterstützen deshalb nach Kräften die respektabel wachsende Sammlung der „Badischen Biographien“ (Prof. Ottnad, Dr. Sepaintner); die „Heimatstuben“ müssen im Geiste von Emil Bader neu belebt und ergänzt werden; Erinnern und Erinnerung wach halten bleibt ein fundamentales Element von Geschichtsbewusstsein und Identität, hier hat sich die Badische Heimat verpflichtet.

Heinrich Hauß, seit 1982 der engagierte und ideenreiche Redakteur unserer Zeitschrift, hat anlässlich meines 70. Geburtstags meine Tätigkeit als Vorsitzender beschrieben, in dem Beitrag „Profil und Politik der Badischen Heimat nach 50 Jahren in unserem Baden in Baden-Württemberg“ und das Wort von Karl Jaspers vorangestellt: „Wo Gegenwart fehlt, vermag die Erinnerung nur mit geringer Kraft das Verlorene innerlich fest zu halten“. Wir versuchten, die notwendige Kontinuität zu sichern – und fanden für diese Aufgabe viel Unterstützung. So haben wir also unsere freiwillig übernommene Aufgabe verstanden: Das „badische Gedächtnis“ zu stützen und zu sichern. Und wir konnten feststellen, dass die „Badische Heimat“ als Programm und als Aufgabe akzeptiert ist, um Bewährtes zu bewahren, und um Neues zu erleben bzw. wieder zu beleben. Bei uns kann jeder seine höchst persönliche HEIMAT in einer grundsätzlich offenen Gesellschaft finden.

Schwerpunkte

Wir haben versucht, Schwerpunkte deutlich zu machen:

a) Eine kritische Erinnerungskultur,

b) „Badische Heimat“ als engagierte Kulturlobby,

c) Die badischen Regierungspräsidien als natürliche Wahrer auch regionaler Interessen,

d) Eine lebendige Nachbarschaft rechts und links des Rheins.

Und ganz selbstverständlich bleibt für uns: Der Doppelname unseres Landes Baden-Württemberg bleibt ein gutes Programm für ein faires Miteinander – die „Badenpartei“ ist von vorgestern. Wir wollen die Vergangenheit nicht zur Orientierung in unsere Zukunft missverstehen. Ich will es nicht verhehlen: Die Nachbarschaft am Oberrhein ist mein persönliches Anliegen gewesen, wird es bleiben. Meine Sicht ist freilich nicht verengt auf die gelb-roten Grenzpfähle des alten Großherzogtums; unser eigentliches Interesse gilt Europa – trotz oder gerade wegen des aktuellen Stimmungstiefs. Die europäische Union steht wieder – trotz Jean Monnet und Robert Schumann – fast am Anfang, mit nicht sehr überzeugenden Programmen und Aktionen von Handel und Industrie, mit zum Teil stark polarisierten Positionen.

Eine Hoffnung bleibt uns: Was die Staaten in Europa nur fest und dauerhaft miteinander verbinden kann, ist der Reichtum und die Vielfalt ihrer Kulturen; sie allein kann die nötige Bindung und Loyalität vermitteln. Aber dies erfordert Willen, Kraft und Inspiration: Diese Entwicklung zu stabilisieren, sehen wir als unsere Daueraufgabe – Förderung aller kulturellen Möglichkeiten. Wenn heute immer mehr gespart wird, gerade auf Kosten der Kultur, ist dies nicht einfach zu bedauern, sondern in aller Deutlichkeit zu kritisieren. Die derzeit feststellbare Apathie unserer Gesellschaft minimiert zunehmend Europas Gewicht in der Welt. Den Europapolitikern und den Wissenschaftlern bleibt deshalb die Aufgabe, dass Europa hinter das bereits erreichte Niveau nicht zurückfällt.

Europa der Regionen

Baden-Württemberg hat ein ganz besonderes Interesse an der europäischen Integration – als Land im Herzen Europas, das sich durch seine Verfassung verpflichtet hat, „… an der Schaffung eines Europas der Regionen sowie der Förderung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit aktiv mitzuwirken“. Und als direkten Nachbarn Frankreichs gehen uns auch die offensichtlichen Spannungen auf der jeweils anderen Seite des Rheins sehr direkt an – und besonders die Lage und Entwicklungen im Elsass, wo uns die Probleme, die nicht nur mit der Sprachensituation zu tun haben, sehr direkt berühren. Gerade deswegen setzen wir uns auch für Französisch als erste Fremdsprache an der Rheinschiene ein, für die Sprache unseres Nachbarn, die selbst bemüht sind, die deutsche Sprache für junge Elsässer zugänglich zu machen.

Wäre es übrigens utopisch, eine Regionalpartnerschaft Baden-Elsass ins Leben zu rufen?

Satzungsmässige Aufgaben

Wir haben uns im Vorstand den satzungsmäßigen Aufgaben gestellt und dank der engagierten Mitarbeit vieler für die „Badische Heimat“ eine gute, solide Basis, gute Perspektiven erarbeitet. Es ist offensichtlich, dass unsere Partnerin „Schwäbische Heimat“ gegenüber unserem Bemühen Standortvorteile hat; vor allem die Nähe zu den Ministerien garantiert natürliche Vorteile. Wir nutzen aber den Rahmen unserer badischen Möglichkeiten und glauben, für das natürliche und kulturelle Erbe unserer Heimat einen überzeugenden bürgerschaftlichen Einsatz zu erbringen. Und dies dank des Engagements und Interesses vieler Freunde Badens. Es sind aber letztlich gemeinsame Sorgen mit unserem schwäbischen Nachbarn, wenn es z. B. um den maßlosen Flächenverbrauch geht – eine fatale Entwicklung, die wir bändigen müssen. Und mit der wir uns nicht abfinden dürfen. Hier ist auf Dauer bürgerschaftliches Engagement gefordert, um das Natur- und Kulturerbe der reichen Geschichte unseres schönen Landes für die Zukunft zu sichern – durch die intensive Pflege unserer Kulturlandschaft, durch den Einsatz für die Kunst- und Denkmalpflege – im Interesse der zukünftigen Generationen.

Pflege der deutschen Sprache

Es gibt noch viele Anliegen, wo die Badische Heimat aktiv werden kann. Ich denke z. B. an die fortschreitende Simplifizierung der deutschen Sprache und die offensichtlich unaufhaltsame Anglisierung. Wir erwarten von unseren Kulturpolitikern die sorgfältige Pflege der

deutschen Sprache als vordringliche Aufgabe. Das deutsche Grundgesetz sichert die Freiheit von Forschung und Lehre, die Tiere, die Wohnung. Nicht geschützt im Grundgesetz aber ist die deutsche Sprache (anders z. B. im Nachbarland: „Die deutsche Sprache ist die … Staatssprache Österreichs"). Wir fordern deshalb einen neuen Artikel 22a im Grundgesetz: „Die Sprache der Bundesrepublik ist Deutsch". Seit Mai 1949 hat das deutsche Grundgesetz 51 Änderungen erfahren; die 52. Änderung ist überfällig! Und dazu kommt die Forderung: Deutsch muss in Europas Gremien endlich mit Englisch und Französisch gleichberechtigt werden!

In diesem Bundesland, dessen politisch-kulturelle Vielfalt und regionale Farbigkeit seine Stärke ausmachen, soll nicht nur alles „funktionieren", sondern auch die emotionalen Grundbedürfnisse nach Heimat und Identität wollen befriedigt werden.

Denkmalkultur

Ein großes Anliegen sei nicht vergessen: die „Denkmalkultur", ich möchte dieses Thema noch einmal aufgreifen. Die Möglichkeit der Identifikation mit unserem Lebensumfeld wird erleichtert durch unsere vielen Kulturdenkmale. Deshalb müssen wir unsere jungen Menschen mit der historischen Bausubstanz unserer Heimat vertraut machen. Es sind historische Lernorte von besonderer Art mit authentischen Zeugnissen unserer Geschichte.

Die Rettung solcher Denkmale schafft rasch Interessenkonflikte. Aber es gibt viele erfreuliche Beispiele optimaler Nutzung von Gebäuden, die die denkmalpflegerischen Vorschriften angemessen berücksichtigt, auch wenn Auseinandersetzungen nicht immer zu vermeiden sind. Es sollte aber jedem bewusst sein: Baudenkmale sind wichtige Orientierungspunkte für jeden interessierten Bürger; mit ihnen kann er sich identifizieren. So wie es leicht möglich ist, sich mit großen Persönlichkeiten unserer badischen Geschichte vertraut zu machen – mit Johann Peter Hebel z. B., mit Hans Thoma, vor allem auch mit Wilhelm Hausenstein aus Hornberg, dem Kunstschriftsteller und Diplomaten, der 1950 als erster deutscher Generalkonsul nach dem Weltkrieg in Paris wieder eine Brücke schlagen konnte, einer der ganz großen Badener.

Die beiden letzten Hefte unserer „Badischen Heimat" wurden als Doppelheft publiziert und darin das Leben und Wirken vieler badischer Persönlichkeiten kalendermäßig dokumentieren in einem „Badischen Kalendarium".

Dank an alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

Wir haben im Team die Arbeit für die „Badische Heimat" geleistet, jeder nach seinem Vermögen. Ich darf mich ganz persönlich und herzlich bedanken für die vielen von aktiven Mitgliedern erbrachten Leistungen – bei meinem Stellvertreter, Herrn Dr. Volker Kronemayer aus Schwetzingen, bei unserem höchst aktiven engagierten Schriftleiter der „Badischen Heimat", Herrn Heinrich Hauß aus Karlsruhe, bei unserem Schriftführer Dr. Christoph Bühler aus Heidelberg, bei unserem Landesrechner und Hausverwalter Rolf Kohler aus Freiburg, der sein Amt seit 22 Jahren zuverlässig und tatkräftig verwaltet hat, bei Frau Hannelore Kohler und Karl Bühler in der Geschäftsstelle, bei Anton Burkard, der sich sehr verdient macht beim Ausbau unserer Bibliothek, und bei vielen anderen, die nicht nur ihren finanziellen Beitrag für unser Anliegen leisten.

Natürlich auch herzlichen Dank an unsere 14 Regionalvertreter für ihre engagierte Arbeit und nicht zuletzt an unsere Beiräte, die unser Tun vielfältig und tatkräftig unterstützt haben und sicher die „Badische Heimat" auch in Zukunft unterstützen werden. Dank insbesondere an Frau OB Gudrun Heute-Bluhm, unsere Gastgeberin, und an Frau Inge Gula für die Gastfreundschaft, die wir in Lörrach erfahren durften.

Dank an alle unsere Mitglieder – für ihre Treue, ihr dauerhaftes Interesse, ihre Verbundenheit mit unserer „Badische Heimat". Ich darf mich als Landesvorsitzender der „Badischen Heimat" verabschieden. Ich verbleibe mit allen guten Wünschen für Sie

Ihr
Adolf Schmid, Sommer 2006

Vorteile für Mitglieder der Badischen Heimat

100% Nachlass

Bei Abschluss einer Feuer- & Brandversicherung bei der Feuerkasse der BBBank erhalten Sie das erste Jahr Ihrer Mitgliedschaft bei der Badischen Heimat von der BBBank gezahlt.

Feuer und Einbruchschadenkasse der BBBank Vvag
Feuer- und Einbruchschadenkasse
von-Werth-Straße 4–1450670 Köln
Telefon 07 21/14 16 60
feuerkasse@bbbank.de

15% Nachlass

Beim Kauf des Museumspasses Oberrhein für Tarif I und II. Bitte vermerken Sie Ihre komplette Anschrift auf der Überweisung. Gültig für 1 Jahr ab Kaufdatum.

Überweisen Se den um 15% reduzierten Preis der gewünschten Jahreskarte, d. h. Pass I (1 Erwachsener und bis zu fünf Kinder) = 51,85 € und Pass II (2 Erwachsene und bis zu je fünf Kinder) = 90,10 € auf das Konto der Badischen Heimat, Nr. 11 017 128, BLZ 660 908 00, BBBank Karlsruhe, Stichwort „Museums-Pass".

Telefon 07 21/1 41-2 42
Museumspass-Homepage: www.museumspass.com

10% Nachlass

Auf alle badischen Einkäufe im Souvenirshop am Hauptbahnhof Karlsruhe

Karlsruher Souvenirshop
Bahnhofplatz 10
76137 Karlsruhe
Telefon 07 21/3 42 75

10% Nachlass

Auf alle badischen Einkäufe im

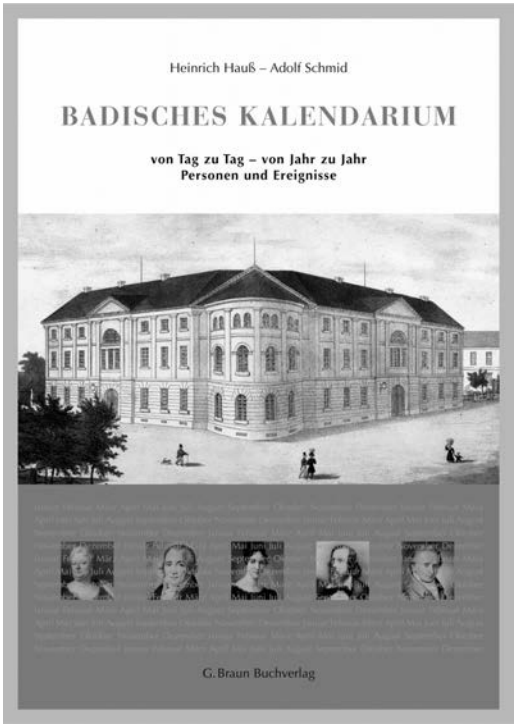
Souvenirshop Durmersheim
Badenfan-Shop
Auer Straße 20
76448 Durmersheim
Telefon 0 72 45/9 33 00

Bitte teilen Sie uns mit, welche weiteren Vorteile Sie sich von Ihrer Mitgliedschaft erhoffen.

E-Mail: *info@badische-heimat.de oder direkt an die Geschäftsstelle*

Badisches Kalendarium

als Weihnachtsgeschenk



Badisches Kalendarium
Von Tag zu Tag –
von Jahr zu Jahr
Personen und Ereignisse
von Heinrich Hauß und
Adolf Schmid

320 Seiten
166 s/w-Abbildungen

ISBN 3-7650-8326-7

Die gebundene Ausgabe ist für € 19,90 in jeder Buchhandlung erhältlich.
Oder bestellen Sie direkt beim Verlag: Tel. 07 21 / 50 98-63.

Die broschierte Ausgabe erhalten Sie bei der Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat in Freiburg.

www.gbraun-buchverlag.de

G.BRAUN BUCHVERLAG

Aktuelle Informationen

„Dieses Jahr“ – 1806 – „genau in den Blick zu nehmen“

Nimmt man 1806, wie der Autor der Begleitpublikation es sich für die Buch und Ausstellung vorgenommen hat (S. 9), genau in den Blick, so ist das Fazit der Vorgänge im Jahr 1806 doch recht zwiespältig. Diese Zwiespältigkeit, so scheint es, sollte auch im Plakat zur Ausstellung ausgedrückt werden. Wir sehen eine Bildmontage mit Kopf des Karl Friedrich (nach einem Ölgemälde von 1807) und der recht unpassend in leichter Schräglage darauf montierten Krone (siehe Abbildung!).

Karl Friedrich hat sich mit dem Titel Großherzog nur widerwillig abgefunden und deshalb gab es bei der Annahme des Titels auch keine Proklamation, keine Feierlichkeiten. Ganz unspektakulär wurde der Titel in der Nummer 18 des Regierungsblattes bekanntgegeben (S. 34).

1806 genau in den Blick zu nehmen, bedeutet für den Autor, den damals Handelnden gerecht zu werden „und dabei das Wissen um das, was folgte, zunächst einmal auszuklammern“ (S. 9). 1806 wird also nüchtern nach dem Studium den Quellen behandelt, ohne die Anfänge des Großherzogtums durch das, was folgte – „ein bestandskräftiges Staatswesen“ (S. 43) – zu schönen.

Ohne Führung (Prof. Volker Rödel hat drei Führungen durchgeführt) oder ohne Begleitpublikation ist die Ausstellung wenig ersprieslich, denn die Dokumente hätten, um lesbar zu sein, übersetzt werden müssen, sofern es sich um französische verfasste Dokumente handelt oder in Computerschrift transkribiert werden müssen. Deshalb ist die Begleitpublikation mit dem ausführlichen Aufsatz von Volker Rödel zum Thema „Badens Aufstieg zum Großherzogtum“ (S. 9–43) mit Verweisen auf die ausgestellten Dokumente absolut notwendig gewesen.

1806 im Jubiläumsjahr genau in den Blick zu nehmen, hat wohl die Einsicht zur Folge, dass dem Entstehen des Großherzogtums Baden der Glanz des Anfangs fehlt, um einen entsprechenden Stolz bei den Nachfahren auszulösen. Rödel spricht vom „dem unter großen Bedenken entstehenden Großherzogtum“ (S. 43).

Bedenken wohl vor allem bei Karl Friedrich. War doch „der Schritt in die neue Weltordnung eher ein Geschobenwerden“, wie H. Schwarzmaier vor kurzem urteilte (Baden. Dynastie–Land–Staat, S. 175). Aus der Perspektive des alternden Karl Friedrich ist wohl treffend, was H. G. Zier zur Einschätzung des Jahres 1806 geschrieben hat: „Zweifellos haben die Ereignisse von 1806 dem Markgrafen besonders zugesetzt. Es war nicht allein das Alter, das dem sein Leben lang kräftigen Mann zum Greis werden ließ. Ausgerechnet er, dem Revolution und Umsturz zutiefst verhasst waren, mußte mit den Revolutionären paktieren und von ihnen, die ihm gnädigst überlassenen Gaben empfangen! Das widersprach seinem Wesen, seinen Überzeugungen. Nur widerwillig ließ er sich, wiederum der große Zögerer, die Entscheidungen abringen. Es liegt über den letzten Lebensjahren eine tiefe Tragik. Bei allem, was für Baden erreicht wurde, es war teuer erkauft durch das Aufopfern eigner Ideale“ (Die Geschichte Baden-Württembergs, (S. 186).

Die Entstehung des Großherzogtums Baden war nur möglich, durch „das Gespann aus einem im Grunde eigenmächtig, d. h. voraussetzungslos und rein rational agierenden Bevollmächtigten in der Gestalt Reitzensteins und aus einem tradierten Verfassungs- und Wertvorstellungen verhafteten Regenten, der dies aus Verantwortungsbewusstsein hinnahm und seine Bedenken der Erhaltung und Vergrößerung

seines Staates unterordnete“ (S. 43). Dass Karl Friedrich, wie H. Schmid vor Jahren formulierte (Carl Friedrich und seine Zeit, 1981), „*sich* vom kleinen Markgrafen zum Herrscher über einen weitgehend souveränen Mittelstaat *emporgebracht hat*“, ist so nicht richtig. „Im Grunde“, so schrieb W. Hug (Badische Geschichte, 1992), „verdankte das Großherzogtum zwei Männern sein Zustandekommen, nämlich Napoleon und Reitzenstein“. Beide aber waren nur die „Vollstrecker einer historischen Entwicklung, die früher oder später zur territorialen Umgestaltung in diesem Raum geführt hätte“.

Trotz des stattlichen Gebietszuwachses bedeutete für Karl Friedrich „der handstreichartig genötigte Beitritt zum Rheinbund“ „aus zwei Gründen eine herbe Enttäuschung: einmal widerstrebte es ihm und war ihm an seinem Lebensabend im Grunde auch gar nicht mehr zuzumuten, die ihm von Jugend auf vertraute Bindung an das Reich … aufzugeben, zum anderen schmerzte ihn die Vorenthaltung der Königswürde“ (S. 29). Das Großherzogtum Baden begann also, zumindest für Karl Friedrich, mit einer Versagung, der versagten Standeserhöhung zum König. „Der Widerwille, mit dem Karl Friedrich seinen neuen Titel angenommen hat, wirkte sich auf dessen Bekanntgabe aus“. Er wurde im Regierungsblatt des Großherzogtums Baden Nr. 18 mit Datum vom 12. August 1806 (erschienen am 14. August) verkündet. „Eine Proklamation in gleich welcher Form scheint es demnach nicht gegeben zu haben, zu schweigen von Feierlichkeiten, die eigens anberaumt worden wären, zu denen sich die Bevölkerung spontan bereit gefunden hätte“ (S. 35). Paradoxerweise ist nach 200 Jahren weniger 1806 als Ursprungsdatum zu feiern als vielmehr das, was „trotz aller Einschränkungen“ 120 Jahre danach folgte: „Ein funktionsfähiges und weit über ein Jahrhundert bestandskräftiges Staatswesen“ (S. 43).

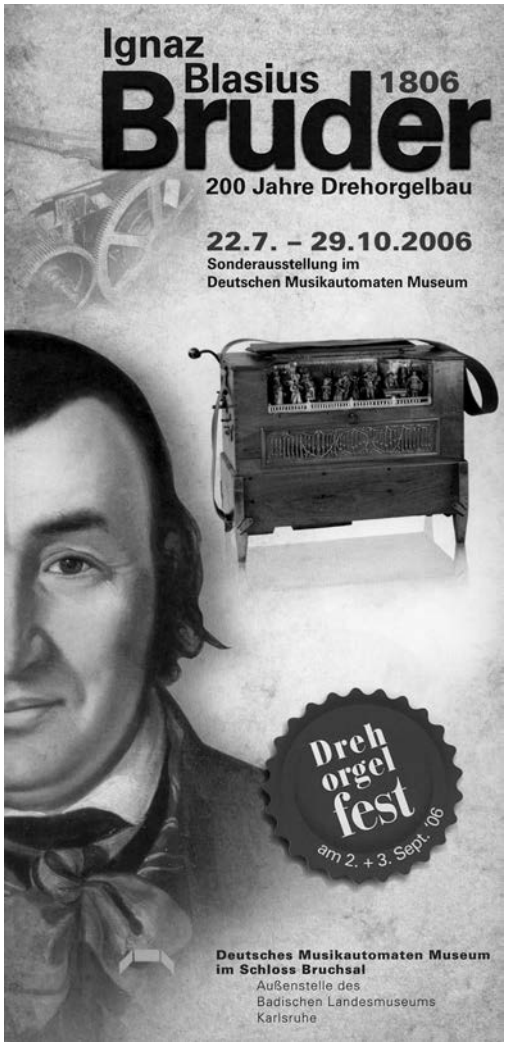
1806
Baden wird Großherzogtum
Begleitpublikation zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg / Generallandesarchivs Karlsruhe und des Badischen Landesmuseums im Karlsruher Schloss, 30. Juni bis 20. August 2006. Herausgegeben von Volker Rödel

Heinrich Hauß

Ein anderes 1806: Beginn des Drehorgelbaus im Großherzogtum Baden

Ignaz Blasius Bruder (1780–1845)

Im Zusammenfall der Jubiläen „200 Jahre Großherzogtum Baden“ mit „200 Jahre Drehorgelbau im Schwarzwald“ im Jahre 2006 lassen sich historische Zusammenhänge erkennen, die in der Literatur bisher



nicht gesehen wurden. Dies wird in der Bruchsaler Ausstellung (22. 7.–29. 10. 2006 im Deutschen Automatenmuseum (Aussenstelle des Badischen Landesmuseum Bruchsal) und in einem Beitrag von Dr. Wolfram Metzger erstmals beleuchtet. Der 1. September 1806 wird als Beginn des Drehorgelbaus angenommen. „Die ‚fiktive‘, aber bewusste Bestimmung auf dieses Jahr – 1806 – entspringt den Geist des Historismus und einem Hang zur patriotischen Begeisterung, in der sich gemeinsame Wurzeln von Großherzogtum und Musikwerkebau finden“, schreibt Metzger in dem Aufsatz „Das Jahr 1806“. Die Uhren- und Musikwerkherstellung gewann fortan „einen wachsenden Anteil an der Bildung und Festigung eines Landesbewusstseins“ (S. 13). „Im Badischen Landen waren es insbesondere die Produkte dieser sich erfolgreich entwickelnden frühen feinmechanischen Industrie, die zu Exportschlagern des Großherzogtums wurden“ (S. 13). Die Musikwerke werden nach Ansicht Metzgers „zu Leitfossilien der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung im Großherzogtum Baden“ (S. 16).

Der Info Verlag hat in der Reihe „Lindemanns Bibliothek“ aus Anlass des 200 jährigen Jubiläums der Herstellung von Drehorgeln eine reichbebilderte Broschüre im Format 18 x 14 cm hergestellt. Sie ist Ignaz Blasius Bruder gewidmet, der vor 200 Jahren im Simonswald seine erste Drehorgel baute. Bruder fügte vom Jahre 1806 seinen Figuren bewegliche Figuren bei. Die Broschüre dokumentiert das Figurenspektrum mit über 80 Abbildungen.

Herbert Jüttemann, Ignaz Blasius Bruder. Schwarzwälder Drehorgelbau. 80 Seiten Paperback. Lindemanns Bibliothek. Bd. 31. Literatur und Kunst im Info Verlag, 2006. Preis: 9,50 Euro.

Heinrich Hauß

Ehemalige Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle zur stellvertretenden Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa e. V. gewählt

Die 1992 gegründete Landesvereinigung Baden in Europa e. V. hat auf Vorschlag ihres seit 1997 amtierenden Vorsitzenden Prof. Robert Müb die ehemalige Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle, Regierungspräsidium Karlsruhe, zur gleichberechtigten stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Hämmerle soll in drei Jahren die Nachfolge von Mürb antreten.

Die Landesvereinigung Baden in Europa setzt sich ein für die Wahrung badischer Interessen, richtet sich gegen den vermuteten Stuttgarter Zentralismus und setzt sich ein für den Erhalt der badischen Identität. Es geht dabei nicht um separatistische Bestrebungen, wie das der frühere Ministerpräsident Erwin Teufel der Vereinigung vorgeworfen hat, auch nicht um Gründung einer Baden-Partei, sondern allein um die Gleichberechtigung des badischen Landesteiles. Mehr nicht. In den vierzehn Jahren ihres Bestehens (Gründung 1992) hat sich die Landesvereinigung unter der Führung von Mürb „zu einer starken Stimme und Vorkämpferin der badischen Interessen“ entwickelt (BNN, 28. 7. 2006). In Stuttgart weiß man, dass man mit uns rechnen muss. Frau Hämmerle hat ihre Bereitschaft signalisiert, mit dem Vorsitzenden der Badischen Heimat, dem Regierungspräsidenten Sven von Ungern-Sternberg, zusammenzuarbeiten. Aus der Zusammenarbeit von Landesvereinigung und Landesverein in Zukunft könnte sich eine schon lange notwendige Zusammenarbeit bei gemeinsamen Interessen ergeben.

Heinrich Hauß

Landestreffen der historischen Bürgerwehren am 15./16. Juli 2006 in Karlsruhe

Zum 200. Geburtstag des Großherzogtums Baden und des 75jährigen Bestehens des Landesverbandes Baden/Südhessen

Das Bürgerwehrgesetz von 1848 bestimmte, dass die Bürgerwehren nur „zur Verteidigung des Landes, der Verfassung und der durch die Gesetze gesicherten Rechte und Freiheiten gegen inneren und äußeren Feind“ eingesetzt werden sollten. Die Bürgerwehren waren der „Tradition des konservativen Bürgermilitärs“ des Vormärz verhaftet, die Sache des Besitz- und Bildungsbürgertums war. Der Institution der Bürgerwehr „haftete insgesamt eine Doppeldeutigkeit an, wie sich darin zeigt, dass sie sich sowohl zur Herrschafts-Sicherung der alten Ordnung instrumentieren ließ, zugleich aber für die revolutionäre Aktion brauchbar war“ (Schuhladen. Krämer). Die Mai-Revolution von 1849 zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung nach dem Scheitern der Paulskirche stützte sich im besonderen Maße auf die Bürgerwehren. Nach dem Revolutionsende 1849 wurden die Bürgerwehren aufgelöst und 1851 verboten. 1930 schlossen sich 22 Bürgerwehr-Vereine zum Landesverband der Bürgerwehren und Milizen Baden–Südhessen zusammen.

Am 15./16. Juli 2006 nahmen bei dem Festumzug in Karlsruhe 1200 Aktive in historischen Uniformen teil. Der Landesinnenminister Heribert Rech gab bei der Festrede zu bedenken, dass die beiden Jubiläen zwei Stränge der Geschichte verkörperten, ohne die

Alle Fotos: Heinrich Hauß

das Land Baden-Württemberg nicht denkbar wäre. Einerseits sei mit dem Großherzogtum der Vorläufer eines moderne Staates geschaffen worden, andererseits seien Bürgerwehren der Beweis, dass ohne das Engagement der Bürger kein Staat zu machen sei.

Anläßlich des Landestreffens der historischen Bürgerwehren wurde ein Film zum Preis von Euro 10,90 erstellt.
Bestellungen:
VIEW AND DO,
Tel.: 07 21/5 16 40 40
Fax: 07 21/5 16 40 41
info@viewanddo.de

Heinrich Hauß

Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau (saai) präsentiert Beispiele aus seinen Sammlungen

I. Repräsentativer Querschnitt aus den Sammlungen

Unter dem Titel „Querschnitt – aus den Sammlungen des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau“ stellte das saai im Herbst 2003 eine Auswahl seiner Bestände erstmals einer breiteren Öffentlichkeit vor. Der geplante Katalog war damals aus finanziellen Gründen nicht zu realisieren. Dies wurde nun mit der Veröffentlichung „querschnitt – aus den Sammlungen des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieuerbau“ nach der Konzeption von Gerhard Kabierske nachgeholt. Die Veröffentlichung stellt auf jeweils einer Doppelseite in Bild und kurzem Text siebzig Bauten und Projekte vor. Sie sind aus der Fülle der Bestände ausgewählt und belegen die Spannbreite und Qualität der Dokumente. „Die Abfolge vermittelt – in zwölf zeitlich-thematische Abschnitte gegliedert und jeweils durch entsprechende Texte eingeführt (Autoren, Objekttexte: Hanno Brockhoff und G. Kabierske, Zwischentexte G. Kabierske) – einen Gang durch die Architekturgeschichte“ vom 18. Jahrhundert bis zu den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Eine informative Einführung zur Geschichte des Archivs und den Beständen hat ebenfalls G. Kabierske geschrieben. Kurzbiographien und eine Werkauswahl runden die ausgezeichnet gestaltete Publikation ab.

II. Das Südwestdeutsche Archiv für Architektur und Ingenieurbau: Ein Zentrum der Dokumentation des neueren Baugeschehens

Das Archiv wurde im Jahre 1989 nach einem Ministeratsbeschluss an der Universität Karlsruhe gegründet und ist für das ganze Land zuständig. Das Archiv wurde inzwischen „zu einer der wichtigsten Einrichtungen seiner Art in Deutschland“. Innerhalb des Landes Baden-Württemberg ist das saai „zu einem Zentrum des neuen Baugeschehens geworden“. Die Ursprünge des Archivs gehen zurück auf Sammlungen der Architekturabteilung des Karlsruher Polytechnikums. Das Archiv wurde untergebracht in den Nebengebäuden des ehemaligen Zeughauses (Kaiserstraße 8). Ein wichtiger Antrieb zur Stiftung der Bestände ging im Denkmalschutzjahr 1975 mit der in der Staatlichen Kunsthalle gezeigten Ausstellung „Architekturlehrer der Fridericiana“ von Weinbrenner bis Eiermann aus. Zuvor hatte Wulf Schirmer seit seiner Berufung an das Institut für Baugeschichte (1971) für eine Verbindung von Baugeschichtslehre, Bauforschung und Denkmalspflege gesorgt und machte den Ausbau der Karlsruher Sammlungsbestände zu seinem persönlichen Anliegen. Die Bestände umfassen 250 000 Pläne, Zeichnungen und Skizzen sowie mindestens 100 000 Fotos, Dias und sonstige Film- und Tonmaterialien. Hinzu kommen ca. 700 Regalmeter Bauakten, etwa 200 Modelle sowie eine Vielzahl von Fachzeitschriften und Publikationen.

querschnitt – Aus den Sammlungen des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau. Herausgeber saai. Konzeption Gerhard Kabierske, 2006. Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau an der Universität Karlsruhe und Info Verlag Karlsruhe 2006. 24,80 Euro.
ISBN 3-88190-429-8. *Heinrich Hauß*

50. Todestag von Elisabeth Walter am 4. Juni 2006

1997 wurde in zahlreichen Orten des 100. Geburtstages der badischen Autorin Elisabeth Walter gedacht, die am 19. Juni 1897 als uneheliches Kind der Kronenwirtstochter Maria Killius in Kippenheimweiler bei Lahr zur Welt kam. Dort benannte man die Grundschule nach ihr. Im nahegelegenen Oberweier, wo ihre Mutter und ihr Stiefvater Josef Walter zum Arbeiten in der Zigarrenfabrik verzogen, wuchs Elisabeth mit ihren drei Halbgeschwistern auf. Neben der dortigen Kirche steht seitdem Elisabeth Walters Grabstein als Gedenkstein. Sie ist am 4. Juni 1956 in Konstanz verstorben, wo sie im Marienhaus gelebt hatte.

Ihren Berufswunsch als Lehrerin kann sie nach der schulischen Ausbildung im „Institut der Lehrfrauen vom Heiligen Grab“ in Baden-Baden, die ihr Fabrikant Franz Sales Geiger aus Oberkirch ermöglichte, 1922 verwirklichen.

Ihre erste Stelle als Hilfslehrerin bekam sie im Januar 1922 in Bühlertal-Obertal, doch schon im Mai wird sie auf den Hotzenwald versetzt. Im dortigen Schulschrank findet sich ihr Namenszug noch ver-

Elisabeth Walter als Lehrerin in Rötenbach, wie sie der Fotograf Alwin Tölle aufgenommen hat

Die Geige war Elisabeth Walters Lieblingsinstrument

ewigt und am Rathaus – Schulhaus erinnert ebenfalls eine Gedenktafel an ihr Wirken. In Hänner reift in ihr der Gedanke, ähnlich wie Selma Lagerlöf mit ihrem Nils Holgersson einen Jungen durch das gesamte badische Land zu schicken. In pädagogischer Absicht sollte der Junge reisen und dabei den jugendlichen Leserinnen und Lesern wie beiläufig aber auf abenteuerliche Weise die sonst langweiligen Schulfächer Geschichte und Geographie, ja die gesamte Kunst und Kultur beibringen. Ein Vorbild war in Hänner leicht zu finden: „Da saß auch gleich im ersten Jahr jener blonde, blauäugige Drittklässler vor mir, den die anderen Kinder den ‚Schmiedledick' nannten. Und ich wusste schon bei der ersten Begegnung, dass dieser kleine Kerl der ‚Held' meiner Geschichte werden würde, wenn es überhaupt dazu kommen konnte, dass ich diese Geschichte schreiben durfte!" Doch 1927 wird sie zum ersten Mal ernstlich krank und kann monatelang nicht zur Schule. Doch danach schreibt sie die „Abenteuerliche Reise des kleinen Schmiedledick mit den Zigeunern" in 65 Kapiteln, wobei sie das erste und letzte Kapitel am 19. Juni, ihrem Geburtstag handeln lässt. Als Rahmenhandlung fügt sie die Erlösung des Burggeistes „Poppele vom Hohenkrähen" ein, denn auf dessen Schatz haben es die „Zigeuner" auch abgesehen und nur der Schmiedledick, da in einer besonderen Wiege geboren, kann den Burggeist erlösen.

Der Buchtitel ist heute von seiner Wortwahl her sicherlich bedenklich, doch Elisabeth Walter suchte nach einer literarische Möglichkeit, den kleinen Schmiedledick reisen zu lassen und Nils Holgersson reiste schon mit seinen Wildgänsen … Das Buch kam im Freiburger Herder-Verlag im Oktober 1930 mit einer Auflage von 20 000 Exemplaren heraus – es wurde als Schulbuch eingesetzt und erklärt wohl seine bis heute ungebrochene Anziehungskraft – wenn auch aus eher nostalgischen Gründen.

Zur Belohnung wurde Elisabeth Walter 1931 nach Freiburg-Betzenhausen versetzt, wo man vor einigen Jahren eine Straße nach ihr benannte! „Freiburg ist schön", schreibt sie, „ich lasse nichts auf die Stadt kommen, aber ich bin fast gestorben darin vor Heimweh nach dem Dorfe". Ihrem Wunsch wird stattgegeben und sie kommt zum 1. Mai 1933 nach Heinstetten bei Messkirch und zum 1. Dezember nach Rötenbach. In der Abgeschiedenheit des Dorfes schreibt sie ihre autobiographische Geschichte „Madleen kann nichts wissen", die ebenfalls im Herder-Verlag 1934 erscheint. 1935 kommt das schmale, aber inhaltsschwere Gedichtbändchen „Rosmarin und Nägili" heraus, das zum einen ein besonderes Beispiel des hoachalemannischen Dialektes darstellt, aber wohl auch ein schmerzliches Zeugnis einer gescheiterten Liebesbeziehung! Doch die überzeugte und gläubige Katholikin kommt rasch in Konflikt mit den neuen Machthabern – sie weigert sich Schulungskurse abzuhalten und hält bei Veranstaltungen mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg. Mit Verhören und Schulbesuchen versucht man Elisabeth Walter einzuschüchtern – sie hält dem Druck nicht stand und flieht monatelang zu einer Freundin in die Nähe von Köln. Wegen ihrer nervös bedingten Depressionen hatte sie zudem Angst, sich zu behandeln lassen. „Sie wissen", schreibt sie später einmal, „dass man in keine Nervenheilstätte gehen konnte damals und dass das sehr gefährlich war und die Ärzte haben davor gewarnt". Sie beantragt wiederum eine Versetzung und gelangt 1936 nach Dietlingen bei Weilheim, aber auch dort haben die Nazis vor allem aus dem Waldshuter Kreisschulamt „mich weiter geplagt und geängstigt".

Elisabeth Walter im Kreise von Schülern in Dietlingen

Titelbild des „Schmiedledick", der seit 76 Jahren praktisch ununterbrochen aufgelegt wird und dabei eine Auflagenhöhe von 70 000 Exemplaren erreicht hat

alle Bilder: Archiv: Pressebüro Matt-Willmatt-Kierey

Auch in Dietlingen ist am ehemaligen Schulhaus eine Gedenktafel angebracht worden. Wiederholt fehlt sie krankheitsbedingt in der Schule, sodass man eine zwangsweise Pensionierung ins Auge fasst. Im Auftrag des Herder-Verlages macht sie sich an eine überarbeitet Neuherausgabe des Schmiedledick, die 1951 erscheint und im Laufe eines Jahres mit einer Gesamtauflage von 12 000 Exemplaren verkauft wurde. Elisabeth Walter erlebt dies in Salem, wohin sie sich hat versetzen lassen, aber auch dort muss sie immer länger pausieren, bis sie dann 1952 frühpensioniert wird. Im Gefolge einer Herzoperation ist sie dann am 4. Juni 1956 – vor genau 50 Jahren – in Konstanz verstorben und beigesetzt worden.

Da der Herder-Verlag den Schmiedledick, den er bis 1990 in einer Auflage von 62 000 Exemplaren herausbrachte, zum 100. Geburtstag Elisabeth Walters nicht mehr herausbringen wollte, wurde er im Freiburger Schillinger-Verlag in einem Sonderband mit allen Werken Elisabeth Walters und einer Einführung von Hubert Matt-Willmatt veröffentlicht. Da auch dies Auflage vergriffen ist, erschien am 9. September anlässlich einer Gedenkfeier in Friesenheim-Oberweier eine neugestaltete Ausgabe des „Schmiedledick" im Freiburger Schillinger-Verlag … und so gerät Elisabeth Walter und ihr badisches Jugendbuch nicht in Vergessenheit!

Hubert Matt-Willmatt

Ausstellung zum 300. Geburtstag des Fürstbischofs Franz Christoph von Hutten (1706–1770)

„Hatte das Bruchsaler Schloss zu dem gemacht, was es heute ist"

Wenn von den Speyerer Fürstbischöfen des 18. Jahrhunderts die Rede ist, fällt zumeist der Name Damian Hugo von Schönborn (1676–1743). Er ging in die Geschichte ein als „Auftraggeber des Barockschlosses" in Bruchsal. „Seltener als von Schönborn ist in den Geschichtsbüchern von seinem Nachfolger die Rede von Franz Christoph von Hutten" (Thomas Adam). Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und die Stadt Bruchsal nahmen den 300. Geburtstag Huttens zum Anlass, mit einer Ausstellung historischer Ansichten des Hoffotografen Georg Maria Eckert (1929–1901) von 1871 die von Hutten in Auftrag gegebenen Interieurs im Rokoko-Stil zu dokumentieren. „Die beeindruckende Schönheit der zwischen 1750 und 1762 für Fürstbischof von Hutten geschaffenen Ausstattung kann so auf einmalige Art nachvollzogen und erlebt werden" (Ulrike Grimm).

Intention der Ausstellung ist, zu zeigen, „dass Hutten das Bruchsaler Schloss" – durch die Innenausstattung des Schlosses im Stil des Barock – „erst zu dem gemacht hat, was es heute ist" (Thomas Adam). „Hutten war so mehr als der Mann nach oder gar hinter Schönborn" (Bernd Doll). Was den Fotografen Georg Maria Eckert anbetrifft, so war er einer der ersten Fotografen „deren Aufnahmen die traditionellen

Stichvorlagen ersetzte“ (Sandra Eberle). Die Architekturfotografie wurde erst zwei Jahrzehnte zuvor zur Bilddokumentation eingesetzt. Die erste Bilddokumentation trug dazu bei, das öffentliche Interesse für das Bruchsaler Schloss wachzurufen zu einem Zeitpunkt, als die Residenz noch unbekannt war.

Glanzvolle historische Ansichten. Die Bruchsaler Prunkräume vor der Zerstörung.
Ausstellung zum 300. Geburtstag des Fürstbischofs Franz Christoph von Hutten.
Herausgegeben von den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg und der Stadt Bruchsal. 95 S. mit zahlreichen Abb. ISBN 3-88462-232-3, 16,80 €.

Heinrich Hauß

Albert Geigers „Die versunkene Stadt“ (1924) in der Kleinen Karlsruher Bibliothek des Info Verlags erstmals wiederaufgelegt

„Eine literarische Sozialgeschichte der Stadt Karlsruhe nach der Jahrhundertwende“

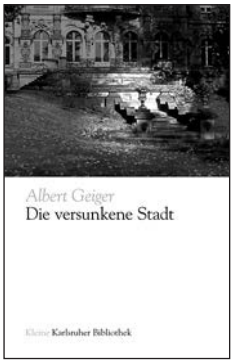
Albert Geigers autobiographischer, 1924 posthum erschienener Roman „Die versunkene Stadt“ wurde vom Info-Verlag erstmals nach achtzig Jahren wieder aufgelegt. Der Roman ist der „Niederschlag seiner persönlichen Zerwürfnisse und Enttäuschungen“ und „eine böse Abrechnung mit Karlsruhe“ (F. Bentmann), das im Roman „Dingsdahausen“ genannt wird. „Es fehlte also an jenen ehrwürdigen, lange Jahrhunderte alten Adels- und Patriziergeschlechtern, es fehlte aber auch an jenem seit Jahrhunderten eingesessenen Mittelstand, welche von jeher Träger einer wahrhaften Kultur waren“. „Und nun denke man sich in diese Stadt Dingsdahausen zwei Menschen (Geiger und seine Geliebte Elsa Metzger) mit einem untilgbaren Temperament. Was wird in dieser Stadt der lauen Mittelmäßigkeit ihr Schicksal sein?“ Der badischen Residenz der Jahre 1900 und 1914 warf er vor, dass hier „eine muffige Beamtenschaft“, ein „ruhmrediges Selbstbewusstsein“, dazu ein „Mangel an Temperament, laue Mittelmäßigkeit und „spießige Selbstgenügsamkeit“ das schöpferische Geistesleben lähme. In seinen Augen war die Residenz „eine Halbheit, schwankend zwischen Beamtenstadt und Gewerbestadt“. Der Roman gilt als „wichtige literarische Quelle für das Karlsruher Kunstleben zwischen 1900 und 1914“ (H. Schmidt-Bergmann).

Geiger wurde am 12. September 1866 in Bühlertal geboren und lebte seit 1901 als freier Schriftsteller in Karlsruhe. 1912 verließ er Karlsruhe und wurde in Berlin sesshaft, wo er „Die versunkene Stadt“ schrieb. Geiger war zunächst ein Gegner der literarischen Vorherrschaft Berlins (Naturalismus) und versuchte, „jene Kräfte zu sammeln und zu fördern, welche außerhalb dieses Zentrums im südwestdeutschen Raume am Werke waren“ (W. Zentner).

1902 entstand auf seine Initiative die Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege“, in der sich Karlsruher Künstler und Kunstfreunde zu Gesprächen zusammenfanden. Ihr gehörten Maler wie Thoma, Schönleber, E. Württemberger, der Keramiker Läuger, der Architekt Billing und Schriftsteller wie Hermine Villiger und Heinrich Vierodt an. „Für Geigers Beschreibung des Karlsruher Kunstlebens ist das Kapitel ‚Das Künstlerheim‘ zentral“ (S. 112ff.) Von 1900 bis 1905 brachte er drei Jahrgänge des „Jahrbuchs badischer Kunst“ heraus, dann 1905 unter dem Titel „Badische Dichter“ einen Sammelband badischer Lyrik. Geiger starb am 15. Januar 1915.

Anläßlich des 100. Geburtstages 1966 schrieb Wilhelm Zentner über ihn: „Albert Geiger war keine glückliche Natur. Fühlte er sich doch mit dem Dasein in das er gestellt war in stetem Widerspruch, ohne die Sehnsucht unterdrücken zu können, mit diesem schwer zu bewältigendem Leben wenigstens in kurzen Sonnenstunden einig zu werden. … So ist er zeitlebens ein Suchender, mit Inbrunst Suchender, geblieben“.

Heinrich Hauß



Albert Geiger, Die Versunkene Stadt, Kleine Karlsruher Bibliothek, Band 1. Herausgegeben von Hansgeorg Schmidt-Bergmann u. Thomas Lindemann, Literarische Gesellschaft Karlsruhe und Info Verlag, 2006. 14,80 Euro. ISBN 3-88190-430-1

Der Hausfreund weiß das wohl zu schätzen …

Der „Hebeldank“ des Jahres 2006 wurde an Johannes Wenk-Madoery verliehen

In feierlichem Rahmen verlieh das Präsidium des Hebelbundes Lörrach e. V. den „Hebeldank“ des Jahres 2006 beim Schatzkästlein am 13. Mai 2006 an sein langjähriges Präsidiumsmitglied Johannes Wenk-Madoery aus Riehen (Schweiz).

Mit dieser Auszeichnung würdigte der Hebelbund die vielseitigen Verdienste des langjährigen Archivars, *„der sich durch die Entwicklung und dauerhafte Pflege reichhaltiger Archive große Verdienste für die Dokumentation und Erforschung der regionalen Geschichte erworben hat“,* heißt es in der Verleihungsurkunde. „Weder Hebel-Freunde, noch Hebel-Kenner, noch Hebel-Forscher kommen, wenn sie es mit Johann Peter Hebel ernst nehmen, an Ihnen vorbei“, so der Präsident des Hebelbundes, Hans-Jürgen Schmidt, in seiner Laudatio. Der Geehrte beschäftigt sich seit seinem 12. Lebensjahr mit Johann Peter Hebel (1760–1826) und dem „Schatzkästlein“.

Das Bild zeigt (v. l. n. r.) den Festredner Pfarrer Hansfrieder Zumkehr, Johannes Wenk-Madoery mit seiner Frau Irma Edith, die Lörracher Oberbürgermeisterin Gudrun Heute-Bluhm, den Präsidenten des Hebelbundes, Hans-Jürgen Schmidt, den Leiter des Museums am Burghof in Lörrach Markus Moehring und den Vizepräsidenten des Hebelbundes, Dominik Wunderlin. Foto: Elmar Vogt

Was sich in mehr als fünfzig Jahren in *seinem* Archiv angesammelt hat ist außergewöhnlich und einzigartig und würde jeder Bibliothek, einem germanistischen Institut, aber auch einem Museum alle Ehre machen.

Die äußerst wertvolle Sammlung des Jubilars gibt auch einen vielseitigen und eindrucksvollen Einblick in mehr als 150 Jahre Geschichte des Buchdrucks und der Buchgestaltung. Die Anzahl der Aufsätze, Reden, Presseartikel und Bilder, Postkarten und Briefe in akribischer chronologischer Folge lassen erahnen, welcher zeitliche Aufwand bis heute nötig war und erbracht werden musste.

Das Sammeln und Archivieren ist für Johannes Wenk-Madoery mehr als nur ein Hobby, es ist zu einer Leidenschaft des Jubilars geworden.

Ohne das innige Verständnis seiner Frau Irma Edith wäre das alles wohl nicht möglich gewesen. So ist auch sie zur „Hebel-Expertin" geworden.

Von den Hebelfeiern ausgehend, kam Johannes Wenk-Madoery ganz selbstverständlich mit vielen Menschen in Beziehung, die nicht nur literarisch oder wissenschaftlich tätig sind, und so erweiterte sich sein „Einzugsbereich" und Wissenshorizont.

Die in vielen Jahren zusammengetragene Sammlung ist auch eine bibliographische Dokumentation. Sie schöpft aus der Begeisterung für Hebel und sein Werk, und sie ist eine tiefe Verneigung vor dem großen Kalendermann, Pädagogen und Theologen.

Über Grenzen hinweggehen ist im äußeren und im inneren Sinne ein wichtiger Faktor

im Leben von Johannes Wenk-Madoery geworden.

Gastfreundschaft, Verwurzelung in Glaube und Tradition, Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft kennzeichnen das Wesen des leidenschaftlichen Hebel-Sammlers.

Der Geehrte ist durch seine Arbeit zum Erhalter und Bewahrer geworden, und viele noch werden auf seiner Arbeit aufbauen können.

„Nicht was ich habe – was ich gebe, macht mich reich", ist einer der Grundsätze von Johannes Wenk-Madoery.

Er freue sich, dass er zusammen mit seiner Frau einen Beitrag habe leisten können, Hebels Vermächtnis und Werk zu bewahren und weiterzugeben.

Elmar Vogt

… und so etwas ist des Lesens zweimal wert[1]

Martin Stadler wurde mit dem Johann-Peter-Hebel-Literaturpreis 2006 des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet

Was Literatur sein soll, steht nicht ein für alle Mal fest, es ändert sich mit den Methoden und Stimmungen. Die Literatur möge das Leben spiegeln, das des Lesers wie das des Verfassers, damit beide einander näher kämen.

Der Johann Peter Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg kann zum einen an Schriftstellerinnen und Schriftsteller verliehen werden, die durch ihr literarisches Werk dem alemannischen Sprachraum oder Johann Peter Hebel verbunden sind. Zum anderen können ihn Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler erhalten, die sich um die Pflege von Hebels Werk oder um die Literatur des alemannischen Sprachraums verdient gemacht haben. Beim Festakt zum Hebelfest am 10. Mai 2006 überreichte der Staatssekretär im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Michael Sieber den mit 10 000 Euro dotierten Preis an den Schweizer Schriftsteller Martin Stadler aus Schattdorf im Kanton Uri.

„Martin Stadler gehöre seit rund 30 Jahren zu den wichtigsten und markantesten Exponenten der Schweizer Literaturszene. In vielfältigen literarischen Formen habe er sich in authentischer Weise mit der Geschichte und Gegenwart, mit der Gesellschaft und Gedankenwelt seiner zentralschweizerischen Heimat kritisch auseinandergesetzt. Mit dem Blick eines naturwie gesellschaftswissenschaftlich geschulten Chronisten *stelle er die Frage nach Heimat in einer globalisierten Welt.* Wie Johann Peter Hebel ist Martin Stadler ein leidenschaftlicher Anwalt seiner Heimat mit einem wachen und kritischen Gegenwartsblick", resümierte Staatssekretär Michael Sieber in seiner Ansprache zur Verleihung des Literaturpreises und zitierte Christian Morgenstern: „Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird".

„Es ist ein recht schmales Gebiet, in dem sich die Figuren Martin Stadlers bewegen, eine Welt, die kreuz und quer kaum mehr an Kilometern umspannt, als die heute aus Freiburg und Basel herbeigekommenen Gäste an Wegstrecke ins Wiesental zurücklegen mussten. Aber gerade dieser so eng gefasste Erzählraum ist so auch durchzogen von großen, geschichtlichen Fragen. Da sind eingesessene Familien und mächtige Herren, die sich bewusst allem neuen verweigern, da sind andererseits Lebensweisen und Berufe, die bei der trotzdem einziehenden Moderne dann nicht mehr mithalten können, […].

Aus den Händen von Staatssekretär Michael Sieber (re.) erhielt Martin Stadler den Johann Peter Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg für das Jahr 2006.
Foto: Elmar Vogt

Anders als zu Hebels Zeiten und doch vergleichbar schwer ist es wohl heute, Heimatverbundenheit und Schriftstellerei zu verbinden, ohne an einer der beiden Seiten Schaden zu nehmen. Martin Stadler veröffentlicht seine Bücher im eigenen Verlag und auf eigenes Risiko; ein Kleinod wie *das Buch von den neuen Postillionen*[2] ist leider längst vergriffen. […] Bei Martin Stadler haben wir es keinesfalls mit harmlosen ländlichen Idyllen zu tun, sondern mit der ganzen Bandbreite menschlicher Typen, Konflikte und Leidenschaften, ausgebreitet in einem literarischen Mikrokosmos, der ein Stück Welt bedeutet im vollsten Sinne des Wortes. Es würde wohl gar nicht schwer fallen, aus Stadlers Büchern heraus nach den konkreten Vorbildern seiner Motive und Figuren zu suchen, und die Texte zurück in die Landschaft zu übersetzen, aus der sie geschöpft sind. […] Es ist inzwischen mancherorts unmodisch oder sogar verdächtig geworden, von Heimatliteratur zu sprechen. Aber bei Lichte besehen geht es sowohl bei unserem heutigen Preisträger wie schon beim Namensgeber Johann Peter Hebel um nichts Geringeres als darum, Heimat überhaupt erst herzustellen, indem das Vorgefundene der Herkunft mit den Mitteln der Sprache aufgenommen und ganz neu geschaffen wird. *Heimat ist kein Besitztum, sondern eine Gabe und eine Aufgabe.* Die listenreichen Erzählungen Martin Stadlers beruhen auf einer Mischung aus *Finden und Erfinden.* Erst wenn das Erlebte auch erzählbar geworden ist, wenn es hervorgeholt werden konnte in vielen Anläufen und Geschichten, erst dann kann auch die Last, die das Vergangene manchmal bedeutet, mit einem klug angesetzten Hebel ein Stück empor gehoben werden", so Professor Dr. Alexander Honold in seiner Laudatio.

Überrascht habe ihn der Preis schon irgendwie, sagt Martin Stadler, der hauptberuflich als Schriftsteller arbeitet, nebenberuflich als Verleger und brotberuflich, wie er in seiner Vita schreibt, als Lehrbeauftragter für Ökonomie- sowie Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Er weiß, dass man ihn als Autor im deutschsprachigen Raum kaum kennt. Aber Parallelen zu Johann Peter Hebel sieht Martin Stadler schon. So hat er eine Zeit lang als Kalender-Redakteur gearbeitet. Und wie Hebel sei er ein „Regionalautor", der mit kritischem Blick Geschichten über seine Heimat schreibt, die zwar schweizerisch, aber durchaus dem alemannischen Sprachraum zugehörig ist.

Anmerkungen

1 Textzeile aus Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Der Kommandant und die Badischen Jäger in Hersfeld", in der Reihe „Tempel-Klassiker", herausgegeben von Emil Strauß, Verlag Emil Vollmer, Wiesbaden, o. J., S. 179 bis 181, hier Seite 181.
2 Martin Stadler, Die neuen Postillione: Geschichten vom Gotthard, Schattdorf: Uranos Verlag, 1979, 172 Seiten, nur noch antiquarisch erhältlich.

Elmar Vogt

Neuer Klimaatlas für Baden-Württemberg

Im Juli 2006 stellte Umweltministerin Tanja Gönner den neuen Klimaatlas für Baden-Württemberg vor. Neben einer textlichen Beschreibung der Klimasituation im Land werden auf über 130 farbigen Karten unterschiedliche meteorologische Daten wie Temperatur, Niederschlag, Wind oder Sonneneinstrahlung dargestellt. „Der Klimaatlas ist ein wichtiges Planungsinstrument vor allem für Städte und Gemeinden, aber auch für Umweltbeauftragte, Umweltberater und Ingenieurbüros. Er hilft Fehlplanungen zu vermeiden." Der Atlas liefert darüber hinaus alltagspraktische Informationen für die Bevölkerung. Durch die kleinräumige Aufbereitung der Daten können detailgenaue Klimaangaben entnommen werden. So ist die Sonnenscheinintensität ablesbar, aus der die mögliche Kapazität einer Solar- oder Photovoltaikanlage berechnet werden kann. Bioklimakarten zeigen besonders wärmebelastete Gebiete auf. Daneben sind Themenkarten zum Wind, zur Nebelhäufigkeit oder auch zu festgestellten Klimaänderungen enthalten.

Dem im Maßstab 1:1 125 000 herausgegebenen Klimaatlas wurden die meteorologischen Daten des Zeitraumes 1971 bis 2000 zu Grunde gelegt. Im letzten, im Jahr 1953 herausgegebenen Klimaatlas, wurde die Klimaperiode 1881 bis 1930 berücksichtigt.

Neben der Internetversion des Klimaatlasses gibt es auch eine identische Darstellung als CD-ROM, die zusätzlich Kartendarstellungen enthält, die einen deutlich verbesserten Ausdruck der Karten erlaubt. Die

CD ist zu einem Preis von 49,00 € plus Versandkosten über die Bibliothek der LUBW zu beziehen.

Bestelladresse:

Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (LUBW)
Postfach 10 01 63
76231 Karlsruhe
Tel.: 07 21/56 00-14 27
Fax: 07 21/56 00-14 56
E-Mail: Bibliothek@lubw.bwl.de

Mannheimer Schloss in neuem Glanz

Das Mannheimer Schloss erstrahlt wieder in neuem Glanz: Wie Finanzstaatssekretär Gundolf Fleischer mitteilte, hat das Land dafür in den vergangenen 15 Jahren 87 Ausstattungsstücke und Kunstgegenstände erworben – darunter Möbel, Gemälde, Porzellan und Tapisserien. Sie wurden mit anderem Inventar in Karlsruhe restauriert. Insgesamt kehren demnächst rund 800 Kunstobjekte an ihren Ursprungsort zurück. Für die Besucher wird die Beletage des Mannheimer Schlosses vom 29. März 2007 wieder zu sehen sein.

Die neun Prunkräume werden zu 80 Prozent in der historischen Situation wieder hergestellt.

Allein für die 87 überwiegend auf Auktionen neu erworbenen Gegenstände wurden inklusive Restaurierung 7,4 Mio. Euro aufgewendet, wovon zwei Mio. Euro von Sponsoren stammen. Pünktlich zum 400jährigen Stadtjubiläum öffnet der nach Versailles zweitgrößte europäische Schlosskomplex wieder seine Pforten. Knapp drei Jahre lang blieb das Mannheimer Schloss wegen umfangreicher Renovierungsmaßnahmen geschlossen. Nach klassischem Schema bildet es eine Ehrenhofanlage und schließt die Quadrate der Innenstadt zum Rhein hin ab.

Badische Gedächtniskultur

Neues Buch über Geschichte und Persönlichkeiten vorgestellt

Angesichts der Globalisierung wirken landsmannschaftliche Vereine wie der Landesverein Badische Heimat oder die Landesvereinigung Baden in Europa auf den ersten Blick wie folkloristische Reminiszenzen an längst vergangene Tage. Tatsächlich aber scheint das Bedürfnis nach regionaler Identität ungebrochen. Mit dem jüngst in Ettlingen vorgestellten „Badischen Kalendarium“ möchte der Landesverein Badische Heimat diesem Bedürfnis nachkommen und sinnstiftend eine badische „Gedächtniskultur“ schaffen.

„Das Bekenntnis zu Baden ist kein Chauvinismus“, erklärte der Freiburger Regierungspräsident Sven von Ungern-Sternberg, seit Mai dieses Jahres Präsident des Landesvereins Badische Heimat, am Rande der Buchpräsentation. Der aktuelle Streit um die Zukunft der Handschriftensammlung der Badischen Landesbibliothek zeige die Notwendigkeit, badische Belange in die politische Diskussion einzubringen. Insofern herrsche zwischen der Badischen Heimat und der Landesvereinigung Baden in Europa auch keine Konkurrenz. Beide Vereine einten gemeinsame Aufgaben und Ziele, darunter die Schaffung und Bewahrung einer „Gedächtniskultur an die badische Mitgift in Baden-Württemberg“, wie von Ungern-Sternberg sagte.

Die bereits bestehenden Verbindungen sollen künftig noch intensiviert werden. Schließlich verbände von Ungern-Sternberg und die ehemalige Karlsruher Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle, als Doppelspitze mit Robert Mürb Vorsitzende der Landesvereinigung Baden in Europa, aufgrund ihrer Tätigkeit ein „exzellentes Verhältnis“. Wie bereits die Landesvereinigung auf ihrer Jahreshauptversammlung Ende Juli erteilte auch von Ungern-Sternberg einer „Baden-Partei“ eine Absage: „Wir bekennen uns klar zu Baden-Württemberg. Man kann durchaus das badische Element betonen und in die politische Diskussion einbringen, ohne deshalb des Separatismus verdächtig zu sein“, so der im kommenden Jahr aus dem Amt scheidende Regierungspräsident.

Das nun vorgestellte „Badische Kalendarium“ sei gewissermaßen das „publizistische Rückgrat“ des Unterfangens, eine kollektive badische Gedächtniskultur zu schaffen, wie Mit-Autor Heinrich Hauß, Schriftleiter der Badischen Heimat, meinte. Das Buch fasst auf 320 Seiten chronologisch geordnet die wichtigsten Ereignisse der badischen Geschichte zusammen und stellt bedeutende Persönlichkeiten vor, die in Baden lebten und wirkten. „Ich glaube, viele Menschen wissen gar nicht mehr, was Baden kulturell zu bieten hatte und immer noch zu bieten hat“, so Hauß. Das „Kalendarium“ solle daher dem Vergessen entgegenwirken und Identitätsstiften.

Denis Elbl

BNN, 13. 10. 2006

Das „Badische Kalendarium“ von Heinrich Hauß und Adolf Schmidt (ISBN 3-7650-8326-7), erschienen im G. Braun Buchverlag, ist zum Preis von 19,90 Euro im Buchhandel erhältlich.

Karlsruher Universität: Eliteuniversität

Die Region kann ein neues Selbstwertgefühl entwickeln

Am 13. Oktober 2006 haben der Wissenschaftsrat und die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Ergebnis des Exzellenzwettbewerbs der Universitäten bekanntgegeben. Die Maximilians-Universität München, die TU München und die TU Karlsruhe sind zur Förderung der Elite-Universitäten ausgewählt worden. Kernstück des Zukunftskonzepts der Karlsruher Universität war die geplante Gründung des „Karlsruher Instituts für Technologie“ zusammen mit dem Forschungszentrum Karlsruhe, das zur Hermann-von-Helmholtz-Gemeinschaft gehört. Weitere Trümpfe der Bewerbung waren das Centrum für Funktionelle Nanostrukturen (CNF) und das Konzept einer

Graduiertenschule für den wissenschaftlichen Nachwuchs. In der „Karlsruhe School of Optics & Photonics (KSOP) soll das Feld für zukünftige Vorzeige-Forscher bereitet werden.

Bis 2011 wird die Uni mehr als 100 Millionen Euro zusätzlich für den Ausbau ihrer Spitzenforschung erhalten.

Die Ernennung von nur einer von nur drei Eliteuniversitäten in der gesamten Bundesrepublik bestätige deren herausragende Stellung, meinte der Karlsruher OB Heinz Fenrich. „Nach den Flops mit der Kulturhauptstadt, der Stadt der Wissenschaft und der Beteiligung an der Stuttgarter Olympiabewerbung sowie dem Rückzug bei der Bundesgartenschau hat Karlsruhe als Standort einer Eliteuniversität wieder ein Pfund, mit dem es bundesweit wuchern kann". „Für die Marketingfachleute ist dieser Spruch ebenso Gold wert wie für das eigene Selbstbewusstsein" (Rainer Haendle, BNN). „Die badischen Gefilde insgesamt werden von einer Langzeitwirkung profitieren, die sich aus dem Markenzeichen ‚Top-Forschungsregion' ableitet" (K. M. Baur, BNN). *Heinrich Hauß*

Badische Landesbibliothek – Daten zu ihrer Geschichte

Der „Handschriftenstreit" hat seit dem 21. September 2006 die Badische Landesbibliothek und ihre Handschriften in den Mittelpunkt des Interesses der Presse und der Öffentlichkeit gerückt. Deshalb sei an dieser Stelle an einige geschichtliche Daten erinnert.

Ein „klares" Gündungsdatum läßt sich nicht ausmachen. Das älteste Zeugnis markgräflichen Buchbesitzes ist das 1490 hergestellte Stundenbuch Markgraf Christophs I. von Baden (1453–1527). Die Büchersammlung Christophs I. vererbte er an Markgraf Philipp I. (1478–1533). Die Büchersammlung wurde 1522 durch die Schenkung von Johannes Reuchlin bereichert. Nach dem des Markgrafen Philipp I. wurde die Bibliothek zwischen Pforzheim und Baden-Baden aufgeteilt. Die erbeutete Sammlung orientalischer Handschriften im Zusammenhang mit den Türkenkriegen (1683–1692) bereicherte die Baden-Badener Hofbibliothek. Mit dem Aussterben der Linie Baden-Baden wurde die seit 1767 in Rastatt untergebrachte Hofbibliothek 1771 mit der Karlsruher Bibliothek zusammengeführt. Die Säkularisation brachte 1803 einen äußerst wertvollen Zugang an Handschriften und Inkunabeln. Es wurden 27 Bibliotheken übernommen. Im Jahre 1873 zog die Bibliothek vom Karlsruher Schloss in das von Joseph Berckmüller erbaute Sammlungsgebäude am Friedrichsplatz um. 1918 erhielt die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek den Namen Badische Landesbibliothek. In der Nacht vom 2. auf 3. September 1942 ist bei einem Luftangriff das Sammlungsgebäude am Friedrichplatz zerstört worden. 1950 konnte die Landesbibliothek in den Magazintrakt des Generallandesarchivs in der Maximilianstraße einziehen. 1964 konnte der Neubau am Nymphengarten bezogen werden. Am 9. 12. 1983 erfolgte die Grundsteinlegung für den ersten Bauabschnitt des Neubaus der Badischen Landesbibliothek. Der zweite Bauabschnitt des von dem Architekten Oswald Matthias Ungers, Köln, entworfene Bau konnte am 9. 9. 1991 eröffnet werden.

Nach Peter Michael Ehrle, Die Badische Landesbibliothek in: Paul-Ludwig Weinacht, Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg, 2002, Seiten 443–446.

Heinrich Hauß

50 Jahre Badische Heimat Bruchsal

Bei der Schilderung der Geschichte eines Vereins oder einer Gruppe droht dem Sprecher die Gefahr, die Zuhörer zu ermüden wenn er zu viele Zahlen nennt. Das zu vermeiden wird freilich schwer sein, weil man Geschichte kaum ohne Zeitangaben darstellen kann. Es kommt noch hinzu, dass unser Verein gleich zweimal gegründet wurde. Ich hoffe dennoch, Sie nicht zu langweilen.

Die erste Gründung erfolgte im Jahr 1920 durch den Bruchsaler Konditormeister Philipp Jakob Schmider. Seine Konditorei mit Cafe war in der Friedrichstraße, und die Älteren unter Ihnen werden sich daran erinnern können. Sie existierte noch bis kurz vor Kriegsende. Schon bei der Gründung der Regionalgruppe Bruchsal waren Lehrer die vorherrschende Berufsgruppe, denn ein Kreisschulrat, ein Stadtschulrat, ein Gymnasialprofessor und ein Herr Berberich, der mit Sicherheit auch im Schuldienst stand, waren dabei. Außerdem traten der Oberbürgermeister Dr. Meister und der Bürgermeister Mehner dem Verein bei.

Zwei Jahre nach der Gründung wurde in unserer Stadt das 200jährige Jubiläum der Grundsteinlegung des fürstbischöflichen Schlosses feierlich begangen. Bei der Gelegenheit wurde der Ministerialrat Professor Dr. Fritz Hirsch zum Ehrenbürger der Stadt ernannt, weil er sich große Verdienste um die Renovierung des Schlosses erworben hatte. Er hatte auch denjenigen Plan der Bruchsaler Peterskirche gefunden, auf welchem eingezeichnet war, wo sich unter der Kirche die Fürstengruft befindet, deren Lage man nicht mehr genau gekannt hatte. Sie wurde gefunden, geöffnet und konnte nun besucht werden.

Philipp Jakob Schmider war eine ganz besondere Persönlichkeit, was schon daraus erkennbar wird, dass er mit seiner Beredsamkeit und Zähigkeit innerhalb von zwei Jahren die Bruchsaler Gruppe der Badischen Heimat auf 357 Mitglieder brachte, eine Zahl, die bis zum heutigen Tag nie mehr erreicht wurde. Zusammen mit dem Bahnhofswirt Ferdinand Keller betrieb Schmider auch die Gestaltung der ersten Bruchsaler Sommertagszüge, er erlernte die damals noch wenig bekannte Kurzschrift und gab in diesem Fach Unterricht. Keine Handels- und keine Gewerbeschule wäre schon auf diese Idee gekommen. Er erreichte auch, dass die ungeschützt an der Nordmauer der Bruchsaler Friedhofstraße stehenden historischen Grabsteine unter Denkmalschutz gestellt und an der Ostwand des Friedhofs untergebracht und überdacht wurden. Er war schon Mitglied des Landesvereins Badische Heimat und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass auf

sein Betreiben auch die Landesversammlung der Badischen Heimat, die ja ihren Sitz in Freiburg hat, in diesem Jahr 1922 nach Bruchsal gelegt wurde.

Von ganz besonderer Bedeutung war aber, dass es Schmider als Vorsitzender der Ortsgruppe der Badischen Heimat gelang, die ersten „Historischen Schloßkonzerte“ ins Leben zu rufen und zu organisieren. Darüber hat ein Mitglied unseres Vereins in der „Bruchsaler Zeitschrift für Kultur und Heimatgeschichte“ geschrieben, nämlich der Architekt Eduard Holoch, ich zitiere auszugsweise:

„Man benutzte die Prunkgemächer des Corps de Logis und nahm dabei in Kauf, dass die Besucherzahl auf ca. 150 Personen beschränkt bleiben musste. Zum Ausgleich wurden die Konzerte je nach Bedarf zwei oder dreimal wiederholt. Man hatte den Ehrgeiz, in diesen Räume nur originale Barockmusik aufzuführen, möglichst solche, die mit unserem Schloss in Beziehung stand. Dies war kein utopischer Wunsch. Aus Beständen der erhaltenen Musikbibliothek der Grafen Schönborn in Wiesentheid wurden wertvolle Musikhandschriften zur Verfügung gestellt.

Das Kammerorchester setzte sich aus Mitgliedern des Musikvereins 1837 Bruchsal zusammen. Es waren Amateurmusiker, Musikliebhaber in des Wortes bester Bedeutung. In monatelangen Sonderproben waren diese Werke erarbeitet worden. Eine Gemeinschaftsarbeit zwischen Orchester, seinem Dirigenten, Musikdirektor Friedrich Hunkler und dem wissenschaftlichen Bearbeiter Dr. Zobeley. Das Notenmaterial stand nur als Handschrift zur Verfügung und war nicht immer leicht zu lesen, besonders nicht bei den Aufführungen, weil dabei nur flackerndes Kerzenlicht vorhanden war.

Das Orchester und alle Mitwirkenden, einschließlich einer Anzahl niedlicher Pagen, waren in farbenprächtige Barockgewänder gekleidet mit weißen Perücken und Schnallenschuhen. Besonders reizvoll waren natürlich die Sängerinnen in Reifrock und Seide. All diese Pracht war aber für die Musici oft recht beschwerlich, besonders bei hochsommerlichen Temperaturen.

Diese Kammerkonzerte wurden ein Erfolg. Besucher kamen aus ganz Deutschland. Der Rundfunk schaltete sich ein und brachte Übertragungen in einer Zeit, da dies aus technischer Sicht noch ein Abenteuer war. Nach dem Start vom 18. 6. 22 fanden weitere Konzerte statt im Mai 1925 und so fort alljährlich bis zum Jahr 1939“.

Schmider, der Begründer dieser Konzerte und unseres Vereins starb schon 1927 und liegt hinter der Peterskirche begraben. Ich versäume bei keiner Friedhofsführung, sein Grab zu besuchen und ihm so die letzte Ehre zu erweisen. Der unselige 2. Weltkrieg machte den Schlosskonzerten ein Ende und nicht nur ihnen, sondern auch der Regionalgruppe Bruchsal des Vereins Badische Heimat. Letzter Vorsitzender war laut Adressbuch von 1938 der Volksschuldirektor Peter Kiefer, der den Kreisoberschulrat Graf abgelöst hatte. Nur wurde Kiefer der Zeit entsprechend nicht als Vorsitzender, sondern als „Führer“ bezeichnet.

Nach dem Krieg hatte die Orts-Gruppe Bruchsal nur noch eine Handvoll Mitglieder. Anno 1953 waren es wieder 68 Personen, die von dem Studiendirektor Alfred Wiedemann betreut wurden. In Bruchsal war er mehr als „Schnakenprofessor“ bekannt. Dies ist kein Schimpfwort, sondern ein Ehrentitel, weil er durchgesetzt hatte, dass alle feuchten Keller der Stadt mit einem stinkenden Gift ausgespritzt wurden, das die lästigen Plagegeister vernichten sollte. Er hatte im Jägerstüble gegenüber der Post einen „Heimatverein Kraichgau und Bruhrain“ gegründet. Als dieser unter zunehmendem Mitgliederschwund litt, Schloss Wiedemann seinen Verein kurzerhand der Badischen Heimat an.

Mittlerweilen war er Leiter des Justus-Knecht-Gymnasiums geworden, wurde 1956 pensioniert und zog nach Wertheim um. Es wurde nun der Studiendirektor und Dipl. Ing. Bertold Bechtel als Vorsitzender gewählt. Er bewerkstelligte am 15. 11. 1956 im damaligen Gasthaus „Lamm“, das heute „Wallhall“ heißt, die Neugründung der Regionalgruppe Bruchsal. Das ist das Hauptthema unserer heutigen Zusammenkunft. Es wurde auch ein Beirat geschaffen in dem u. a. Oberbürgermeister Professor Franz Bläsi saß und der Oberregierungsrat Gärtner, dem wir das Glockenspiel auf dem Amtsgericht verdanken.

In Bechtels Ägide fällt eine merkwürdige Veranstaltung der Ortsgruppe, nämlich im Frühjahr 1962 eine „fürstlich speyrische Hofmusik“ im Kammermusiksaal des Bruchsaler Schlosses. Und das, obgleich sieben Jahre vorher schon der Kulturring Bruchsal entstanden war. Bei der erwähnten Veranstaltung wurden Werke des Francesco Antonio Bonporti, des Jan Zach, des Johann Evangelist Brandl und des Johannes Eichhorn von der Sopranistin Elisabeth Bär aus Speyer und von Mitgliedern des Kammermusikkreises Speyer vorgetragen. Die Kompositionen stammten aus der Zeit, in welcher Bruchsal noch fürstbischöfliche Residenz war. Es kam aber deshalb zu keinem Konkurrenzkampf zwischen Badischer Heimat und Kulturring.

Die nächste wesentliche Änderung an der Spitze des Vereins gab es im Jahr 1971. Der Dipl. Ing. Bechtel war nach Karlsruhe umgezogen. Es fand eine Generalversammlung im Cafe Bellosa statt, bei welcher sich Rektor Adolf Eiseler bereit erklärte, den Vorsitz zu übernehmen. Er wurde gewählt und leitete von da an 20 Jahre lang mit vollem Einsatz unseren Verein. Wenn ich in dem Zusammenhang von Verein spreche, meine ich damit keinen eingetragenen Verein, sondern die Regionalgruppe Bruchsal des Landesvereins Badische Heimat e. V. Ich darf das nicht unerwähnt lassen, weil wir ja den Präsidenten des Landesvereins heute unter uns haben.

Herr Eiseler legte 1992 sein Amt aus gesundheitlichen Gründen nieder, und dann gab es zunächst ein Vorstandsteam und schließlich wieder für ein Jahr einen Vorsitzenden (Herrn Marx), der aber auch bald wieder aufgab. Ab 1994 ist nun Herr Jörg Teuschl aus Kraichtal, ehemaliger Lehrer und jetziger Stadtführer in Bruchsal 1. Vorsitzender und wir sind mit seiner Arbeit hochzufrieden und hoffen, dass er noch länger als Herr Eiseler das Ruder in der Regionalgruppe Bruchsal führen wird.

Wenn man die Reihe der genannten Führungspersonen entlanggeht, dann ist ersichtlich, dass Lehrer nämlich der Kreisoberschulrat Graf, der Vereinsführer Kiefer, der Vereinsverwalter Wiedemann und die Vorsitzenden Bechtel, Eiseler und Teuschl, abgesehen von dem kleinen Intermezzo Marx, eine ganz besondere Rolle bei uns spielen. Man kann deshalb für die Zukunft nur den Wunsch aussprechen „o bleibt uns gewogen ihr Pädagogen“.

Beim Landesverein Badische Heimat ebenso wie bei den Regionalgruppen sind die Vorsitzenden unverzichtbar, aber sie sind auch nicht das Allerwichtigste. Wir sind auch nicht die Sturmtruppen der Altbadener. Wir sind keine politische Gruppierung. Unser Programm steht in jeder unserer Veröffentlichungen, nämlich Heimatkunde, Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde, Volkskunst und Familienforschung.

Im Zentrum des Interesses der Regionalgruppe Bruchsal mit derzeit 143 eingeschriebenen Mitgliedern steht logischerweise die Stadt Bruchsal und ihr engeres Umfeld, unser Schloss, was dort zu bewundern ist und was an Führungen geboten wird. Dann Führungen durch die Stadt zu geschichtlich interessanten Stellen. Vorträge über die Geschichte der Stadt, bisweilen mit Lichtbildern untermalt. Oder über unsere Landschaft, unsere Landschaftsschutzgebiete, Naturschutzgebiete, und Naturdenkmale. Besondere Verdienste hat sich dabei insbesondere Herr Adolf Eiseler erworben, vor allem z. B. mit seinen wunderschönen Bildern vom Michelsberg.

Mit Busfahrten durchstreiften wir den Kraichgau, den Odenwald, den nördlichen Schwarzwald, den Hegau, das Hanauer Land, das Bauland, den Ufgau und den Kaiserstuhl sowie Städte am badischen Bodenseeufer oder näher liegende wie Ettlingen, Rastatt, Ladenburg und Bad Wimpfen etc.

Wir haben uns aber auch erlaubt, über Baden hinauszugreifen und zu den Schwaben vorzudringen. Am nächsten war uns das Zabergäu, wo der erste Bundespräsident daheim war, der Heckengäu, die Orte Herrenberg, Bietigheim, Hochdorf, Güglingen, Leonberg und Lauffen.

In Hessen wurden z. B. die Orte Rüsselsheim, Aschaffenburg, Heppenheim und Lorsch besichtigt.

Das Bundesland Bayern hat eine besondere Anziehungskraft auf unseren derzeitigen Vorsitzenden und die Mitglieder ausgeübt, das Allgäu mit Füssen und dem Forggensee, oder der bayrische Wald oder das Altmühltal, dessen Umgestaltung ja lange höchst umstritten war, oder das Städtchen Aichach das insofern zu Bruchsal in Beziehung steht, als dorthin die Weiberstrafanstalt an der Bruchsaler Huttenstraße z. T. mit den dort tätigen Beamtinnen verlegt wurde, als in der Huttenstraße das Militärgefängnis eingerichtet wurde, wonach bei uns in den letzten Kriegsjahren allmorgendlich graue Kolonnen zum Bahnhof geführt wurden, um in Mannheim oder sonst wo als Arbeiter eingesetzt zu werden. Oder der kleine Ort Wessobrunn, wo ein innen reich mit Rokokozierrat geschmücktes Nonnenkloster steht, in dem eine Bruchsalerin als Ordensschwester lebt, eine Tochter des Bruchsaler Lehrers Buchmüller.

Wessobrunn ist aber wegen eines anderen Umstandes weithin bekannt, nämlich wegen des Wessobrunner Gebets, das folgenden Text hat:

Das erfragte ich unter den Menschen als Größtes
Dass die Erde nicht war noch der hohe Himmel
Noch Baum noch Berg war noch irgend etwas
Noch die Sonne schien noch der Mond leuchtete, noch das Meer war
Als da nichts war von Enden und Grenzen
Da war doch der eine allmächtige Gott, den Menschen ganz milde
Und da waren mit ihm viele gottähnliche Geister
Und Gott war heilig.

Dieser Text wurde im Jahre 814 von einem Schreiber in ein Buch des Wessobrunner Klosters das in lateinischer Sprache verfasst war, hineingeschrieben und gilt als das als ältestes Denkmal der deutschen Sprache.

Ich erinnere mich aber auch an weitere Reisen, z. B. nach Köln zur Parlerausstellung und, es gab Reisen zu den Hanseaten nach Bremen, Oldenburg und Hamburg, oder ins deutschsprachige Ausland etwa ins storchenreiche Elsass zum Hartmannsweiler Kopf und nach Niederbronn, wo die Niederbronner Schwestern herkommen, die bei uns als Bühler Schwestern bezeichnet werden und an vielen Stellen eingesetzt waren. Auch besuchten wir dort den riesigen Friedhof mit Gräbern von 16 000 gefallenen deutschen Soldaten des zweiten Weltkriegs. In der Schweiz waren wir in Stein am Rhein, in Schaffhausen, in Luzern und am Vierwaldstädter See.

Nach der Wende mit dem Anschluss der neuen Bundesländer nahmen wir Gelegenheit, Rügen zu besuchen sowie das Eichsfeld, das Vogtland und Thüringen. Es ist aber unmöglich, in diesem Rahmen alle Reisen, Wanderungen und sonstigen Aktivitäten zu beschreiben. Nur eines möchte ich noch anfügen.

Wenn man diese vielen hübschen Städte und Städtchen sieht mit ihren Jahrhunderte alten unversehrten Gebäuden, dann kann man als Bruchsaler ein Gefühl des Neides nicht immer unterdrücken, denn was ist denn von unserer alten Stadt geblieben? Neben dem Paulusheim, Peterskirche und dem Sancta Maria wurden die anderen fünf Kirchen alle am 1. 3. 45 zerstört. Vom Gebäudebestand wurden über 80% vernichtet. Zum Glück haben wir die von unserem verstorbenen Mitglied Ernst Habermann herausgegebenen drei Bildbände „Bilder von Alt Bruchsal“, „Erinnerungen an Alt Bruchsal“ und „Alt Bruchsal, Band 3“ so dass wir uns den alten Zustand wieder vergegenwärtigen können. Aber es hat der zweite Weltkrieg nicht nur Sachschäden verursacht, sondern es sind ihm auch 9% der Bruchsaler Einwohner zum Opfer gefallen und zwar, nicht nur Soldaten, sondern auch viele Frauen und Kinder.

Doch es hat keinen Sinn, nur immer zu jammern und zu schimpfen. Wir durften ja inzwischen auch über 60 Jahre Frieden erleben, unsere Stadt ist wieder aufgebaut, das Schloss steht wieder (wenigstens äußerlich) in alter Pracht. Darüber sollten wir froh und dem Herrgott dankbar sein. Und ich bin Ihnen dankbar dafür, dass Sie mir so lange geduldig zugehört haben und schließe damit meinen Vortrag.

Robert Megerle

Orangerie der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe für Malerei des 20. und 21. Jahrhunderts wiedereröffnet

Nach eineinhalbjähriger Sanierung wurde die Orangerie in Karlsruhe mit einer neuen Raumkonzeption wiedereröffnet. Der Architekt Holgher Barunke vom Amt für Vermögen und Bau Baden-Württembergs hat die Raumeinteilung so gestaltet, dass der lang-

Außenansicht der Orangerie der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

gestreckte Raum durch fünf halbhohe Mittelwände unterteilt wurde, die eigene Ausstellungsräume für die Gemälde schaffen. Auf den Seiten der 12 Fensterbögen zur Straßen- und Gartenseite wurden jeweils Wände hochgezogen, die Aufhängung je eines Bildes ermöglichen. Die Rotunde mit acht Säulen wurde als zusätzlicher Kunstraum ausgestaltet und bildet nun einen vornehm großzügigen Abschluss des Baus. 86 Gemälde und 26 Skulpturen fanden in der Orangerie nun eine entsprechende Präsentation. Die Sammlung spiegelt mit ihrer Konzentration auf deutsche und französische Künstler die wichtigsten Strömungen der Moderne exemplarisch wider. Zu sehen sind nach Stilrichtungen der klassischen Moderne betrachtet, Werke des Fauvismus (Matisse) des Futurismus (Severini) Orphismus (Delaunay), Dadaismus (Schwitters) Kubismus (Gris und Leger) und Neue Sachlichkeit (Kanoldt). Nach der Entstehung der Arbeiten betrachtet, beginnt die Ausstellung mit dem Eiffelturm von Delaunay von 1910 und endet mit Arbeiten von Rolf- Günter Dienst (Macondo VII, 2001 und Günter Umberg (Ohne Titel, 2002).

Im neuen Katalog der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe von Kirsten Claudia Voigt sind die Werke des 20. Jahrhunderts besprochen und teilweise abgebildet (S. 117–137). *Heinrich Hauß*

Briefe an die Redaktion

Die Wiederholung von Vorhaltungen gegenüber dem Badischen Landesmuseum durch Heinrich Hauß in der „Badischen Heimat“ (1/2006, S. 124) machen die Sache durch Wiederholung nicht plausibler.

1. Das Badische Landesmuseum hat in den Jahren 2000–2002 die Geschichte Badens 1789–heute in 3 Abschnitten (1789–1848/9, 1850–1918, 1919 bis zur Gegenwart) in großem Umfang und mit allem zur Verfügung stehenden Material in der ständigen Sammlungsausstellung präsentiert. Welchem Museum gelingt schon die Leistung, die relevanten Themen und Epochen seines Aufgabengebiets so umfassend und mit Millionenkosten auf Dauer für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen? Diese Zeitepoche ständig für das Publikum, Schulklassen und viele andere, darzubieten, scheint mir wichtiger, als dies für einen – wie auch immer relevanten oder fragwürdigen – Jubiläumsanlass für drei Monate zu tun und dann wieder zu entfernen.

Es wäre eine Millionenverschwendung von Steuergeldern gewesen, eine neue ständige Ausstellung wieder abzureißen, um mit im wesentlich den gleichen Exponaten, bloß in anderer Gestaltung, eine „Sonderausstellung“ zu veranstalten. Alternative: ich produziere „Des Kaisers neue Kleider“, nenne die existente Dauerausstellung einfach „eine neue Sonderausstellung“. Auch das hat es in der deutschen Museumslandschaft schon gegeben. Für eine solche Rosstäuscherei ist mir unser Verhältnis zur Öffentlichkeit zu schade; und: wo oder was sind wir denn: nur noch ein Ausstellungshaus, das seine Sammlungen, auf die die Bevölkerung als „Staat“ ein Anrecht auf Zugang hat, nur mehr zu Jubiläumsanlässen hervorkramt? Also doch: ständige Ausstellungen, die viel Geld gekostet haben, abreißen, Sonderausstellung, die viel Geld kostet, aufbauen und nach ein paar Monaten wieder abbauen, anschließend ständige Ausstellung – mit viel Geld – wieder neu aufbauen?

2. Das Badische Landesmuseum plant gemeinsam mit dem Generallandesarchiv Karlsruhe schon viel länger – und mit der gebotenen Gründlichkeit, die man zumindest dem GLA abnehmen sollen dürfte – als die öffentliche Diskussion eine Ausstellung rund um das Jahr 1806, genauer: den relevanten Gesamtzeitraum von 1801 (Friede von Lunéville) bis 1817 (Badische Verfassung), in dem das Jahr 1806 nur eine Etappe, und wohl nicht die wichtigste und ganz gewiss nicht die glückswerteste darstellt.

Darüber hinaus ergänzen wir ab 29. April 2006 unsere Präsentation der ständigen Sammlungsausstellung im 2. Obergeschoss „Baden und Europa 1789–heute“ um neue zusätzliche Exponate (was, wird nicht verraten, denn man möge zum Anschauen kommen) und, das haben wir freilich jetzt zusätzlich organisiert, bringen einen „Audioguide“ zu dieser Abteilung heraus, veranstalten zusätzliche Schauspieler- und Kostümführungen und etliches mehr. Hoffentlich dankt es uns die Nachfrage, zu der alle Interessenten an der badischen Geschichte durch ihr Kommen beitragen können!

3. Warum jedoch keine „Große Landesausstellung“? Es darf einmal festgehalten werden, dass von den 18 „Großen Landesausstellungen“ im Land seit 1997 sieben im Badischen Landesmuseum (zwei im Württembergischen Landesmuseum), insgesamt 10 in Karlsruhe (gegenüber 6 in Stuttgart bzw. Württemberg) – bei 10 staatlichen Museen in Baden-Württemberg, die sich um solche Ausstellungen bemühen – stattgefunden haben. Dass nunmehr 2006 ein Schwerpunkt großer Ausstellungen in Stuttgart liegt, ist nicht der Kulturpolitik, sondern eher dem Umstand geschuldet, dass dieses Jahr nun einmal sechs Fußball-WM-Spiele in der Landeshauptstadt, die sich auch kulturell der Welt präsentieren will und darf, veranstaltet werden und in Karlsruhe keine. Mit einer neuerlichen Landesausstellung 2006 im Badischen Landesmuseum wäre es wohl kaum möglich gewesen, schon im Januar 2007 bereits wieder mit einer solchen aufwarten zu können („Die ältesten Monumente der Menschheit“) und sehr fraglich, ob wir den Anteil am „Römerjahr“ mit Teil 2 der Ausstellung „Imperium Romanum“ gegen starke Widerstände in Stuttgart, wie die „Stuttgarter Zeitung“ auch noch einmal nach Ausstellungsschluss nachgegiftet hat, wirklich nach Karlsruhe geholt hätten.

4. Es ist seit Jahr und Tag fest im Ausstellungsplan des Badischen Landesmuseums, 2008 eine große Ausstellung über „Jugendstil und Kaiserzeit am Oberrhein (1871–1918)“ zu veranstalten, 2010 über die Bezie-

hungen Deutschlands und Frankreichs am Oberrhein von Ludwig XII bis zur Völkerfreundschaft heute, wobei die Ereignisse um die Französische Revolution, Napoleon, Rheinbund, Wiener Kongress ausführlich behandelt werden, 2011 zum 200. Geburtstag Friedrich Heckers, 2014 vielleicht zum tatsächlichen 950jährigen Jubiläum der geschichtlichen Anfänge Badens. Wir können auch nun nicht immer dasselbe bieten und die wenigen Leihgaben, die für diese Zeit von Belang sind, alle paar Jahre wieder von ihren Eigentümern ausleihe.

5. Ich versage mir, in Ausführlichkeit auf die eher ridikülen und grotesken Umstände und Ereignisse des Jahres 1806 einzugehen, das ganz gewiss keines der erfolgreichen Jahre in der Landesgeschichte war: die zu geringen Bestechungsgelder, um wie erhofft wie Bayern und Württemberg Königreich zu werden, die lachhaften Umstände der erzwungenen Heirat zwischen einem missratenen Erbprinz und einer entfernten Verwandten der ersten Frau Napoleons, die groteske Versuche Karl Friedrichs, mit dem Vorschlag der Angliederung Frankfurts oder der Schweiz doch noch Königreich zu werden, um dann mit dem operettenartigen Titel „Großherzog" abgefunden zu werden … Und schließlich wollte man, wenn auch die Deutschen (Nipperdey: „Am Anfang war Napoleon") ein eigentümlich indifferentes Verhältnis zu einem der größten Menschenschlächter in der Geschichte zu haben scheinen, ernsthaft nicht verdrängen, dass auch die badische Bevölkerung einen Blutzoll von mehreren tausend Menschen für die Appeasement-Politik gegenüber Napoleon leisten mussten. Politisch gab es wohl keine Alternative dazu; – aber feiern …?

6. Zwei Vorhalte von Heinrich Hauß sind leicht abzuwehren:

a) nein, ein Landesmuseum ist heute keine einheitsstiftende „Instanz" mehr, der sich die selbstbewussten (großen) Kommunen mit ihren Museen unterordnen. Konstanz, Freiburg, Offenburg z. B., sie haben keine Absichten, 1806 groß zu befeiern, und Mannheim und Heidelberg haben auch 1802/3 nichts unternommen, ihrer Annexion nach Baden „Ausstellungslichter" aufzusetzen. Im Übrigen höre ich natürlich gerne, dass uns das zugetraut wird, eine solche Rolle als landesgeschichtliches Museum zu bekleiden, war doch nie am Badischen Landesmuseum (wie auch am Württembergischen Landesmuseum) eine wissenschaftliche Planstelle für Landesgeschichte eingerichtet worden, sondern vor Jahren entschieden worden, dass für Ausstellungsthemen der Landesgeschichte ab Anfang des 19. Jahrhunderts das neugeschaffene „Haus der Geschichte Baden-Württemberg" zuständig sei …

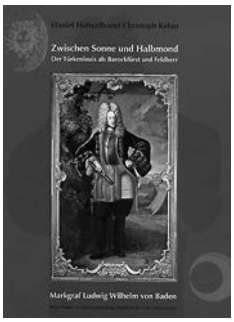
b) Ein großer Katalog, in dem sich geballt das wissenschaftliche Wissen zu einem Thema manifestiert. Ja, solche Großprodukte zu Ausstellungen hat es gegeben, auch im Badischen Landesmuseum. Aber heute wird eigentlich eher wieder die Rückkehr zum handlichen Katalog, der vor allem auf die Exponate eingeht und für den Laien und nicht für den Wissenschaftler geschrieben ist, verlangt. Die großen wissenschaftlichen Standardwerke: sie können auch, ohne an eine Ausstellung angehängt zu sein, erscheinen, und wie jetzt zu 1806, sie erscheinen, wie man sieht, auch.

7. Das Badische Landesmuseum hat immer entschieden seine Zuständigkeit für die museale Darstellung der badischen Landesgeschichte reklamiert. Mit meinem Amtsantritt 1992 habe ich, Zitat der Antrittsrede „die Dialektik zwischen regionaler und internationaler (abendländischer und mediterran-orientalischer) Kulturgeschichte" zum Programm gemacht, gegenüber dato kursierenden Tendenzen, das Badische Landesmuseum zu einem „Kunstgewerbemuseum Baden-Württemberg" zu verwandeln. Aber: Das Badische Landesmuseum steht 2006 vor einem äußerst schwierigen Jahr: Wir müssen im Karlsruher Schloss die bisherige provisorische Mittelalter-Abteilung räumen, um dort in Zukunft die „Grossen Landesausstellungen" wie jetzt das anatolische Neolithikum mit tonnenschweren Steinmonumenten aufzunehmen, gleichzeitig sollen das Spätmittelalter (im Juni) und die „Frühe Neuzeit" – 16./17. Jahrhundert (im Oktober) in völlig neuer und erweiterter Form im 1. Obergeschoss des Hauses eröffnet werden. Etliche nicht ganz so große, aber auch namhafte – und unverschiebbare – weitere Ausstellungen und interne Baurestrukturierungsmaßnahmen kommen hinzu. Freuen Sie sich als Besucher über die vielfältigen Aktivitäten, die vielfach auch die kulturellen Leistungen Badens über die Jahrhunderte hinweg ins helle Licht rücken! *Prof. Dr. Harald Siebenmorgen*

Buchbesprechungen

GESCHICHTE

Zwischen Sonne und Halbmond, der Türkenlouis als Barockfürst und Feldherr. Herausgegeben von Daniel Hohrath und Christoph Rehm im Auftrag der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums im Schloss Rastatt. Begleitband zur Sonderausstellung vom 8. April bis zum 25. September 2005 im Wehrgeschichtlichen Museum Schloss Rastatt.
ISBN 3-9810460-0-5, 18,50 €.



Der 350. Geburtstag des Markgrafen Ludwig Wilhelm und der 300 Jahre Barock-Residenz waren der Anlass für die Sonderausstellung „Zwischen Sonne und Halbmond“ und des Begleitbandes. Der sehr schön gestaltete Begleitband mit einem umfangreichen Aufsatzteil und einem Katalogteil würdigt die Biographie des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und stellt sie in einen größeren Gesamtzusammenhang. So werden zum Beispiel nicht nur die „Merkmale der Kriegführung im Osten“ (Christoph Rehm) und „Ludwig Wilhelm am Oberrhein“ (Max Plassmann) gewürdigt sondern auch die Gegenseiten (Kroener, Die Französische Armee im Zeitalter Ludwigs XIV.; Vetter, Handlungsfreiheit und Entscheidungsspielraum der Generalität im Kabinettskrieg unter Louvois und Tapken, Die Entwicklung der osmanischen Armee).

Max Plassmann untersucht in seinem Aufsatz, Ludwig Wilhelm von Baden am Oberrhein (S. 34ff.) die „Rahmenbedingungen politischer, militärischer und wirtschaftlichen Art, um auf diese Weise zu einer besseren Einschätzung des Handelns Ludwig Wilhelms zu kommen“. Lange Zeit meinte man, dem Markgrafen vorwerfen zu sollen, dass er nicht die „richtigen“ Grundsätze seiner Kriegführung im Osten auch im Westen anwandte. Die Miltärgeschichtsschreibung des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts „konnte keinen Sinn darin erkennen, verschanzte Linien anzulegen und den Krieg zu überstehen, nicht aber durch eine militärische Entscheidung gewinnen zu wollen“ (S. 40). Zu berücksichtigen sind aber die Umstände, unter denen Ludwig Wilhelm das Kommando führte. Durch sein Handeln sicherte er den Vorderen Reichskreisen und ihren Ständen das politische und wirtschaftliche Überleben, „Das eigentliche Kriegsziel der südwestdeutschen Reichsstände blieb der Erhalt ihrer eigenen politischen und wirtschaftlichen Existenz“ (S. 37). Die Handlungsweise Ludwig Wilhelms darf nicht unter späteren nationalen Zielen (Rückgewinnung Straßburgs) beurteilt werden.

Christoph Rehm untersucht in seinem Aufsatz „Das Bild des Markgrafen im 19. und 20. Jahrhundert“ die Einschätzung, die Ludwig Wilhelm in den verschiedenen Epochen erfahren hat. Militärpolitisch hielt man lange an der negativen Beurteilung der strategischen Fähigkeiten besonders seiner „passiven Strategie“ (Vermeidung möglicher Schlachten am Oberrhein, Ausbleiben großer Schlachtenerfolge) in den Operationen am Oberrhein fest. Zum anderen wurde der Markgraf für tagespolitische Zielsetzungen in Anspruch genommen. So beschrieb der Schriftsteller Friedrich Roth (1935) Ludwig Wilhelm als „eine Art Konzentrat aller deutschen Eigenschaften des Oberrheingebietes“ (S. 134) oder als ein „früher Vorkämpfer einer Zeit, die sich heute erst zu erfüllen beginnt“ (S. 134) – Bei der Ausstellung des Badischen Landesmuseums zum 300. Geburtstag 1955 vermied man den militär- und kriegsgeschichtlichen Zugang und wählte den „unverfänglichen kunstgeschichtlichen Einstieg“ (S. 136). Die Rastatter Festschrift von 1955 meinte aber denn doch Ludwig Wilhelm als „aufrechten Charakter der Vergangenheit und als Beispiel für die Gegenwart und Zukunft des Reiches“ (S. 136) herausstellen zu sollen. *Heinrich Hauß*

Stephan Mauelshagen, Ordensritter–Landesfürst–Kirchenfürst. Damian Hugo von Schönborn (1676–1743). Ein Leben im Alten Reich. 288 S. mit zahlreichen Abb. Hrsg.: Historische Kommission der Stadt Bruchsal, Verlag Regionalkultur, 2001.
ISBN 3-89735-173-0, 15,90 €.

„Kein anderer Fürstbischof zumindest der neueren Zeit hat den kleinen Staat so geprägt wie er“. Deshalb gab es in der Geschichte des Hochstifts und der Diözese Speyer „eine Zeit vor und eine Zeit nach Damian Hugo“ S. 245).

Der Folgen des „wohladministrierten Staates“ waren noch 1802 festzustellen, als das Hochstift Speyer nach dem Reichsdeputationshauptschluss an Baden fiel, berichtete doch der Geheime Referendar Herzog, der Staat zeige „noch unvertilgte Spuren der Regierungen des Kardinals von Schönborn und des verewigten Fürsten August von Styrum“. Stephan Mauelshagen hat es mit einer Inauguraldissertation unternommen, eine Biographie Damian Hugos der besonderen Art zu schreiben und zwar als politische Biographie, wobei er auf die Schilderung der Aktivitäten des Kunstfreundes und Mäzens verzichtet. Die Arbeit ist deshalb bemüht, dem Bild Damian Hugos „mehr Tiefenschärfe und differenziertere Farbtöne“ zu geben. Der Untertitel „Ein Leben im Alten Reich“ weist auf die Absicht hin, den „bio-

graphischen Aspekt in die übergreifenden zeitspezifischen Zusammenhänge“ (S. 12) einzubetten.

Heinrich Hauß

Zweimal Geschichte des Königreichs Württemberg:

Helmut Engisch, Das Königreich Württemberg, 160 Seiten mit 141 meist farbigen Abbildungen, 24,5 x 29 cm, Theiss Verlag 2006. 34,90 Euro.
Bernhard Mann, Kleine Geschichte des Königreichs Württemberg 1806–1918. Reihe: „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“. DRW-Verlag Weinbrenner, 2006, Preis: 17,90 Euro.

Im Nachwort zur „Kleinen Geschichte des Königreichs Württembergs“ schreibt der Verfasser über den Historiker: „Der Historiker muss also zunächst entscheiden, welche ‚Geschichte‘ er erzählen will, wem er sie erzählen will, und er muss sich darüber Gedanken machen, wie er seine Geschichte erzählen muss, dass sie beim Adressaten ‚ankommt‘“. Die beiden Publikationen sind eine gute Demonstration für die angeführten Thesen. Helmut Engischs „Jubiläumsband zum 200. Gründungstag des Königreichs Württemberg“ ist aufwändig gestaltet und erzählt im wesentlichen die Geschichte des Königreichs in Geschichten. Der Verfasser widmet sich mit Vorliebe Geschichten mit human touch, Wilhelms amourösen Affären. Karls homophilen Neigungen.

Bernhard Mann, emeritierter Professor für Neuere Geschichte der Universität Tübingen, erzählt die Geschichte der Königreichs Württemberg streng nach politischen Gesichtspunkten. Die erzählerische Absicht beeinflusst natürlich auch die Beurteilung der Herrschergestalten. Charakterisiert Engisch zum Beispiel Friedrich I. über die an Besessenheit grenzende Gründlichkeit, die königliche Organisationswut, die pompöse Prachtentfaltung, so setzt Mann andere Akzente, er hebt hervor, dass Friedrich durchaus kein Despot gewesen sei, sondern eher ein vorsichtiger, ja ängstlicher Mensch. Das Königreich war doch vor allem sein Werk und nicht das tüchtiger Minister. „Getan hat er, was er rasch – und allein – tun konnte“ (S. 51). Geschichten oder Episoden wie das „Königliche Überholverbot“ (S. 36), Hinrichtungen, das „Schlachtfest von Bebenhausen“ (S. 40) spielen für die politische Bewertung bei Mann keine Rolle und bestimmen deshalb auch nicht die Beurteilung von Friedrichs historischer Leistung. Mann meint in dem schon angeführten Nachwort, „man müsse die alten Geschichten besser erzählen. Besser nämlich richtiger, indem wir das, was uns als ‚Geschichte‘ erzählt wird, mit neuem Material konfrontieren oder aber mit neuen Gesichtspunkten in Frage stellen.“ (S. 262). Die Frage bleibt, ob eine in Episoden erzählte Geschichte oder eine „politische Geschichte mit interessanten Episoden“ zu einer besseren oder richtigeren Geschichte führt.

Heinrich Hauß

Marco Müller: Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Rastatt 1815–1890, Stadt Rastatt Stadtgeschichtliche Reihe. Band 8, 2005, verlag regionalkultur, ISBN 3-89735-285-0, 19,90 Euro.

Müller untersucht dreiviertel Jahrhundert der Sozial- und Wirtschaftgeschichte der Stadt Rastatt. Das wohl wichtigste und folgenreichste Datum für die Stadtgeschichte Rastatts war wohl der am 26. März 1841 von der Bundesversammlung in Frankfurt gefasste Beschluss, Rastatt zu einer Bundesfestung neben Mainz, Luxemburg und Landau auszubauen. Die Grundsteinlegung erfolgte am 18. Oktober 1844. Die Einwohnerzahl erhöhte sich von durch die Bundesfestung von 6290 Einwohner im Jahre 1839 auf ca. 12 000 in Jahre 1875. Die Rastatter Maurermeister profitierten aber vom Bau der Bundesfestung nicht, weil ein Teil der Bauarbeiten an Subunternehmer vergeben wurde (S. 245). Profiteure waren Kaufleute, die ihr Angebot auf die Bedürfnisse der Soldaten umstellten (S. 249). Nutznießer wurden die Rastatter Maurermeister erst im Zusammenhang mit den Abbrucharbeiten. Mit der Entscheidung, Rastatt zur Bundesfestung auszubauen, wurde für die Stadt eine positive wirtschaftliche Zukunft unterbunden. Nur wenige Gewerbe konnten von den in der Festung stationierten Soldaten profitieren. Der Status einer Festungsstadt war es, der Rastatt in den Augen von Besuchern und Reisenden zu einem öden und langweiligen Ort machte (S. 421).

„Die Festung und Garnison war Fluch und Segen zugleich, verhinderte sie doch eine räumliche Ausdehnung der Stadt“ auf die nächsten 50 Jahre. Erst 1890 wurde mit den Abbrucharbeiten begonnen, nachdem durch die Annexion von Elsaß-Lothringen die Festung ihre strategische Bedeutung verloren hatte. Für die Sozial- und Wirtschaftgeschichte bedeutend ist, dass durch die Festung die Ansiedlung von Industrie stark behindert wurde. „Nach 50jährigem Stillstand in der Stadtentwicklung dehnte sich Rastatt nun nach wenigen Jahrzehnten weit über den ehemaligen Befestigungsring hinaus aus“ (S. 254). Zwar gab es mit der Stahl- und Kutschenfabrik der Gebrüder Benjamin und Gottfried Schlaff 1777 einen frühen Industrialisierungsversuch, der aber bereits 1827 wegen Überschuldung der Fabrikgesellschaft ein Ende fand. „Erst in den 1800er Jahren entfaltete sich innerhalb der Festungsmauern ein bescheidenes Fabrikwesen. Allerdings sollte es noch bis in die 1890er Jahre dauern, bis in Rastatt die Industrialisierung nachgeholt werden

konnte, und die Stadt sich auf dem ökonomischen Entwicklungsstand vergleichbarer Städte in Deutschland befand“ (S. 419). *Heinrich Hauß*

KONZENTRATIONSLAGER

Tobias Markowitsch und Katrin Rautnig: Goldfisch und Zebra. Das Konzentrationsaußenlager Neckarelz. KZ-Gedenkstätte Neckarelz e. V. 2005, 241 S., ISBN 3-88260-072-1, Eur 12,–.

1944 versuchte man, im Gipsstollen Obrigheim eine komplette Fabrik der Daimler-Benz-Flugzeugmotoren aufzubauen, nachdem das Werk bei Berlin zerstört worden war. „Gerade hier,“ hieß es in einem Fernschreiben Görings an Himmler, „lassen sich KZ-Sträflinge arbeitsmäßig und lagermäßig besonders gut zusammenfassen.“

Die Autoren schildern die Einrichtung und den Betrieb des Außenlagers Neckarelz als Teil des Hauptlagers Natzweiler Struthof im Elsass, wo zahlreiche Franzosen gefangen waren. Dabei konnten sie sich nicht nur auf deutsche Unterlagen stützen, sondern zahlreiche französische Publikationen, Archivmaterialien und Zeitzeugenberichte auswerten, insgesamt eine mühevolle und umfassende Quellenarbeit, die allein schon Anerkennung verdient.

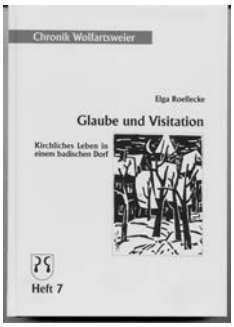
Die straff gegliederte Darstellung läßt in ihrer nüchternen Art die Fakten wirken und überzeugt so den Leser, der den Leidensweg der Häftlinge in diesen letzten 10 Monaten des II. Weltkriegs verfolgt. Dabei werden bei den Beschreibungen der einzelnen Lagerführer und Ärzte Differenzierungen vorgenommen. Einige, die in dumpfen Hass ihrem Sadismus frönten, andere, die all die Effizienz der Arbeitsaufträge glaubten. Unter kaum beschreibbaren Verhältnissen bei Kleidung, Ernährung, medizinischer Betreuung wurden Stollen angelegt, in denen die Daimler Ausrüstung untergebracht wurde, um neue Jagdflugzeuge zu bauen („Goldfisch“), erstellt von Häftlingen in Gefängniskleidung („Zebras“). Gegen Kriegsende sahen die Daimler-Vertreter nur noch die Möglichkeit, Gerät für den Wiederaufbau nach Kriegsende zu sichern, was auch geschah. Neben der SS waren auch Luftwaffensoldaten in den Wachmannschaften zu finden. Zu den kleineren Nebenlagern liefen die Gefangenen durch die Orte, und jeder konnte ihren Zustand erkennen.

Auch diese Lektüre hinterläßt jene Beklemmung, wie in einem bereits zerstörten Land man mit notdürftigen Mitteln versuchte, einen „Endsieg“ herbeizuzwingen. Die unmenschliche „Ordnung“ im beginnenden Chaos, das Abspulen von Zielvorgaben unter unerträglichen Lebensbedingungen, das Einkalkulieren des Todes vieler Häftlinge beleuchtet jene Ideologie, der sich die Machthaber und viele der Bevölkerung unterworfen haben. Es sind nicht nur die bekannten Vernichtungslager, die einen erschrecken lassen; in Außenstellen findet man kein geringeres Elend, das hier nicht in Einzelheiten aufzuzählen ist.

Autoren und Autor haben sich mit diese Veröffentlichung, verbunden mit dem Bemühen um die Gedächtnisstätte verdient gemacht, weil sie die Sachverhalte in wissenschaftlicher Strenge und bei emotionaler Zurückhaltung so anschaulich beschrieben haben, dass mehr als nur ein Kapitel Landesgeschichte 1944/45 geschildert wird, sondern das Grauen vor menschlichen Abgründen einen befällt, die auch die kleineren Lager charakterisierten.

Leonhard Müller

Elga Roellecke, Glaube und Visitation. Kirchliches Leben in einem badischen Dorf. Chronik Wohlfartsweier Heft 7. Selbstverlag des Geschichtsvereins 2006, 325 S., ISBN 3-932441-07-9, Eur 22,–.



In der bisher schon eindrucksvollen Chronik nimmt dieser umfangreiche Band eine besondere Stelle ein. Zum einen durch das auch hier von Hansmartin Schwarzmeier verfaßte Eingangskapitel „Glaube und Herrschaft“, wo das Dorf und seine Kirche zwar lokal bezogen, aber im allgemeinen Zusammenhang für Mittelalter und Reformation mit vielen farbigen Faszetten dargestellt wird, ein faszinierender Abschnitt von Kulturgeschichte, der allein schon in seiner Dichte die Lektüre lohnt.

Zum anderen hat Elga Roellecke, wie das Quellen- und Literaturverzeichnis erkennen läßt, nicht nur umfangreiches Material sorgfältig durchgearbeitet, sondern auch eine Gliederungsform gefunden, die den faktenreichen Stoff aufschließt. In 30 Kapiteln werden Vorgänge chronologisch aufgelistet, sodass je nach Interesse man gleich einen Bezugspunkt findet und zum Weiterlesen verlockt wird, ob zur Position der Pfarrer, dem Konfirmationsuntericht, dem Kirchenbau oder anderem.

Dennoch bestimmen einige Grundthemen den Text, den die Autorin engagiert und nicht nur als Chronistin gestaltet. Da ist zum einen der schon seit 1800 beginnende geistige Säkularisierungsprozess, der später durch die Einbeziehung in den Großraum Karlsruhe noch verstärkt wird. Zum anderen erfährt man viel von den Eingriffen und der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Im Mikrokosmos eines Dorfes spiegelt sich das nationale Schicksal in kleinen Episoden, das Gegenüber von „Deutschen Christen“ und „Bekennder Kirche“, die kirchenfeindliche Propaganda lokaler Funtionsträger. Doch auch die materiellen Voraussetzungen für ein Gemeindeleben deuten auf den Alltag, der über den großen Ereignissen oft in den Hintergrund gerät und doch das Leben von Generationen bestimmt. Neben der vorherrschenden evangelischen Kirche werden auch die katholische Kirche und andere Gruppen dargestellt.

Natürlich ist eine solche Chronik auch ein Nachschlagewerk. Die besondere Leistung der Autorin, der dynamischen Kraft des Geschichtsvereins, besteht darin, das Dorfleben in vergangenen Zeiten so auszubreiten, dass heutige Bewohner sich angesprochen

fühlen, ja nach Grundwerten fragen. So ist also ein Buch entstanden, das über das Beobachten hinaus zum Nachdenken anregt, ein Glücksfall für eine dörfliche Lokalgeschichte, wenn man es mit vielen anderen strohtrockenen Darstellungen vergleicht.

Leonhard Müller

Bestellungen bei Frau Elga Roellecke, Kreuzackerstraße 8, 76228 Karlsruhe

STRAFPROZESSE

Babette Tondorf, Strafverteidigung in der Frühphase des reformierten Strafprozesses. Das Hochverratsverfahren gegen die badischen Aufständischen Gustav Struve und Karl Blind (1848/49). Berliner Wissenschaftsverlag 2006, 583 S., ISBN 3-8305-1129-9, 69 €.

Zu den Forderungen der von Baden ausgehenden Freiheitsbewegung gehörte die Beteiligung von Volksvertretern an der Rechtsprechung in wichtigen Strafsachen. Schon im Mai 1848 wurde unter dem Druck der Revolutionsereignisse beim Hofgericht Freiburg ein besonderes Geschworenengericht für hochverrätherische Unternehmungen gebildet. Es brachte eine grundlegende Reform: Nunmehr sollte eine aus zwölf Bürgern zusammengesetzte Geschworenenbank über die Schuldfrage befinden, danach hatten drei Berufsrichter über das Strafmaß zu entscheiden. Das Schicksal fügte es, dass das erste Verfahren dieser Art sich ausgerechnet gegen zwei Wortführer des Volksaufstands, nämlich den Journalisten Karl Blind und den Oberhofgerichtsadvokaten Gustav Struve richtete. Nach einer aufsehenerregenden zehntägigen Verhandlung wurden die beiden zu acht Jahren Zuchthaus, abzubüßen durch fünf Jahre und vier Monate Einzelhaft, verurteilt. Im Mai 1849 sind sie gewaltsam aus der Bruchsaler Strafanstalt befreit worden.

In ihrer der Fernuniversität Hagen vorgelegten Dissertationsschrift geht die Verfasserin vorweg auf die Ereignisse ein, die zu Verhaftung und Anklage führten. Dann stellt sie das schwurgerichtliche Verfahren mit Auswahl, Auslosung und Vereidigung der Geschworenen vor. Sie bringt Auszüge aus den Wortprotokollen der Hauptverhandlung, gibt die Anträge von Staatsanwalt, Rechtsanwälten und Angeklagten wieder. Detailliert erörtert sie den Inhalt der Zeugenaussagen und die damit verbundenen Beweisprobleme. Ebenso werden die schrittweise anfallenden Rechtsfragen sachkundig erläutert, das Gerichtsurteil kritisch hinterfragt. Gesteigertes Gewicht wird der Stellung und den Vorgehensweisen der drei Verteidiger Barbo, Brentano und v. Feder beigemessen. Klar schält sich dabei heraus, dass die Rechte der Beschuldigten, sicherlich unter dem Einfluß von Ideengut der Französischen Revolution, jetzt entscheidend verstärkt worden sind. Ergänzt wird das Bild des Prozessgeschehens durch Kurzviten der Verfahrensbeteiligten. Alles in allem ist hier eine eindrucksvolle und gründliche Synthese von allgemeiner Landesgeschichte und Justizgeschichte gelungen, die einem jeden historisch Interessierten nur empfohlen werden kann.

Reiner Haehling von Lanzenauer

FAMILIENCHRONIK

Volker Wörn: Wern · Wöhrn · Wörn · Woern. Familienchronik, Bd. 1: 1480–1700, Ketsch 2005, ISBN 3-936387-90-7, erschienen in der Edition Konkret Martin Wörn, Sulzburg.

Volker Wörn ist der Autor des ersten Bandes der Chronik der Familie Wörn, und Vorsitzender des Familienverbandes Wörn/Wöhrn e. V. Der Autor führt seine umfangreichen Recherchen seit Jahrzehnten in zeitraubender Arbeit durch und präsentiert im vorliegenden Werk die Ergebnisse seiner Familienforschung für die Zeit von 1480 bis 1700.

Die aus der Stadt Sulz am Neckar stammende Familie ist in den dortigen Archiven seit dem beginnenden 16. Jahrhundert gut belegt. Die zahlreichen Abwandlungen in der Schreibweise des Namens, wie sie im Buchtitel vorgestellt sind, stehen am Anfang, gefolgt von Ausführungen zur Heraldik und einem Abriss zur Geschichte der Stadt Sulz. Der reich bebilderte Band hat damit eine für den geneigten Leser ansprechende und informative Einleitung erhalten

Im systematisch aufgebauten Teil zur Geschichte Wern'schen Lehensträger in Sulz a. N. von Seite ab Seite 45 findet man die Familientafel am Anfang (S. 48 f), die Verwandtschaftstafel am Ende (S. 92 f) des Kapitels. Dazwischen folgen die Ausführungen zu den einzelnen Personen der Tafeln. Die jeweiligen Darstellungen beginnen mit der Übertragung des Dokumententextes in unsere heutige Schrift, gefolgt von den Ausführungen des Autors, und in Auswahl der Ablichtung der Originale. Das Prinzip wird durchgängig eingehalten.

Im zweiten Kapitel „Die Wern'schen Magister und ihre Familien im 17. Jahrhundert" gestaltet der Autor, angepasst an die Quellenlage, die Präsentation anders. Hier werden im Autorentext die einzelnen Personen vorgestellt, gefolgt von der Ablichtung und Transkription des Originals und dessen Transkription. Den jeweiligen Abschluss bildet das Familienblatt, der Auszug aus der Stammliste.

Die im Anhang (S. 137 bis 203) vorgelegten Dokumente sind hervorragend reproduziert und transkribiert. Die nachfolgenden Anhänge Begriffserklärung, Abkürzungen sowie Zeichen, Ziffern, Maße, Münzen erschließen die Texte auch für den interessierten Laien. Das Verzeichnis der Abbildungen und Tafeln mit Quellennachweis, das Quellen- und Literaturverzeichnis, und schließlich das Orts- und Personenregister gestatten es, das Werk leicht zu handhaben und es machen es privater wie wissenschaftlicher Arbeit zugänglich. Dass am Ende noch die Satzung des Familienverbandes eingefügt ist darf wohl als Konzession an die Geldgeber verstanden werden.

Insgesamt ist es dem Autor in ausgezeichneter Weise gelungen, mittels seiner genealogischen Forschungen über die Familie Wörn und einzelner ihrer Persönlichkeiten aus der frühen Neuzeit Aspekte der

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im Raum Sulz a. N. in dieser Zeit zu beleuchten und die Personen als Akteure in den Vordergrund treten zu lassen. Der sehr gut präsentierte Band Eins lässt einen nicht weniger gut gelungenen Band Zwei erwarten. In ihm solle die erloschen Heilbronner Linie, die Ludwigsburger Familie mit ihre über Deutschland verteilten Mitgliedern, sowie die aus Freiberg a. N. stammende Linie, deren Nachfahren bis in die Vereinigten Staaten und nach Argentinien verbreitet sind vorgestellt werden. Die Leser dürfen sich darauf freuen.

Volker Kronemayer

Clemens Fabrizio: Melodien auf Liedkarten. 140 nostalgische Karten von 1897 bis 1957 mit einem Geleitwort von Dr. Heinz Eyrich und einem Grußwort von Landrat Walter Schneider. Uehlin Print und Medien GmbH, Schopfheim 2006, 216 Seiten, 18 €, ISBN 3-932738-31-4.

Üblicherweise schlägt man ein Buch auf der Titelseite auf, um es von vorn nach hinten zu lesen. Bei dem jüngst von Clemens Fabrizio vorgelegten Buch ist es auch umgekehrt empfehlenswert. Nur fünf Jahre nach der Herausgabe seines Buches „Sing ein Lied – 200 Lieder auf alten Ansichtskarten von 1895–1950“ legt der durch seine vielseitige Sammelleidenschaft weit über die Region hinaus bekannte Clemens Fabrizio das ergänzende Gegenstück vor: „Melodien auf Liedkarten“. „Lieder, die unseren jungen Menschen erneut vor Augen führen, was die Generationen vor ihnen gesungen haben, Lieder die das Empfinden unserer Eltern und Großeltern wiedergeben und uns eine Zeit der Gemeinsamkeit vermitteln“, schreibt Dr. Heinz Eyrich, Ehrenpräsident des Deutschen Chorverbandes, in seinem Geleitwort. Auf der „Entdeckungsreise“ durch das Buch findet der Leser und Betrachter bekannte und weniger bekannte Volks- und Kunstlieder, Schlager- und Filmmelodien, aber auch romantische Lieder. Auch Seemannslieder, Liedkarten von Sängerfesten, Lieder aus dem Erzgebirge, dem Vogtland und der Schweiz hat der Autor in dem Buch vereint. Nicht fehlen darf natürlich „Der Trompeter von Säckingen“ von Joseph Victor von Scheffel und „Z' Basel an mim Rhi“ von Johann Peter Hebel.

Die abgebildeten Ansichtskarten geben einen umfassenden und vielseitigen Einblick in den Alltag und in die Kunstgeschichte der damaligen Zeit. Mit dem vorliegenden Liederbuch vermittelt Clemens Fabrizio den Lesern und Betrachtern eine Vorstellung der vielseitigen Geschichte aus dem Bereich des Liedguts. Den Leser erwarten nostalgische Kostbarkeiten aus der Musikgeschichte in einem aufwändig und fast komplett in Farbe produzierten Buches. Es ist eine unglaublich fleißige Arbeit des Sammlers und Kenners der Materie mit der sich der Autor selbst das schönste Geschenk zu seinem 85. Geburtstag gemacht hat. Gleichzeitig öffnet Clemens Fabrizio seine „Schatzkammer“ und ladet eine breite Öffentlichkeit ein, um in dem Buch zu blättern, zu lesen, zu schmunzeln, oder nicht zuletzt auch zu singen oder gar zu pfeifen. Nicht zuletzt gilt es, dem traditionsreichen Verlag Uehlin in Schopfheim für die sehr sorgfältige Druckausführung des äußerst ansprechend gestalteten „Liederbuches“ zu danken. *Elmar Vogt*

ERLEBNISFÜHRER

**Vis-à-Vis, Baden–Elsass–Pfalz.
Pays de Bade–Alsace–Palatinat. Erlebnisführer, zweisprachig, 2004. Preis 19,80 Euro.
ISBN 3-9805123-1-2.**

PAMINA: Baden, Elsass und Pfalz

Pamina steht für den französischen Begriff der Pfalz PAlatinat und kennzeichnet in diesem Zusammenhang die Südpfalz. Hinter **MI** steht das Gebiet Mittlerer Oberrhein, das den nördlichen Teil des badischen Ländles markiert. Und das **NA** für Nord Alsace, also das nördliche Elsass. Die Touristik-Gemeinschaft für Baden–Elsass–Pfalz hat den Erlebnisführer Vis-à-Vis herausgebracht, um „die heiter Landschaft am Oberrhein mit ihren lebensfrohen Menschen vorzustellen.“ Für die Aufgabe des jeweiligen Blickes von „hüben und drüben“ hat sich die Touristik-Gemeinschaft den wohl weltweit verstandenen Begriff Vis-à-Vis zu ihrem Slogan gemacht.

Der Erlebnisführer behandelt Ausflugsziele, Freizeitaktivitäten, kulinarische Genüsse, Kunst und Kultur, Land und Leute. Der Erlebnisführer ist reich bebildert und bestückt mit vielen Tipps, Adressen und ausführlichen Beschreibungen von Baudenkmälern und sonstigen kulturellen, sportlichen und lohnenden Ausflugszielen.

Touristisches Informationszentrum GmbH,
Ruppertsberger Str. 12, 67149 Meckenheim.
Tel.: 0 63 26/9 65 69-0,
Fax 0 63 26/96 56-31
und
Touristik Gemeinschaft Baden–Elsass–Pfalz e. V. –
Haus der Region, Baumeisterstraße 2,
76137 Karlsruhe. Tel.: 07 21/3 55 02-0
Fax: 07 21/3 55 02-22

Heinrich Hauß

VARIA

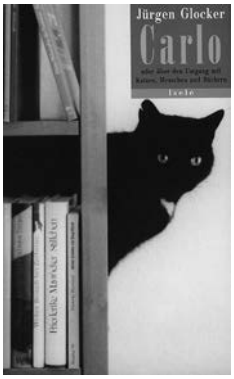
Hansjörg Frommer: Mein Sammlsurium. Texte und Beiträge aus 40 Jahren. Im Eigenverlag 2005. Dr. Hansjörg Frommer, Burgunderplatz 2, 76185 Karlsruhe. Preis 15,00 Euro (einschließlich Versandkosten)

Frommer war in den Jahren von 1978 bis 2003 an der Volkshochschule Karlsruhe (vhs) im Arbeitsfeld Sprachen tätig. Obwohl Schwabe, fühlt er sich in Karlsruhe wohl, weil er „als Volkshochschullehrer akzeptiert worden ist“. An der Arbeit in der vhs schätzte Frommer vor allem die Freiheit als Lehrer, das anbieten zu können, was ihn interessierte, unter der einzigen Voraussetzung, dass er mehr als zehn Personen

ansprach, die bereit waren dafür etwas zu bezahlen. In seinem angestammten Beruf als Gymnasiallehrer (Frommer war zwischen 1966 und 1977 als Gymnasial-Lehrer tätig) wäre ihm das, wegen eines straffen Lehrplans, nicht möglich gewesen. Neben dem Arbeitsschwerpunkt Sprachen und ihrem organisatorischen Management in der vhs, widmete er sich in Vorträgen vor allem der Geschichte und Landeskunde. In diesem Zusammenhang hat er auch mehrere Bücher zu geschichtlichen Themen geschrieben, so z. B. „Die Illyrer“ (1988), „Spindel, Kreuz und Krone. Herrscherinnen im Mittelalter“ (1993) und als Herausgeber „Adelheid – Kaiserin und Heilige“ (1999). In den sechzig Semestern als Kursleiter in der vhs hat Frommer Vorträge zu unterschiedlichen Themen gehalten, die nicht schriftlich ausgearbeitet, sondern frei gehalten worden sind. Was Frommer im „Sammelsurium“ vorlegt, „sind schriftliche Zeugnisse, die oft aus einem bestimmten Anlass angefertigt wurden“, aber bisher nicht veröffentlicht wurden. Die Publikation ist für Frommer eine „Art Tagebuch“ seiner Arbeit. Da der Kern jeder „richtigen“ Volkshochschularbeit für Frommer „Allgemeinbildung“ ist, will er die hier behandelten Einzelthemen und ihre Einordnung in ein Ganzes als in eine deutsche und europäische Bildungstradition eingeordnet wissen. Zumindest hofft er, dass dies für den Außenstehenden sichtbar wird. Die Beiträge umfassen drei Sparten: Texte zur Geschichte und Kulturgeschichte, Texte zur Sprachdidaktik und Texte zur Volkshochschule. Die Sparte Geschichte behandelt Themen wie „Tausend Jahre Habsburg“, „Bundschuh und der Bauernkrieg“, „Kant und die Religionen“ und „Schiller als Historiker“. Die Abteilung Sprachen beschäftigt sich mit dem Thema „Die vhs Sprachenschule als Grundwiderspruch“, den Themen „Vhs Sprachenschule“, „Lernautonomie“ und „Vom Latein zum modernen Italienisch“. Die unübersehbare Zahl der „Kunden“, die Frommer über 25 Jahre in der vhs betreute und der Personenkreis, mit dem er beruflich zu tun hatte, werden ihr Interesse an der Publikation dankbar bekunden. *Heinrich Hauß*

Glocker, Jürgen: Carlo oder über den Umgang mit Katzen, Menschen und Büchern. Edition Isele: Eggingen 2005, 170 S., ISBN 3-86142-337-5, € 14,–.

Dieses Buch ist nicht wichtig oder bedeutend. Aber wenn Sie gerade nichts Wichtiges oder Bedeutendes zu tun haben, und ist das nicht unser aller geheimes Ideal, genannt Freizeit, dann lesen Sie es ruhig, sollte es Ihnen, wie zufällig auch immer, unterkommen. „Carlo oder über den Umgang mit Katzen, Menschen und Büchern“, der Titel verheißt zunächst einen weiteren jener inflationär überflüssigen Ratgeber, aber Jürgen Glocker, seines Zeichens Leiter des Amts für Kultur, Archivwesen und Öffentlichkeitsarbeit des Landkreises Waldshut, hat hier, wohl auch in seiner Freizeit, ein Buch geschrieben, das die Freizeit seiner Leser



unspektakulär und daher aufs Angenehmste auszufüllen vermag.

Im Südbadischen, das ist bekannt, lebt es sich doch fast wie in der Toskana, und im vorliegenden Roman dürfen wir das „fast“ fast streichen. Der Leser begegnet darin einem Ehepaar, das sich – einer Katze wegen – zunehmend voneinander entfernt und der Katastrophe, also der Trennung entgegensteuert. Aber: als „deus ex machina“ führt ebendiese Katze ein schier mirakulöses Happy End herbei, um sich solcherart ihren Lebensstandard zu sichern, der hauptsächlich aus gutem Fressen und Lesen (!) besteht. Das ist nun sichtlich nicht mehr „realistisches“ Erzählen, sondern reine Fabulierlust. Während sich der Leser noch zu Beginn in einer Satire wähnen kann, nimmt bereits das Tragische Fahrt auf, gewinnt zunehmend tragikomische Züge und kippt am Ende ins romantisch Komödienhafte.

Großes Theater also, zusammengenommen, und man meint lesend einer komischen Oper zu lauschen. Sopran, Tenor, der Bass des Veterinärs, es ließen sich sogar die Singstimmen entsprechenden Akteuren zuordnen. Allzu viel an „glaubwürdiger“ Charakterzeichnung darf man da nicht erwarten. Es agieren Typen, das Klischee ist oft nicht fern. Es gibt denn auch einiges kritisch anzumerken an diesem Roman: der manchmal allzu selbstverliebte Sprachgestus (der auch nicht dadurch entschuldigt wird, dass dem Leser am Ende mitgeteilt wird, dieser sei so und nicht anders gewollt), oder die zumindest problematische Autorfiktion (die Katze selbst soll es sein, die, bei wechselnden Erzählperspektiven, am Ende als Autorin des Textes präsentiert wird).

Das ließe sich noch ausführen und erweitern, aber sobald man das germanistische Feinbesteck beiseite legt, kann der Leser u. a. von einer literarischen Anspielung zu nächsten schreiten, und wenn dann Katze Carlo (denn sie ist keineswegs ein Kater) am Ende Nabokov begegnet, ist nicht nur der Katzenfreund, der sowieso, sondern auch der Literaturliebhaber mit diesem Roman versöhnt.

Karl Heinz Kees

LITERATUR

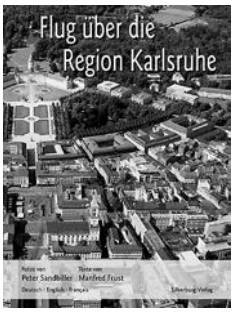
Walter F. Schäfer, Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hauau-Lichtenberg (1623–1675). 60 Seiten, 7 farbige Abbildungen, Format 21 x 21 cm, Morstadt Verlag Kehl, 2005, Euro 19,80.

„Der Dichter Quirin Moscherosch ist noch zu entdecken und wieder zu lesen, wenn er zum Bestand der kulturellen Überlieferung des Hauauerlandes hinzugenommen werden soll. Er hätte es verdient.“ Dieser Satz aus dem Vorwort des Verfassers kann als Motto gelten für die Bemühungen des vorliegenden Bandes, Leben und Werke Quirin Moscheroschs wissenschaft-

lich aufzuarbeiten und ihn wieder bekannt zu machen. Quirin Moscherosch „war eine der markantesten Persönlichkeiten der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Barockzeitalter“ (S. 7). Er hat drei große Gedichtsammlungen zusammengetragen, u. a. „Hanauisches Lob = Lieb = Lust = Lehr = und Leid = Gedichte von 1668“, die umfangreichste Schrift Moscheroschs und „Poetisches Blumen=Paradieß“ von 1673. Dazu eine Vielzahl von Gelegenheitsgedichten zu Hochzeiten, Trauerfällen, Unglücksfällen. Quirin Moscherosch war der Bruder des älteren Johann Michael Moscherosch, auch Philander von Sittewald (1601–1669), der den jüngeren Bruder protegierte. Er hat Quirin wohl auch in das Beziehungsgeflecht der Literaten seiner Zeit eingeführt. Quirin war Pfarrer in Offendorf (Elsass) und in Bodersweiler bei Kehl, seine Interessen gingen aber „über die eines gewöhnlichen Dorfpfarrers hinaus“ (S. 11). „Quirin Moscherosch war als Sprecher der Landleute und der Geistlichkeit anerkannt. Sein Ruf und sein Einfluss gingen über die eigene Pfarrei hinaus. Schäfer beschreibt in dem vorliegenden liebevoll gestalteten Buch das Leben Quirin Moscheroschs mit reichen Beispielen aus seinen Werken.“ *Heinrich Hauß*

FOTOGRAFIE

Flug über die Region Karlsruhe. Fotos von Peter Sandbiller. Texte von Manfred Frust. Deutsch – English – Français, 176 Seiten, Silberburg Verlag, 2006. ISBN: 3-87407-707-1. Preis: 29,90 € (bis 31. 1. 2007), danach 32,90 €.



Der Band präsentiert Hochglanzfotos aus der Luft von den Regionen Philippsburg im Norden und Bühl im Süden, Wissembourg im Westen und Maulbronn im Osten. Eine bevorzugte Stellung wird Karlsruhe zugebilligt (ca. 65 Fotos). Der Regionenbegriff wird allerdings – aus der Luftperspektive wohl entschuldbar – recht undifferenziert gehandhabt. Auch ist die fotografierte „Region Karlsruhe“ nicht unbedingt mit der TechnologieRegion identisch. Die Bildunterschriften des Fotobandes sind dreisprachig in deutsch, englisch und französisch abgefasst. Der Fotoband informiert auch über die „Standorte“ der Flugzeuge, aus denen fotografiert wurde und gibt bei den Orten Hinweise auf die Seitenzahl der entsprechenden Fotos. Der Flug über Karlsruhe und der weiteren Umgebung setzt ungewöhnliche Perspektiven frei, so z. B. die Fächerstruktur im Winter (S. 9) die Kleingärten im Fasanengarten (S. 45), Durlach im Winter (S. 48), das Schwarzwaldkreuz (S. 54), das Rappenwörtbad (Seite 64). Manche Fotos legen den graphischen oder malerischen Aspekt der Landschaft frei wie Folienanbau (Seite 69), Feldarbeit bei Kandel (Seiten 74/75), Betonsteinwerk (Seite 91), Landwirtschaft in der Rheinebene (Seiten 94/95).

Bei dem „Flug über Karlsruhe“ handelt sich um hohe Fotokunst, die die Chance eröffnet, Städte und Landschaften aus ungewöhnlicher Perspektive neu zu entdecken. *Heinrich Hauß*

Ausstellungen in Baden

Historischer und moderner Christbaumschmuck aus Glas

3. Dezember 2006 – 6. Januar 2007

Glasmuseum Wertheim
Mühlenstraße 24
97877 Wertheim
Tel. 0 93 42/68 66
www.glasmuseum-wertheim.de
Di–Do 10–12 und 14–17 Uhr, Fr+Sa 13–18 Uhr, So 13–17 Uhr
Glasbläservorführungen während der Öffnungszeiten
Eintritt 3,50 / 2 €

Die alljährliche Weihnachtsausstellung hat in Wertheim Tradition und erinnert an die Herkunft der Wertheimer Laborglasindustrie aus Thüringen im 19. Jahrhundert. Gezeigt werden neben historischen und modernen Glasherstellungstechniken eine Vielzahl historischer Glasfiguren, aus bunten Glasperlen zusammengebundene Kunstwerke böhmischer Glasbläserfamilien sowie heutiger Christbaumschmuck. Anschließend kann man in der „Weihnachtswerkstatt" dem Museumsglasbläser beim Blasen gläserner Weihnachtskugeln zuschauen und dies selbst einmal ausprobieren.

„Ich bin interessiert an Transformation, Veränderung, Revolution" – Joseph Beuys: Zeichnungen

21. Oktober 2006 – 7. Januar 2007

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Hans-Thoma-Straße 2–6
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26-33 55
www.kunsthalle-karlsruhe.de
Di–Fr 10–17 Uhr, Sa+So 10–18 Uhr
Eintritt 6 / 4 €

Eines der wichtigsten Arbeitsfelder im Ouvre von Joseph Beuys war über mehr als vierzig Jahre hinweg die Zeichnung. Beuys studierte und entwickelte in ihr Formen, forschte mit ihr nach Zusammenhängen, erprobte Ideen und entwarf Konzepte und Gedankenmodelle. Die Ausstellung gibt in einer exemplarischen Auswahl von rund 140 Werken einen signifikanten Einblick in das Werk von Joseph Beuys und gliedert sich in fünf Abschnitte mit den Überschriften „Frühe Formen", „Figur", „Energien, Ströme, Felder", „Bewegung und Übergang" und „Partitur, Entwurf, Diagramm". Sie berücksichtigt Beuys' Arbeit mit dem Wort ebenso wie seine sinnlich präsenten und präzisen Imaginationen von Körpern, Bewegungen, Strömen, Energiefeldern und seine Visionen der Transformation der materiellen, menschlichen und gesellschaftlichen Existenz.

FotoChina –
Die Preisträger der BASF-Creative Photography Competition in China

8. Oktober 2006 – 7. Januar 2007

Reiss-Engelhorn-Museen
Museum für Archäologie, Völkerkunde und Naturkunde D5
68159 Mannheim, Tel. 06 21/2 93 31 50
www.rem.mannheim.de
Di–So 11–18 Uhr, Eintritt 7 / 2,50 €

Erstmals außerhalb Chinas werden die Preisträger eines chinaweiten Fotowettbewerbes präsentiert, der 2005 anlässlich des 120-jährigen Engagements der BASF in China durchgeführt wurde. 120 junge chinesische Fotografen reflektieren in ihren Arbeiten rasante Veränderungen und formulieren spannende Einblicke in die zentralen Themen und Entwicklungslinien der zeitgenössischen chinesischen Fotografie. Fremde Ästhetik kombiniert mit aktueller Bildsprache hat dabei überraschende Resultate hervorgebracht.

FASTER! BIGGER! BETTER!
Signetwerke der Sammlungen

24. September 2006 – 7. Januar 2007

ZKM-Museum für Neue Kunst
Lorenzstraße 19, 76135 Karlsruhe, Tel. 07 21/81 00-0
www.zkm.de
Mi–Fr 10–18 Uhr, Sa+So 11–18 Uhr, Eintritt 5 / 3 €

Die Neonschrift „Faster! Bigger! Better!“ der Schweizer Künstlerin Sylvie Fleury aus dem Eröffnungsjahr des Museums für Neue Kunst 1999 ist Titelgeber der neuen Sammlungspräsentation. Auf allen drei Ebenen der Lichthöfe 1 und 2 werden rund 190 Signet-Werke gezeigt, wobei die Werke durch die offene Struktur des Hauses über die Lichthöfe hinweg miteinander kommunizieren können. Diese Wiedervorlage der Meisterwerke aus den wohl spannungsreichsten Dekaden des letzten Jahrhunderts bildet zusammen mit den neuesten Werken des 21. Jahrhunderts einen Abriss der Kunstgeschichte der letzten 50 Jahre.

Badische Literatur 1806 bis 2006

21. September 2006 – 7. Januar 2007

Museum für Literatur am Oberrhein
Prinz Max Palais
Karlstraße 10, 76133 Karlsruhe, Tel. 07 21/1 33-40 87
www.literaturmuseum.de
Di+Fr+So 10–18 Uhr, Do 10–19 Uhr, Sa 14–18 Uhr
Eintritt frei

200 Jahre Badische Literaturgeschichte – von 1806 bis in die Gegenwart – wird in dieser Kabinettsausstellung exemplarisch dokumentiert. Die Vielfalt der oberrheinischen Literaturgeschichte wird am Leben und Werk von Johann Peter Hebel, Karoline von Günderrode, Joseph Victor von Scheffel, Marie-Luise Kaschnitz, Patrick Roth und vielen anderen greifbar gemacht und damit zugleich die Frage beantwortet, was „anders“ ist in der badischen Literatur. Denn insbesondere für das neunzehnte Jahrhundert gilt, dass die badische Literatur durch Anstöße von außen bereichert worden ist. Präsentiert werden Handschriften, Briefe, Erstausgaben, Fotos und Tonaufnahmen der Autoren sowie zeitgenössische Materialien.

Von der Reformation bis zu den Erbfolgekriegen 16. und 17. Jahrhundert

ab 11. November 2006

Badisches Landesmuseum Karlsruhe
Schloss Karlsruhe
76131 Karlsruhe, Tel. 07 21/9 26 65 14
www.landesmuseum.de
Di–Do 10–17 Uhr, Fr–So 10–18 Uhr, Eintritt 4 / 3 €

Erstmals werden die im Zuge von Sanierungsmaßnahmen seit Jahren in Magazine verbannten Schätze aus der Zeit von Renaissance und Frühbarock wieder der Öffentlichkeit präsentiert. Die Objekte dokumentieren Kunst und Kultur einer gleichermaßen von kultureller Blüte wie kriegsbedingtem Elend bestimmten Epoche am Oberrhein und im deutschen Südwesten. Anhand der Themenbereiche Humanismus, Wissenschaft, Handwerk und Zünfte, höfische Kultur und bürgerliche Lebenswelt sowie Religion und Krieg entwirft die Ausstellung ein vielschichtiges Bild dieses Zeitenumbruchs in die moderne Welt.

Bibelbilder / Bilderbibel Arnulf Rainer – Gustave Doré

11. November 2006 – 21. Januar 2007

Museum Frieder Burda
Lichtentaler Allee 8b,
76530 Baden-Baden
Tel. 0 72 21/3 98 98-0
www.sammlung-frieder-burda.de
Di–So 10–18 Uhr, Mi 10–20 Uhr, Eintritt 9 / 7 €

Mit seinen Übermalungen von Bibelillustrationen möchte Arnulf Rainer „den Bildern das zurückzugeben, was sie verloren haben – ihr Geheimnis." Die Ausstellung soll dazu einladen, sich diesem Geheimnis hinzugeben und es zu ergründen. Neben Rainers Bibelbildern werden daher auch die vielen seiner Arbeiten zu Grunde liegenden Originale der übermalten Reproduktionen gezeigt: kostbare Holzstiche und Zeichnungen des berühmten Bibelillustrators Gustave Doré (1832–1883). Großformatige Kreuze Rainers aus dem Besitz des Künstlers und den Beständen des Museum Frieder Burda ergänzen die Ausstellung mit eigenwilligen Stellungnahmen zum Thema Passion.

Jean Prouvé. Die Poetik des technischen Objekts.

23. September 2006 – 28. Januar 2007

Vitra Design Museum
Charles-Eames-Straße 1
79576 Weil am Rhein
Tel. 0 76 21/7 02 32 00
www.design-museum.de
Mo–So 10–18 Uhr, Mi 10–20 Uhr, Eintritt 7,50 / 6 €

Jean Prouvé, einer der innovativsten Konstrukteure in Architektur und Möbelbau des 20. Jahrhunderts, verknüpfte Handwerk mit Industrie und Design mit Architektur. Mit jedem Schritt trug er die Summe seiner Erfahrungen weiter – als Kunstschmied des Art déco und als Fabrikant.

Bilder aus Stein – Orpheus der Sänger
Römische Mosaikkunst

30. September 2006 – 25. Februar 2007

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5, 78467 Konstanz
Tel. 0 75 31/98 04-0
www.konstanz.alm-bw.de
Di–So 10–18 Uhr, Eintritt 4 / 3 €

Die Ausstellung informiert sowohl über die Entwicklung der römischen Mosaikkunst von ihren Anfängen bis in das 4. Jahrhundert nach Christus als auch über die Bedeutung des Sängers Orpheus in der antiken Kunst und Mythologie. Im Zentrum steht dabei das erst 1995 entdeckte Orpheus-Mosaik aus der römischen Provinzhauptstadt Mainz. Sein Gegenstück wurde bereits 1834 in Rottweil gefunden, der einzigen römischen Siedlung in Baden-Württemberg, die nachweislich das römische Stadtrecht besaß.

LOST AND FOUND –
UNGARN IM SPIEGEL SEINER ZEITGENÖSSISCHEN KUNST

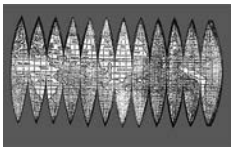
9. Dezember 2006 – 25. Februar 2007

Staatliche Kunsthalle Baden-Baden
Lichtentaler Allee 8a, 76530 Baden-Baden
Tel. 0 72 21/30 07 63
www.kunsthalle-baden-baden.de
Di–So 11–18 Uhr, Mi 11–20 Uhr, Eintritt 5 / 4 €

Die Ausstellung gewährt ungewöhnliche Einblicke in die Gesellschaft und Kultur Ungarns – Innenansichten diesseits einer auf touristische oder politische Aspekte reduzierten Sicht. Jüngst entstandene Arbeiten von etwa 20 Künstlern setzen mitunter humorvolle Akzente auf überraschende Situationen und zeichenhafte Gegenstände des Alltags und stoßen damit eine Rejustierung unseres Bildes von Ungarn an. Man erwartet sein altvertrautes Bild von Ungarn wieder zu finden, wird stattdessen aber ganz neue Eindrücke gewinnen können – „Lost and Found".

Neue Welt und Altes Wissen. Wie Amerika zu seinem Namen kam.
Eine Ausstellung mit Kostbarkeiten der Historischen Bibliothek Offenburg

14. Oktober 2006 – 1. April 2007



Museum im Ritterhaus
Ritterstraße 10, 77652 Offenburg, Tel. 07 81/82 25 77
www.museum-offenburg.de
Di–So 10–17 Uhr

Stadtbibliothek
Weingartenstraße 32/34, 77654 Offenburg
Tel. 07 81/82 27 30
Di 10–18 Uhr, Mi+Do 13–18 Uhr, Fr 13–19 Uhr, Sa+So 10–17 Uhr
Eintritt 6 / 3 €